(Oeser)

K

<36636591180012

Die Heimatlosen.

Die
Heimatlosen.

Erzählung aus den Freiheitskriegen

von

O. Glaubrecht.

Frankfurt a. M. und Erlangen.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1858.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

Wer ein Buch hinausschickt in die Welt, den fragt man wohl, wie er dazu gekommen sei, gerade diesen Gegenstand zu wählen, und möchte gerne wissen, woher er dies und das habe, und was davon sein Eigenthum sei? — Es trägt ein Maler oft Jahre lang ein Bild mit sich umher und gestaltet es bei sich aus, ehe er es in Farben darstellt: das ist die Antwort auf die erste Frage; und es kann Keiner von einer Sache erzählen, er habe sie denn entweder selbst erlebt, oder geistig durchlebt und sie damit zu seinem Eigenthum gemacht: das ist die Antwort auf die zweite Frage. Wir Alle tragen einen Schatz von Erlebtem und Gehörtem mit uns, der ist unser eigenstes Eigenthum und wird von uns auch Anderen geöffnet, wenn eben die Zeit gekommen ist. Mir scheint sie für die „Heimatlosen“ jetzt da zu sein.

Es war im Winter von 13 auf 14, da schob man einem unruhigen Knaben einen Stuhl an's Fenster, legte ihm sein Bilderbuch, das Theatrum europaeum, darauf, daß er die Fensterbrüstung erreichen könne, und der Knabe schaute mit offenen Augen hinaus auf die Straße. Welch' eine neue Welt war da aufgethan! Er hat wohl später in manchen Guckkasten hinein ge-

sehen und die Bilder an sich vorüber gehen lassen; er hat Manches seitdem erlebt, so Scenen der Begeisterung für Menschengedanken und Menschenthaten, wie Bilder des Aufruhrs und der Verworfenheit in den Jahren 1830 und 1848, aber die Bilder vom Theatrum europaeum aus gesehen, stehen noch in frischen Farben vor seiner Seele, während um jene späteren sich schon der Nebel der Vergessenheit lagert.

Ach, es war für ein Kindesherz fast zu viel, was damals auf der Straße der Vaterstadt vorgieng, an der zum Glück das Fenster lag, durch das der Knabe schaute! „Die Kosacken kommen!" hieß es, und was laufen durfte, das lief, um die fremden Gäste zu sehen. Fremd waren sie an Gestalt, Kleidung, Sitte und Sprache, aber während sie von ihren struppigen Pferdchen herab mit der Lanze dem Metzger Wurst vom Laden spießten, herzten sie die Kinder und gaben den Aeltern den Vater- und Mutternamen, und die Kinder freuten sich ihrer. — „Die Russen kommen!" hieß es wieder. Es waren Reiterregimenter, stattlich und stolz; voran ritten die Spielleute und Paukenschläger und Vorsänger, und das ganze Regiment sang mit. Das war ihre Feldmusik. Hinter ihnen kamen die Proviantwagen, eine lange Reihe, und dazwischen Heerden von müdem, hungrigem Vieh, geführt von bärtigen Russen, angethan mit Kleidern von Schafpelz, das Fell inwendig, und außen starrend von Schmutz. — „Die Baschkiren kommen!" hieß es wieder, und Jung und Alt eilte nach den Fenstern. Das waren keine Soldaten wie die bisher gesehenen. Nur die Lanze hatten sie mit den Kosaken gemein, sonst hiengen Bogen und Köcher mit Pfeilen über ihren Rücken, es sah Einer dem An-

dern so ähnlich, daß man sie nicht unterscheiden konnte, und sie mußten weit her sein und sehr wild; denn der ältere Bruder war ihnen nachgegangen bis zu ihrem Lagerplatz, und kam athemlos heim und erzählte, sie hätten im Canzleihof ein Feuer angemacht und dort brieten sie eben ein ganzes Schaf über dem Feuer. Und die Reste eines solchen Bratens sah der Knabe am folgenden Morgen bei ihrem Abzuge oben auf einem Proviantwagen liegen, ein schauerlicher Anblick! Und hinter dem Wagen folgte ein Kameel, hochbepackt, und oben darauf ein Baschkirenjunge.

So gieng's wochenlang an dem Fenster vorüber, eine wahre Musterkarte von allen Völkern. Die Straße ward nie leer, und was der Knabe durch das Fenster nicht erschauen konnte, das brachten vor seine Phantasie die Brüder, die unter den Soldaten umhergiengen, sich schnell mit ihnen befreundeten, ihnen die Billete lasen und die Quartiere suchen halfen und Zeugen ihrer Herzensgüte, aber auch ihrer Rohheit und ihrer nur allzuwohl verdienten Prügel waren, die sie zum allgemeinen Erstaunen wie Helden ertrugen.

Wurde es draußen etwas stiller, so gab es im Hause selbst für das Kind Manches zu hören und zu sehen; der Vater empfieng die fremden Gäste, meist Officiere, mit Handschlag und hieß sie willkommen, und sie wurden schnell Freunde der Familie, und Manche haben noch aus weiter Ferne und in späteren Jahren die Freundschaft bewahrt. Manche sprachen nur ein gebrochenes Deutsch, Andere halfen sich durch fremde Zungen. Ein russischer Pope in seinem seidenen Gewande und langen Barte heischte von der Mutter einen Kuß, weil er Superintendent in seinem Lande sei,

und sprach mit dem Vater lateinisch. Während dessen suchte die Mutter den Troß der Gäste unterzubringen, so gut es eben ging, der freilich oft so lang war wie der Schwanz an einem Drachen, bestehend aus Unterofficieren, Bedienten, Stallknechten, Köchinnen und Troßbuben. Die waren vornehmlich gute Kameraden, meist unterwegs aufgelesen und dem Drachenschwanze als neue Schleife angehängt. Wollte dann, was auch vorkam, der Schwanz den Drachen herabziehen, dann brachte der Stock des Herrn die Maschine wieder in den rechten Wind. So verstand sich's von selbst und fiel dem Buben, der sich daraus eine Bildersammlung für die Zukunft anlegte, nicht weiter auf. Aber die bekümmerten Mienen der Aeltern wegen des Unterhalts der ungebetenen Gäste, wegen der Störung der häuslichen Ruhe, die konnte der Knabe damals nicht verstehen. Später hat er sie wohl verstanden und begriffen, daß die Russen nur den Kehraus machten von dem Tanze, der bereits über zwanzig Jahre gewährt.

Und daß das Marschiren der Soldaten nicht blos zur Kurzweil der Kinder geschähe, davon ist auch dem Knaben eine wehmüthige Erinnerung geblieben. Er hat die Säbel erzürnter Soldaten auf wehrlose Bürger gezückt gesehen, er hat mit Theilnahme in die blassen Gesichter der Verwundeten geschaut, die sich wie kleine Kinder mußten füttern lassen, weil die Arme zerschossen oder zerhauen waren. Es steht ihm noch ein vornehmer Officier vor Augen, der nie den Mantel ablegte, weil er fast sein einziges Oberkleid war. Er hat nie ohne Schauer das Haus am Walle angesehn, wo die kranken Soldaten lagen, und von dem täglich mehrmals der Leichenkarren die Todten über die hölzerne

Nothbrücke des Stadtgrabens fuhr, um sie in die tiefe Grube unter die Rüsterbäume neben dem Kirchhof zu legen. Und wenn man dann in der Nähe des schauerlichen Hauses die Kleider der todten Soldaten verbrannte, damit sie die Krankheit nicht weiter trügen, und Geld in der Asche fand, dann kam ihm das Alles wie ein unendliches, tiefes Menschenwehe vor. Ach, und es steht ihm ein Mittag vor der Seele, der warf einen Trauerschleier über die ganze heitere Erinnerung! Die Familie saß am Mittagstisch, da hörte man ein dumpfes Gemurmel, untermischt mit Schreien und Fluchen. Wir eilten ans Fenster; russische Dragoner trieben eine Colonne von gefangenen Franzosen vorüber, buchstäblich wie man eine Heerde Vieh treibt. Krankheit, Hunger und Elend stierte aus den Augen der Gefangenen; aber unbarmherzig trieb der Säbel der Russen die Verschmachteten weiter. Mitleidig öffneten die Bürger die Hausthüren und reichten den begierig Nehmenden Brot und Fleisch und Wein, und mit Thränen in den Augen sah der Knabe zu, wie Mutter und Geschwister einen solchen zu uns geflüchteten Franzosen kleideten und erquickten und dann unter der Obhut eines Dieners auf den Sammelplatz schickten. Unberührt blieb an diesem trüben Mittag das Essen, denn der traurige Anblick ließ Alles vergessen, auch die natürliche Wallung, daß die Gefangenen zu den Drängern des Vaterlandes gehört hatten.

Der Klang „Vaterland“ mit allem Heiligen, Süßen und Traulichen, das in ihm liegt, mußte überhaupt von ganzen Schichten des deutschen Volkes erst wieder gelernt werden. Der Ton hatte durch's Ohr eine weite Reise bis in's Herz. Als man ihn aber wieder

verstand, als man das Verlernte durch den Donner der Leipziger Schlacht in sich geweckt fühlte, da brach eine neue Zeit an. Es war auf einmal Alles wieder deutsch geworden. Die Sprache, die Liebe, das Lied, das Kleid, die Körperhaltung, die Miene, die Geberde, der ganze Mensch. Es war eine schöne, tiefpoetische Zeit; „Leier und Schwert" waren das Schiboleth der Nation, und die Alten schwärmten mit den Jungen. Aber der Morgentraum vergieng; die Nacht war gar zu lang gewesen, und die Gespenster dieser Nacht wandelten bis in den hellen Tag hinein. „Ihr verlangt zu viel von der neuen Freiheit!" riefen die Alten den Jungen zu, und die Jungen erwiderten: „Ihr haltet nicht, was ihr uns versprachet, als wir in die Schlacht giengen unter Gesang und Hörnerklang!" Man erhitzte sich gegenseitig. Da erloschen zuerst die Siegesfeuer auf den Bergen, dann schwiegen die Dankespsalmen in den Kirchen, und dann die Lieder der Freiheitskriege. Der deutsche Rock und das deutsche wallende Haar waren ungern gesehene Abzeichen, und gezwungen und schmollend verlor sich manche kräftige Gestalt aus dem Volke und suchte in der Ferne Heimat und Freiheit. Ein Deutscher heißen war damals keine Ehre mehr; Unbesonnenheit auf der einen und Furchtsamkeit auf der anderen Seite stempelte die deutsche Begeisterung zum Verbrechen.

Da ist denn allmählich die Zeit heran geschlichen, die wir die unsrige nennen. Sie hat entweder nichts gehört von der Niederlage und der Erhebung der Väter, denn auch der Mund der Lehrer verstummte, oder man gab ihr einen mageren Auszug von deutscher Geschichte, um sie nicht zu deutsch werden zu lassen; dafür aber

hat sie die Stichwörter gelernt, die jetzt die Zeit regieren: „Universalismus,“ „Humanismus,“ „Völkerverbrüderung,“ „Materialismus“ und das Teufelswort: „Freiheit und Gleichheit,“ zu deutsch: „Gelüste nach des Nächsten Gut und Leben.“

Da hat man denn endlich angefangen, wieder zu bedenken, was es doch für ein köstlich Ding sei um ein deutsches Herz, was sich doch aus ihm machen lasse, wenn man es in den Morgenglanz stellt, der von dem Kreuz Christi darauf fällt, und dann aus ihm die Gottesblumen: deutsche Treue, deutsche Liebe und deutsches Lied hervorsprießen. Davon reden jetzt wieder die Prediger, wenn sie anders Volksthum und Christenthum neben einander dulden können, davon singen wieder die Dichter, und selbst die Politiker fangen an, etwas davon zu fühlen. Man erinnert wieder an Deutschlands Schmach und Erhebung, und warnt vor dem Vergessen der Vergangenheit.

Und für die Kreise, in welchen man angefangen hat, der Vergessenheits-Sünden sich zu schämen, für die erwachsene Jugend vornehmlich sind die Heimatlosen geschrieben. Sie soll sich wieder bewußt werden, was ihre Väter und Mütter gelitten, erhofft und erbetet haben, sie soll eine Ahnung davon bekommen, was über sie und ihre Zeit kommen kann, wenn nicht das Herz kräftig wird, zu widerstehen dem drohenden Ungewitter. Sie soll Geographie, alte und neue, studieren, und fragen lernen, warum die Westgrenze Deutschlands nur theilweise bis dahin gehe, wo die welsche Zunge anfange; warum Deutschlands herrlichstes Münster auf französischem Boden stehe, und warum man, als es in Paris zum Einpacken der aus Deutschland geraubten

Güter kam, den Edelstein zurückließ, der Elsaß heißt? Haben sie das verstanden, dann suchen sie selbst auf der Landkarte Deutschlands die wunden Stellen, z. B. dort, wo der Däne die Wälle von Rendsburg schleift und in dänischer Sprache will von Deutschen gebetet haben. Da bleibt denn in den Herzen der Jugend eine Stelle wund, die bei der leisesten Berührung schmerzt und das Zeugniß versteht, das der alte Arndt von Zeit zu Zeit wiederholt. Und daß solche Stellen wund bleiben, dafür sorgen unsere Nachbarn. „Das linke Rheinufer, wo der preußische Adler Wache hält, soll der großen Nation abgestohlen sein," das ist eine ständige Redensart bei unseren westlichen Nachbarn, und so in's Blut der Nation übergegangen, daß die Landkarten mit Frankreichs natürlichen Grenzen sogar in die Schulen gebracht werden. Und die Helena-Medaille, was ist sie anders als ein ziemlich plumpes Tasten, ob die deutsche Nation kitzlich sei, oder nicht, ob sie ihre Schmach von ehmals vergessen habe und zu neuer sich willig finde.

Und wird dem Dänen für diese und jene Unbilde einmal eine Faust gemacht, dann geberdet er sich wie der Zaunkönig gegen den Adler, und droht mit diesem und jenem Vetter, den er zur Hilfe rufen werde.

Das muß schmerzen und das soll schmerzen, und muß den Patienten wach erhalten, damit ihm im Schlafe Niemand den Harnisch nehme. Dazu will an seinem schwachen Theile auch dieses Büchlein beitragen. Was darin steht, ist Wahrheit, denn die Geschichte kann nicht lügen, wo Tausende von Augen- und Ohrenzeugen noch leben. Fragt man mich aber, ob denn auch das wahr sei, was die kleinen und großen Leute in der Erzählung

erfahren und gelitten haben, so sage ich: Suche, lieber Leser, das Lahnberg auf keiner Karte, du wirst es schwerlich finden; aber das glaube zuverläßig, daß die Bilder der Erzählung wahre sind, so wahr, daß ich selbst die frühgewelkte Rose Cornelia nennen könnte, wenn mich nicht ihr Grab um Verschwiegenheit anflehte. Das Geschilderte reicht bei weitem nicht an das Erlebte, und Vieles bleibt besser in Nacht gehüllt, auf daß die Röthe der Schaam nicht das Angesicht der Greise überziehe, die unauslöschliche Wunden im Herzen tragen.

Vereinzelt steht auch das Büchlein nicht da. Von Preußen aus hat man allezeit, und jetzt noch sorgsamer, Wache gehalten, daß das Volk seiner Thränen und Opfer, aber auch seiner Siegesbegeisterung nicht vergesse, und das lohn' ihm Gott, dem treuen Wächter der Westmark! Dann ist eine Reihe von Büchern erschienen, die lassen Thatsachen zu uns reden, die man zu vergessen anfieng. Das Leben Stein's steht wie ein stolzes Denkmal im Sturm da; das Leben Perthes' gleicht dem Schiffe, das das Kreuz Christi zum Anker hat, und zwischen den Blumen seiner Jugenderinnerungen zeigt uns Eilers den Schlag deutscher Herzen. Dem Feierklang mit allen Glocken gegenüber, der aus diesen Büchern tönt, ist das meinige zu vergleichen dem Glöcklein der Kapelle in der Thalschlucht. Diese Bücher sind wie ein Strauß von vollen, duftenden Sommerblumen, wie sie der Erntemonat uns sammeln läßt auf deutscher Flur. Mein Büchlein dagegen ist zu vergleichen dem Asterstrauß an der Brust des Schwabenmädchens, das mit seinen großen, blauen Augen sinnend und ernst in's Angesicht des dritten

Napoleon schaute, als man ihm im September dieses Jahres in Cannstadt zeigte, wie das deutsche Volk sich freut und seine Fürsten mit ihm. Der Erzähler wird's nicht vergessen und dankt dem Schwabenvolk für das schöne Herbstfest am Neckar.

Geschrieben am 26. October 1857, dem hundertjährigen Geburtstag Stein's.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir habens manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los, und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! verstorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adlichen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!“

Max von Schenkendorf.

1.

Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen,
Uebt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit!

Max v. Schenkendorf.

Es war an einem Nachmittage im September des Jahres 1811, da trat aus dem Walde, der die Höhen um das Landstädtchen Lahnberg krönte, ein junger Mann auf die Landstraße heraus und sah sich nach allen Seiten um. Die schöne Berggegend lag in vollem Sonnenschein; Hügel, bis in ihre Mitte bebaut und dann mit Wald bewachsen, wechselten anmuthig mit Thälern ab und schienen sich allmählich in eine breite Thalmulde hinabzusenken, und wo sie sich wie eine Pforte öffneten, da sah man einen Fluß im Strahle der Sonne glänzen.

Der Jüngling hatte, wie es schien, die heißen und müden Stunden des Mittags im Walde verschlafen oder verträumt, und war nun im Begriff, seine Wanderung vollends hinab nach der Stadt fortzusetzen. „Also nur noch eine Stunde bis Lahnberg,“ sagte er vor sich hin, indem er auf den Wegweiser schaute, der seine Arme nach verschiedenen Richtungen ausstreckte, „also eine Stunde bis Lahnberg, eine halbe bis Meiernhausen, eine halbe bis Tiefengrund, da wüßte ich ja auf einmal Bescheid in der Gegend; aber wie heißt das Oertchen da neben in der Schlucht? Das ist ja ein

Plätzchen, wie es schöner nicht gefunden werden kann, mir deucht, ich höre eine Mühle aus dem Grunde klappern! Richtig, der Bach, der dort zwischen Felsen herabkommt, treibt die Mühle; und wie frisch die Wiesen an seinem Saume aussehen! Wie mag's erst hier lieblich sein, wenn die Bäume um die Mühle her blühen, und die Lerche dazu singt; denn eben ist's still im Wald und auf der Flur, die Vögel schweigen und nur das Heimchen zirpt".

Versunken in den Anblick des Mühlthals that der junge Reisende seine Mütze ab, hielt sie über die Augen, weil ihn die Sonne blendete und stand hoch aufgerichtet da. Er war eine schöne jugendliche Erscheinung. Dunkelbraunes Haar, in der Mitte gescheitelt, fiel in leichten Locken auf einen weißen Hemdkragen herab. Lebhafte Augen glänzten aus seinem frischen Gesichte; wer aber tiefer und beobachtender hineinsah, der hielt den Jüngling für älter, als er wirklich war, denn die Augenbraunen zogen sich bei jedem raschen Gedanken zu leichten Falten zusammen, und die Gedanken schienen sich in diesem Kopfe schnell und mit Lebhaftigkeit zu folgen, denn rasch war sein Mienenspiel und seine Bewegung im Allgemeinen. Eine sehr einfache Kleidung ohne allen Schmuck bedeckte seinen kräftigen Körper, und wenn beim Gehen das weite Beinkleid sich etwas verschob, so sah man, daß den Füßen die Strümpfe fehlten. Sonst aber war Alles an dem Burschen untadelig vom Haupt bis zu den Füßen, Kleidung, Gesicht und Hände rein und der Blick aus dem lebhaften Auge keusch und fest. Auf seinen Schultern hieng ein Ranzen mit grünem Wachstuch überzogen, aber er schien den Träger

nicht zu beschweren; ob nicht viel darin war, oder ob die Schultern des jungen Mannes der Last spotteten, genug, er schritt mit seiner Last daher, als wenn er flöge. In der rechten Hand hatte er seinen Reisestock, einen sogenannten Ziegenhainer, und wenn er lebhaft ward und mit sich redete, so hob er den Stab in die Höhe und deutete oder focht mit ihm in die Gegend hinaus, und das Aextchen, das als Griff diente, glänzte blank in der Sonne.

So deutete er auch jetzt mit dem Stab auf die Mühle zu, sah nach dem Stand der Sonne und sagte vor sich hin: „Eine Stunde früher oder später in Lahnberg schadet nichts; du siehst dir das Mühlchen da unten erst ein wenig an!“

Mit diesem Vorsatz schritt er einen Fußpfad entlang hinab in's Thal. Der Pfad führte ihn bald an das Bächlein, und unter dem Schatten der Erlen gelangte er früher, als er meinte, zur Mühle. Die lag wie eingekeilt in einer Bergschlucht, auf der einen Seite fast an die Felswand gelehnt, auf der andern von Bäumen so dicht beschattet, daß ein Sonnenstrahl Mühe hatte, sich durchzustehlen. Das Gebäude war einstöckig, aber breit und tief mit hohem Dache, und eine uralte Linde deckte nicht allein den kleinen Hofraum, sondern auch Dach und Mühlrad und Gerinne unter ihren breiten, frischen Aesten.

Laute Stimmen fröhlicher Menschen, die von der Mühle her ihm entgegenschallten, ließen den Fremden zögern; unentschlossen, ob er gehen oder bleiben sollte, wandte er sich seitwärts vom Pfade und erkletterte eine mit Gebüsch bewachsene Bergwand, von wo

er ungesehen den engen Raum vor der Mühle überschauen konnte. Dort sah er um einen großen Steintisch auf hölzernen Bänken eine Gesellschaft von Männern und Frauen unter der Linde sitzen und lebendigen Rath halten. Der Tisch war mit einfachen Speisen, mit Milch und Brot bedeckt, Weintrauben und Obst standen in irdenen Gefäßen daneben, und man schien von der Arbeit des Essens auszuruhen; die Männer rauchten aus thönernen Pfeifen und die Frauen strickten. Doch bei einer andern Gruppe weilte des Fremden Auge mit größerer Theilnahme. Auf einem Rasenplätzchen zur Seite, unter dem Schatten von einigen großen Obstbäumen, die unter der Last der reifenden Früchte zu brechen drohten, spielte ein Kreis von jungen Leuten, keines, wie es schien, älter als er selbst. Die Jünglinge schienen Schüler der gelehrten Schule zu sein, die im Städtchen schon seit den Zeiten der Reformation blühte, und die Mädchen waren blühende frische Gestalten, auf denen der Blick der Mütter unter der Linde mit Wohlgefallen ruhte. Von Zeit zu Zeit in einer Pause des Spiels traten die jungen Leute an den Tisch zu den Aeltern, ließen sich eine Erfrischung reichen und nahmen entschuldigend die kleinen Ermahnungen: Maß und Ziel im Spiel zu halten, an. Denn der „Plumpsack" und „Täubchen flieg aus" und „Schenken und Logiren" wechselten in rascher Folge. Und es war ein sittig schönes Spiel, das Spiel der jungen Leute, der Scherz war harmlos, das Benehmen der Jünglinge gesetzt und der Mädchen Angesichter blickten treuherzig und vertrauend zu ihren Gespielen auf. Die Alten unter der Linde und die Jugend unter den rei-

chen Obstbäumen, beides zusammen bot ein Bild des reinsten häuslichen und geselligen Glücks. Dazu rauschte das Bächlein über die Felsen, die Mühle klapperte, und die Jugend lachte; ein blauer Himmel wölbte sich über dem stillen Mühlenthale und die Sonnenstrahlen stahlen sich neckend durch die Zweige der Linde hindurch und spielten in den Wellen des raschen Baches.

Das Alles übersah der Jüngling auf seiner Warte unter dem Haselgesträuch, und seine Augen wurden ihm trübe, sie füllten sich mit Thränen. Das Heimweh überkam ihn wie nie in seinem bewegten Leben. Er fühlte sich allein, auf der weiten Erde allein. Er fragte sich, ob er daheim, wo seine Wiege gestanden, etwas Aehnliches, ob er Vater und Mutter, ob er Bruder und Schwester, ob er Freunde habe, und nur bei dem letzten Gedanken an die Freunde ward sein wundes Herz wieder etwas heil. Der Gedanke ließ ihn die andern Verluste vergessen. Und es war noch ein Gedanke in ihm, ein großer und heiliger und vor dem richtete er sich auf, den ergriff er, wie der sinkende Schiffer den Mast seines Wraks ergreift, und im Nu schwamm er als ein kühner hoffender Mensch dem nahen Ufer zu. Das Eiland, an dem er in Gedanken landete, das war die liebe deutsche Heimat, das Land seiner Sehnsucht und seines stillen Ringens, und er sah sein Vaterland frei, auch durch sein Mühen und durch sein Kämpfen und Bluten frei, und sah sich einziehen in die neue Heimat, die auch ihm einen eigenen Heerd bot, er sah sich angelacht von zwei lieben freundlichen Mädchenaugen und der holde Mund, der für ihn gebetet, sprach: „Sei willkommen, Johannes, der liebe Gott hat uns

Treue gehalten, wie ich dir, nun laß uns ihm danken und dienen. Das Vaterland ist frei und in ihm ist auch uns das Haus gebaut.«

Wie Johannes, denn mit diesem Namen wollen wir von nun an den Jüngling nennen, noch so träumte, da erhob sich aus dem Kreise der Frauen plötzlich ein Kind, schlank und hoch gewachsen, fast mädchenhaft, das an dem Spiel der Andern keinen Theil genommen hatte und sprang mit dem Ausruf: „Ach da kommt ja auch Tante Fritzchen!« einer neu ankommenden Frau entgegen. „Aber Tantchen,“ rief das Kind und schmiegte sich an die Frau, »das war schön von dir, daß du noch kommst, und auch den Herrn Professor hast du mitgebracht, das ist doppelt lieb von dir! Es ist auch so schön heute auf der Bibermühle, daß du allein nur noch zu unserer Freude gefehlt hast!“ „Ei Friederike,“ sagte die Frau mit leichtem Erröthen, indem sie sich mit freundlichem Gruß der Gesellschaft an dem Steintisch nahte, »du wirst täglich eine größere Schmeichlerin und das kleidet dich nicht gut, willst du aber gut und dankbar sein, so reiche dem Herrn Professor die Hand, denn er war es, der mich euch heute noch zuführte, er meinte, es sei Unrecht, einen so schönen Nachmittag anders als unter der Linde auf der Bibermühle zu verleben.“ „Da hat auch der Herr Professor vollkommen Recht,“ scholl es wie aus einem Munde, und die Frauen rückten zurecht, um der Ankommenden Platz zu machen und die Männer nahmen den Herrn Professor in ihre Mitte, und Alle schienen über die Ankunft der neuen Gäste erfreut.

Auch die Jugend hatte ihr Spiel unterbrochen,

sie kamen hinzu, die Mädchen reichten Tante Fritzchen die Hand und die Jünglinge verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Professor. Der überschaute mit herzlichem Wohlgefallen den Kreis der jungen Leute; man sah, er war hier kein Störenfried, sondern ein lieber gerngesehener Hausfreund und die heiteren Augen der Mädchen, forderten ihn gleichsam zum Scherz heraus. „Emilie," sagte er zu der Größesten unter den Mädchen, „deine Augen sind angegriffen und müde, und sehen mich nicht so sprechend an wie sonst, sieh, mein Kind, das kommt von dem langen Schauen nach dem Cometen in der Mitternachtstunde. Siehe nicht so lange hinauf, mein Mädchen, der alte Kerl da oben ist ein ungalanter Liebhaber, er gibt keine Antwort." „Sie haben Recht, Herr Professor," sagte lächelnd das Mädchen, „aber wenn das Tagewerk gethan ist und das kleine eigne Stübchen einem aufnimmt, und man thut noch einmal das Fenster auf und die Nacht ist so still und warm, und es steht unter den vielen Sternen so ein Comet mit dem Feuerschweif an dem Himmel, dann schaut und schaut man und wird es nicht müde, und je mehr man schaut, desto schönere und heiligere Gedanken fallen einem ein, und man weiß es selber nicht, ob man weint oder lacht, bis das Auge schmerzt; aber dann geht man als ein anderer Mensch zu Bette und hofft auf den, der das Licht bringt nach der Finsterniß." Das sprach das Mädchen mit aller Ruhe und kam ihr nicht ungewöhnlich vor, daß sie das gesagt hatte und dem Kreis der Freunde auch nicht. Der Herr Professor sah mit Wohlgefallen auf die schöne Mädchengestalt und sein Auge belebte sich, schnell aber zog er eine kleine Blon-

dine, die ihm zunächst stand, an der Hand herbei und sagte scherzend: „Da ist meine kleine Elisabeth hier, die sieht nicht nach den Cometen, bis ihr die Aeuglein trüb werden, die spricht ihren Abendsegen und huscht dann schnell ins Bette, und ich glaube, wenn sie träumt, so träumt sie, der Comet sei vom Himmel herabgestiegen und habe sich in einen Prinzen verwandelt und sie gefragt: Elisabeth, liebst du mich?" „So Herr Professor," sagte das Mädchen mit einer hohen Röthe auf den Wangen, „so denken Sie von Ihrer Schülerin? Meinen Sie, weil ich die guten Gedanken nicht so in Worte faßen kann, wie unsere Emilie da, so hätte ich deren nicht? Ja, ich sehe wenig nach dem Cometen da oben, denn er ärgert mich, weil er mit seinem langen Feuerschweif nur ein Bild dessen ist, der brennende Dörfer und Städte wie ein Schweif seiner sogenannten Heldenbahn hinter sich drein schleppt, und ich möchte den Cometen verschlafen, bis er von unserm Himmel verschwunden ist. Aber wenn ich träume, dann träume ich nicht von Prinzen, die sich in meine kleine Gestalt verliebt hätten, sondern von einer schönen Zukunft. Dann sehe ich ganz Lahnberg in freudiger Bewegung, Alt und Jung liegt unter Jubel sich in den Armen, die Glocken läuten, die Schüler durchziehen singend die Straßen, Freudenfeuer lodern in den Weinbergen, denn der langersehnte Frieden ist da und Deutschland ist frei."

Daß Elisabeth nur die Gefühle Aller ausgesprochen hatte, das sah man auf den Gesichtern und wieder zerdrückte sich der Jüngling dort im Gebüsche eine Thräne im Auge, dießmal eine Thräne der Rührung.

Aber er sah die Gesichter plötzlich verlegen werden, denn unbemerkt war der Bibermüller herzugetreten und hatte den Worten des Mädchens gelauscht. Er sah, wie aller Blicke ängstlich auf ihn gerichtet waren, und hörte ungern, daß der Herr Professor schnell ein Gespräch mit ihm anknüpfte über das Wetter und den Cometen. „Mir nicht so, Herr Professor", sagte der Müller, ein stämmiger, kräftiger Fünfziger mit hoher Stirn und dunklen Augen, „mir nicht so, denn wir kennen uns seit lange. Was die Jungfer dort gesagt, das hat meinem Herzen wohl gethan. Haltet mich nun, für was ihr wollt, für einen dummen, groben Bauern, aber für einen Franzosenspion haltet mich nicht. Ich bin ein deutscher Mann, schlecht und recht, der Bibermüller heiß ich und will ich sein, aber eins möcht ich noch werden, der Knüppel, der das Franzosengeschmeiß zum Lande hinaus schmeißt. W rum will man, wo es Rath dazu gibt, den Bauer nicht? Meint ihr, ihr Herren, wir hätten kein Herz im Leib weil wir schweigend tragen und keinen Verstand von den Dingen da draußen, weil wir die Zeitung nicht lesen? Seht, das ist meine Zeitung. Die Bibermühle hat meine Väter seit Jahrhunderten genährt, jetzt verschlingen Kriegskosten, Steuern und Abgaben das tägliche Brot; einen Sohn, meinen ältesten, haben sie mir genommen, und er ist als Kanonenfutter für den Bonapart bei Jena geblieben; den zweiten haben sie jetzt im Auge, und besteche ich das Spionengeschmeiß nicht, so nehmen sie mir auch den, wozu, das weiß der Comet da oben besser, als wir arme deutsche Schlachtschafe. „Und", fügte er geheimnißvoll hinzu, „die Zeitung, die ich lesen

muß, das sind die Spionen, die allwöchentlich hier zusammenkommen. Die Bibermühle scheint dem Geschmeiß recht gelegen. Da kommen sie denn zusammen von allen Seiten, lauter Galgengesichter, reden deutsch und französisch durcheinander, je nachdem sie verstanden sein wollen oder nicht; theilen sich ihre Fänge und ihre Kniffe mit, geben sich Nachricht über Freund und Feind, zählen Geld und vergleichen ihre Listen miteinander, und ich muß hier ab- und zugehen und dieses Gezüchte bedienen und an den Stricken drehen helfen, die man uns armen Deutschen um die Hälse legt. Manchmal hat mir's schon in meiner Faust gezuckt und ich habe wollen das Gezüchte zusammenschlagen und vernichten, wenigstens den Polizeirath, den Gaumer, diese Hundeseele; aber dann hab' ich gedacht: was hilft's? Du und die Deinen habt den Galgen davon und die böse Zeit treibt über Nacht solches Gewürm doch wieder an's Tageslicht. Aber ich warte meiner Zeit, das wollt' ich sagen, meine Herren, und nichts für ungut!"

Welche Antwort dem kühnen Sprecher gegeben wurde, das mochte der junge Lauscher dort im Gebüsche nicht abwarten. Denn so sehr ihn auch das Gespräch anzog, so schämte er sich doch, ohne Erlaubniß sich in das Vertrauen Fremder zu drängen; er wußte nur zu gut, wie gefährlich in jetziger Zeit ein solches Gespräch sei. Darum erhob er sich sachte, und wollte aus dem Gebüsche schlüpfen, wie aber erschrack er, als er dicht hinter sich die Gestalt eines Menschen erblickte, der sich lauernd verbarg und wie zum Einverständniß mit dem Kopfe nickte und das Gesicht in widerliche Falten zog. Eine hohe Röthe bedeckte die

Stirne des Jünglings wegen der Zumuthung, die sich in dem Gesichte des bösen Laurers ausprägte, er wollte laut rufen, um die harmlose Gesellschaft da unten zu warnen, aber da fiel ihm ein, in welch' schlimmen Verdacht er selber kommen würde, und er begnügte sich damit, daß er mit Geräusch seinen Rückzug durch die Hecken nahm und mit einem lauten: „Hoho, aufgepaßt!" den Weg nach der Landstraße einschlug.

Die Septembersonne war schon im Untergehen, da stand er auf der Höhe über der Stadt und schaute verlegen und beklommen auf dieselbe hinunter, die von nun an auch sein Wohnort sein sollte. Am Ufer des Flusses hin zogen sich die Straßen und giengen von da aus dem Berg empor in einzelne Ausläufer, und dicht an sie gränzten Gärten und Weinberge, voller Früchte, und die Abendsonne lag auf der schönen Landschaft wie ein goldener Mantel. Er hörte von den Straßen aus das Jubeln der Kinder, er sah die Leute heimziehen aus ihren Gärten, meistens mit dem Segen des guten Jahres beladen, und die Fischer ruderten dem andern Ufer zu, um die Angeln zum Nachtfang zu stellen. Das ganze Bild sprach ihn traulich und einladend an, und doch zagte er, denn in der ganzen Stadt kannte er keinen Menschen, hatte an keinen eine Empfehlung und wie es in seiner Tasche aussah, das wußte er allein. Er lehnte sich an einen schwer beladenen Birnbaum am Wege und seine Gedanken und Sorgen wurden zum Gebet. „Höre mein Gebet, Herr, und vernimm mein Schreien und schweige nicht zu meinen Thränen, denn ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter."

In diesem Augenblicke trat in die Thüre des nächsten Gartens eine Frau, über die mittleren Jahre beinahe hinaus. Sie war sehr einfach nach der Sitte der unbemittelten Bürgerinnen gekleidet; eine weiße Haube bedeckte das dunkelschwarze Haar, und ein Zug von Entschlossenheit und Muth lag in dem von der Arbeit gerötheten Gesichte. Aber die schwarzen Augen im Gesichte der Frau schienen diesen herben Zug wieder Lügen zu strafen, denn sie glänzten von mildem inneren Lichte.

Die Frau mußte ihn längere Zeit beobachtet und vielleicht einen Theil seines Selbstgesprächs gehört haben, denn sie wandte sich freundlich lächelnd an ihn und sagte: „Guten Abend, junger Herr, und Gott zum Gruß! Wollt ihr vielleicht so gefällig sein und mir meinen Tragkorb auf die Schulter heben helfen?“ Rasch trat Johannes der Frau näher und mit einem freundlichen: „Von Herzen gern, Mutter,“ hob er mit Leichtigkeit die Kieze, die bis oben hin mit Kartoffeln und Kraut gefüllt war, in die Höhe und die Frau brauchte nur die Tragriemen um die Arme zu schlingen, so leicht gieng das Geschäft des Hebens. „Danke freundlich, junger Herr,“ sagte sie, „das heißt man Jugendkraft und Gewandtheit, ihr habt eine gute Schule gehabt, da wird euch auch wohl die Schule da unten leichter. Denn ich denke, ihr seid ein Schüler und wollt unser Pädagogium besuchen.“

„Dem ist so, Mutter,“ sagte Johannes; „aber hier in den Gärten kreuzen sich die Wege so auffallend und das Gebüsch ist so dicht, sagt mir, auf welchem gelange ich in die Stadt?“

„Das kommt darauf an,“ erwiederte die Frau,

„wohin ihr wollt. Wollt ihr auf den Markt, wo die großen Häuser stehen und euren Einzug nehmen in eins unsrer Gasthäuser, etwa in den Hirsch oder in den Löwen, dann geht ihr hier gerade aus; wollt ihr aber bei den kleinen Leuten wohnen, dann folgt mir, ich führe euch hier durch das Wingertsgäßchen an den Fluß hinab."

„So muß mein Weg sein, Mutter," sagte Johannes, „und bei den kleinen Leuten meine Wohnung, darum nehmt mich mit da hinab und zeigt mir eine kleine Herberge, wo ich übernachten kann, bis der liebe Gott morgen weiter Rath schafft."

„Der hat heute schon Rath geschafft," sagte die Frau und sah mit zutraulicher Miene auf ihren Begleiter, da hab' ich selbst so ein kleines Stübchen für einen Schüler, der sich mit Wenigem begnügen läßt; es haben schon Leute drinnen gewohnt, aus denen was Rechtes geworden ist, wollt ihr, so soll euer Bette noch heute Abend gedeckt sein und an einem freundlichen Gesicht soll's euch nie fehlen."

„Euer Wort in Ehren, Mutter," antwortete Johannes, „und ungesehen nehme ich ein Stübchen an; aber ich muß euch doch zuvor sagen, mit wem ihr es zu thun habt, damit es euch nicht reue, dem Unbekannten eure Thüre aufgethan zu haben. Seht, was ich hier auf dem Leibe trage, das ist mein einziges Eigenthum. Ich bin ärmer, denn Hiob, habe weder Vater noch Mutter, die für mich sorgen können, sondern ich muß selber für mich sorgen und mir erst das verdienen, was ich brauche. Um hier lernen zu können, muß ich selbst lehren, oder andere erlaubte Dienste thun.

Gute Leute haben mich bis dahin erhalten, und das habe ich mir geduldig gefallen lassen, bis ich anfieng zu merken, daß unverdient Brot sauer schmecke. Da habe ich meinen Wohlthätern die Hand gereicht und bin gewandert. Auf etlichen Schulen, wo ich anklopfte, hat man mich nicht aufgenommen, denn es ist böse Zeit eben und man ist grausam mißtrauisch gegen den Fremden. Da hat mich ein Geistlicher vom Lande, der mich herbergte, hierher gewiesen. Hier sei, so sagte er, die Schule still und gut, die Leute seien gefällig und vom Kriege nicht ruinirt; in Lahnberg, meinte er, müßte es mir mit Gottes Hülfe glücken."

„Das mein' ich auch," sagte die Frau, „und Schüler eures Schlages sind mir die liebsten. Seid ihr, was ihr scheint, ein kerngesund Blut an Leib und Seele, so sollt ihr bei mir wohnen, und um die Miethe sorget nicht. Ihr sollt Obdach und Brot haben und für Arbeit und Verdienst sorgt Gott, der Herr; der segne euren Eingang in mein Haus!"

Der Jüngling war stehen geblieben und richtete seine großen, dunklen Augen forschend auf das rauhe Angesicht seiner Begleiterin. Der letzte Schein der Abendsonne fiel auf die strengen Züge. Sie veränderten sich keinen Augenblick. Was die Frau gesagt, das schien ihr natürlich und gewohnt. Sie sah ihn nicht einmal dabei an, sondern gieng gebückt unter ihrer Last einher. „Mutter," sagte er, „Euer Wort klingt wie ein Freundeswort aus dem Munde eines längst Bekannten. Noch kann ich's nicht verstehen, aber ich glaube daran. Ich bat heute Gott um ein Zeichen an mir Verlassenen und er hat mich erhört über Bitten und Verstehen. Das macht Muth

zum Glauben und Hoffen. Ja, ich will bei euch wohnen und eurer Güte Ehre machen."

„Grüß Gott, Frau Hessemer", rief in diesem Augenblick die Stimme eines Mannes, der sich dem schmalen Fußpfad hinauf arbeitete und vom schnellen Gehen etwas außer Athem war; „ich muß bergauf, sie kann bergab; morgen, wenn ich wieder zur Stadt komme, dann ists umgekehrt; so wechselt's im Leben." „Bis dahin", sagte die Frau und sah freundlich in's Gesicht des Grüßenden, „bis dahin nur, wo das Stückwerk aufhört, dann gehen wir zusammen einen schönen, gleichen Weg." „Das gebe Gott, Frau Hessemer; bis wir aber zu dem schönen Weg gelangen, da müssen wir einander diese Kreuz- und Dornenwege ebnen helfen. Vergeßt die Bitte nicht für eine Kranke und Angefochtene, Unbekannte, doch Gott dem Herrn Wohlbekannte, die ich eurem Gebete empfehlen möchte! Guten Abend, Frau Hessemer, ich muß bald heim." „Guten Abend, Herr Pfarrer," sagte die Frau, doch blieb sie stehen, und es dauerte auch nicht lange, da drehte sich der Mann noch einmal um und sagte: „Nichts für ungut, Frau Hessemer, noch ein Wort. Die Waschbärbel im Ritter, die Soldatenfrau, ist krank, seht doch nach, ob sie Hülfe bedarf, und grüßt sie von meinetwegen. Guten Abend, Frau Hessemer!"

„Das war der Pfarrer Held von Meierhausen," sagte langsam weitergehend die Frau, „ein Mann von Vielen geliebt und von Manchen verlacht. Der Mann ist ein Bote um Christi willen, versteht ihr das, junger Herr? Doch das könnt ihr auch noch nicht verstehen! Aber bemerktet ihr seine Eile, saht ihr seine gefüllten

Taschen? Er ist des Herrn, dem er dient, Postbote, nur nimmt er kein Weggeld; er gibt eher noch dazu! Seinesgleichen ist selten in dieser Zeit."

So betraten sie zusammen die Stadt, der Fremde und seine Hauswirtin. Sie giengen neben einander, und wer seine Hauswirtin grüßte, den grüßte auch der Jüngling. Und die Frau mußte in diesem Stadttheil in besonderem Ansehen stehen, denn wer ihr begegnete, der richtete etliche Worte an sie und empfieng freundlichen Bescheid, und die den freundlichsten, die auch ihres Begleiters gedachten.

„Ei, Frau Hessemer, was hat sie sich für einen schmucken Studenten in ihr Haus geholt," sagte ein gebücktes Mütterchen. „Schön Dank, Base Neurodin," sagte die Frau, „ihr kennt ja das Wort: den Seinen gibt's der Herr schlafend." „Nun der segne auch euren Eingang," erwiederte die Alte und trippelte weiter.

„Habt ihr euch die Alte angesehen, Herr Johannes?" so wandte sich im Gehen die Hausfrau an ihren Begleiter, „die Neurodin, die ist meine Nachbarin und die Letzte aus einem Geschlecht, das, fürcht' ich, im Ausgehen begriffen ist. Bei der ist der Glaube zum Leben geworden und der Herr, dem sie dient, hat Wunder an ihr gethan. Sie steht im 80. Jahre und hat noch alle ihre Sinne wie im achtzehnten und eine unversiegbare Heiterkeit. Ach was sind wir armen Werktagsmenschen doch gegen ein solches Sonntagskind! Wollen haben wir wohl, aber das Vollbringen finden wir nicht. Ach Herr Johannes, ich bitt' euch, thut euch frühe zum Herrn, damit wenn die Tage kommen, von denen jede Stunde ihre Versuchung hat, ihr die Waffen

der christlichen Ritterschaft zur Hand habt. Doch seht, hier sind wir an der Wittwe Hessemer Häuschen. Ihr merkt schon in der Dämmerung, daß ihr nicht stolz wohnen werdet. Unten ist Vorplatz und Küche, in der Mitte Stube und Kammer, und wo sich das Dach zuspitzt da wohnt ihr. Gott segne euren Eingang bei mir! Tretet nur ein und gerade aus auf die Treppe zu." „Margarethe," rief sie zur Treppe hinauf, „Margarethe!" Als diese erschien, so sagte sie: „Margarethe, wir sind glücklich gewesen, wir haben einen Miethsmann für unser Stübchen!" Die Margarethe erschien auf der Treppe, musterte sich schweigend den Ankömmling, trat dann zurück und öffnete die Thüre zum Eintritt. Sie selber machte sich in der Küche zu schaffen. „Das ist meine Tochter, meine Margarethe, Herr Johannes," sagte die Hauswirtin, „sie ist wie ich, Wittwe. Sie hat Mann und Kind verloren, nach ihrer Meinung zu frühe, und der liebe Gott hat ihr damit weher gethan, als sie glaubt verdient zu haben. Da ist sie denn in einem beständigen Kampf mit unserm Herrgott, und ihr werdet euch an ihre Launen gewöhnen müssen. Sonst thut sie, was sie kann und hat uns gewis eine gute Abendsuppe bereitet, die uns Beiden schmecken soll."

Die Suppe ließ nicht lange auf sich warten. Margarethe erschien wieder, deckte schweigend den Tisch, legte das Brot darauf und stellte daneben ein großes Salzfaß von Zinn, und dann trug sie die ebenfalls unverhältnißmäßig große Suppenschüssel auf. Die Hausfrau sprach das Tischgebet und dann langten sie zu.

Während sie aßen, klang ein leichtes Schellchen von so dünnem Tone, als sei es zum Schmuck für ein

Hauslamm bestimmt. Es war das Schellchen an der Hausthüre. Mutter Hessemer erhob sich, nahm hinter dem Ofen hervor ein Töpfchen, füllte das mit Suppe und gieng hinaus. Sie war kaum zurückgekommen und hatte einige Löffel Suppe gegessen, da gieng das Schellchen zum zweiten Male und wieder verschwand sie mit einem neuen Töpfchen Suppe. Das geschah auch noch zum dritten Male, und Johannes verstand jetzt, warum die Suppenschüssel so geräumig war. Sie wurden satt und die drei Töpfchen wurden gefüllt, und es war immer noch Vorrath in der Schüssel. Darob verwunderte sich der junge Mann und sagte: „Mutter Hessemer, eure Suppenschüssel ist ja wie das Oelkrüglein der Wittwe zu Zarpath!" Da lächelte die Wittwe und sagte: „Gottlob, der Herr füllt noch über Bitten und Verstehen."

So saßen die Dreie beisammen vor dem Abendlämpchen. Die Frauen arbeiteten und Johannes hörte mit immer steigender Ueberraschung dem Gespräch der Hausfrau zu. Das war eine durch und durch gescheide Frau; sie hatte einen so tiefen Blick in's Menschenleben und in den Gang der Welt, daß er sich unwillkührlich fragte, woher doch wohl die Bildung komme, die das Weib aus dem Volke sein eigen nannte. Manchmal dachte er daran, die Wittwe möchte durch allerlei Geschick aus einem höheren Stande in das Hasengäßchen, darin sie wohnte, verschlagen worden sein, aber dann belehrte ihn wieder die ungeschmückte Redeweise und die Fülle von Volkssprüchwörtern, mit denen sie ihre Rede würzte, daß er eine Frau aus dem Volke vor sich habe.

Als es immer stiller wurde auf den engen Straßen, und der Wächter die zehnte Stunde abrief, da nahm die Hauswirtin die Bibel von der Kammbank, und las ein Kapitel, dann betete sie aus dem Herzen für sich und die Ihren, auch für ihren neuen Hausgenossen, und dann sagte sie: „So, Herr Johannes, ist es ein und alle Tage bei uns, Arbeit und Gebet vereint, möge es euch also gefallen. Gott gebe euch eine gute Nacht, und ihr wißt ja, was die Leute sagen über den ersten Traum im neuen Lager. Ich für mein Theil halte nicht viel auf's Träumen. Gesunde Menschen haben wenig Traum. Schlaft wohl!"

Johannes betrat sein kleines Stübchen. Das eine Fenster an der Giebelseite des Hauses war offen und ließ die erquickende Abendluft herein, das andere war in die Dachwand eingebrochen, und mit einem Vorhang verhüllt, denn es gieng nach Osten und sollte der Morgensonne den Eingang verstatten. Er schloß das Fenster nach der Straße und öffnete das nach Osten gelegene. Es schien ihm, als athme er von hier frische Luft, die über Buschwerk und Blumen streifte. Im Sternenlicht konnte man hier oben die Umrisse eines großen Gebäudes bemerken, und über ihm stand der Comet mit seiner Strahlenruthe. Er schaute mit dankbarem Herzen hinauf, und der Comet ward ihm zum Bilde des Lichts und der Güte, die ihn bis dahin geführt, und in seinen Strahlen sah er lauter Strahlen der Barmherzigkeit Gottes und sein Auge ward ihm feucht, und mit dem Gebet zu dem treuen Gott, der ihn in's Häuschen der Wittwe geführt, suchte er das Lager und schlief sogleich ein.

Mit dem ersten Strahl der Morgensonne durch das Dachfenster weckte ihn der Gesang einer kräftigen Männerstimme. Er erhob sich von seinem Lager und öffnete das Fenster nach der Straße. Gegenüber hatte ein Schuhmacher seine Werkstätte und saß am offenen Fenster, hämmerte auf sein Schuhwerk los und sang aus tiefster Brust ein Morgenlied. Mit ihm sangen um die Wette seine Vögel, die in Körben zur Seite des Fensters hiengen. „Das ist eine gute Nachbarschaft," sagte Johannes, „die erweckt mit einem Gotteslied und hindert, daß man verschläft. Nun zum andern Fenster! Ach, ein Garten voll Buschwerk und Blumen, und wie schön ist der Garten! Die Beete voll der schönsten Blumen und die Bäume voll Früchte! Ach und da drüben, das alte steinerne Haus mit den Weingeländern und die hohen Fenster! Jetzt sind sie mit Läden geschlossen, aber wenn sie sich nach einigen Stunden aufthun, wie herrlich muß denn das alte Gebäude da unter den Bäumen aussehen!" Und Johannes nahm ein Buch aus seinem Reiseranzen, rückte den Stuhl in die Fensternische und las bald, bald blickte er mit innigem Wohlgefallen in den schönen Garten.

So fand ihn seine Hauswirtin. „Gott zum Gruß, Herr Johannes," sagte sie, „ihr seid frühe auf, das ist recht, und wie ich sehe habt ihr euch das schönste Morgenplätzchen auf eurer Stube schon ausgesucht; und am Morgen ist euch auch die Stelle mit ihrer schönen Aussicht zu gönnen; aber bei Leibe, mein Sohn, seht nicht so viel da hinaus, wenn es gegen Abend geht. Dann wandert die Eigenthümerin des Gartens darin herum und die ist grausam eigen.

Faßt ihr sie einmal scharf ins Auge, dann ist sie im Stande und kommt Tagelang nicht zum Vorschein und die Ihren haben es dann übel. Was seht ihr auch an der Frau! Sie ist alt vor der Zeit und lebensmüde; sie geht gebückt und meist verschleiert unter ihren Blumen hin und her. Das ist, was ihr zu wissen braucht, um sie zu schonen; sie ist meine Nachbarin schon seit einer Reihe von Jahren und sehr unglücklich; darum schließe ich sie auch in mein Abendgebet ein."

„Und die Frau wohnt da drüben in dem schönen großen Hause?" fragte Johannes sinnend. „Sie scheint nicht arm zu sein und auch von Stande und doch unglücklich, wie ihr sagt?"

„Seit wann, Herr Johannes, hienge denn das Glück an dem Stande und an dem Vermögen", sagte die Frau und sah ebenfalls auf das große Haus hinüber. „Was der Frau von Tiefenbrunn da drüben fehlt, das gräbt man nicht aus der Erde und kauft es auch nicht in der Apotheke, das findet sich allein in Gottes Wort. Man sagt, sie habe viel verloren und nie Frieden im Hause gehabt; mag sein, aber für alle Wunden gibt's doch einen Balsam und den scheint die arme Frau nicht zu kennen oder nicht zu wollen. So wie sie da ist, kränklich, reizbar, unzugänglich und verschlossen, will sie ihr Leben beschließen. Mich dauert nur der Kastellan, ihr Hausmeister, der ist durch Dienst und Dankbarkeit an sie gebunden und muß das Elend mit durchkämpfen, ohne Rettung. Und seine Tochter, sie nennen sie in der Stadt „Tante Fritzchen", die solltet ihr kennen, Herr Johannes, die ist der gute Engel da drüben in dem Hause. Sie nennen es das „stille Haus",

weil Niemand hinein darf, wollte Gott, es wäre nur ein stilles Haus, das sollen ja alle Christenhäuser sein, aber das da drüben ist ein dunkles Haus und ein freudenloses und wer weiß, vielleicht noch etwas Schlimmeres."

„Tante Fritzchen", sagte Johannes nachsinnend, „ist sie nicht ein schlankes Mädchen, blond von Haar und weiß von Angesicht, zart gebaut mit heller, weicher Sprache und mit einem lieben milden Blick im Auge?"

„Ja wahrhaftig, das ist sie", sagte erstaunt die Hausfrau, „und noch mehr dazu. Sie ist der Liebling Aller, die sie kennen und der gute Geist da drüben in dem stillen Hause. Dort waltet sie von früh bis spät, gönnt sich wenig Ruhe, trägt die Launen der gnädigen Frau, thut den Armen Gutes, tröstet ihren alten Vater, den Herrn Kastellan, und verblüht so still und allmählich wie ein Veilchen im Grase. Und doch war sie schön und herzgewinnend, wie sie hierher kam, es sind jetzt achtzehn Jahre, und ein junger Mann, der am Gerichte angestellt war, gewann sie lieb und begehrte ihre Hand. Ob sie ihn lieb hatte, Gott weiß es allein, sie hat's keinem Menschen gestanden, sie hat sich der Ehre bedankt und ist des Mannes Freundin geblieben bis heute, und dann hat sie ihm ein ander Mädchen gefreit und hat seinem ersten Kinde ihren Namen gegeben. Und wie das Kind lallen konnte, da hat es Tante Fritzchen zu ihr gesagt und so heißt sie darum im Orte. Die müßt ihr kennen lernen, Herr Johannes, oder kennt ihr sie schon? Ihr lächelt, habt ihr sie vielleicht heute Morgen schon im Garten gesehen?"

„Nein, Frau Hessemer, so zufällig habe ich Tante Fritzchen nicht gesehen; aber fast schäme ich mich, es

zu sagen, wie und wo. Der Lauscher an der Wand, hört leicht seine eigne Schand, und ich that Unrecht, daß ich gestern einen frohen, schönen Freundeskreis auf der Mühle am Biberbach belauschte. In den Kreis gehörte auch Tante Fritzchen und ihre Pathin, und ein Mann, den sie den „Herrn Professor" hießen, und viel junges, schönes Volk, wahrscheinlich Kameraden von mir, und Mädchen, so ernst und so sittig, daß sich Lahnberg zu ihnen Glück wünschen kann."

„Da habt ihr einen guten Blick gethan, Herr Johannes," sagte die Frau, „aber nehmt mir's nicht übel, horchen macht Sorgen. Das laßt sein. Nichts für ungut. Aber, Herr Johannes, wie steht's mit Reisepaß und Zeugniß? Der Herr Director Kraushaar ist ein grausam ängstlicher Mann und nimmt keinen Schüler auf, er habe denn Brief und Siegel in Händen, daß der Bursche pur und unverdächtig sei, zudem, was soll ich dem Herrn Polizeirath sagen, wenn sie mich fragen, wen ich herberge?"

„Sagt ihnen," erwiederte Johannes, „ich sei ein armer Schüler, aus Auerstädt gebürtig, hätte nicht Vater noch Mutter mehr, gute Leute, so wie die Frau Hessemer in Lahnberg, hätten mich aufgenommen, und wie es Zeit gewesen, da sei ich gegangen, mein Brod mir selber zu verdienen und etwas dabei zu lernen."

„Alles schon recht, junger Herr, was ihr da sagt, aber wer wird's glauben? Ist denn im Lande, da ihr herkommt, keine Franzosenwirtschaft und ihr Anhängsel, die geheime Polizei und das Spionengeschmeiß? Habt ihr sonst nichts zu eurer Empfehlung, dann thut es mir leid, daß wir uns bald scheiden müssen." Und

wie die Frau das sagte, da faßte sie den Jüngling scharf in's Auge.

„Frau Hessemer," sagte Johannes zutraulich, „eure Drohung schreckt mich nicht. Ihr seid der Frauen eine, die neben der Schrift auch die Welt kennt und wohl weiß, wann eine Obrigkeit von Gott sei, oder nicht. Ihr habt noch nicht bei mir geklagt über den Druck dieser Zeit und über die Knechtschaft unseres Vaterlandes, aber ihr habt ein Herz in der Brust für seine Wunden, das weiß ich. Nun seht, von den Tausenden und aber Tausenden, die der Franzose von Haus und Hof getrieben, die er gerichtet und als Verräther gebrandmarkt hat, steht Einer vor euch. Seht mich nicht so ungläubig an und denkt nicht bei euch, ich lüge; nein, ich lüge nicht; ich bin ein verfolgter armer Flüchtling. Und nun geht hin und thut, was ihr wollt. Sagt ihr es der Polizei, so nehme ich mein Bündel und gehe auf und davon; schweigt ihr aber, so thut ihr vor Gott kein Unrecht, denn das Vaterland hat doch auch ein Recht an unser Herz vor Gott."

Die Frau Hessemer erwiederte nichts darauf, sie sah nur mit Wohlgefallen auf den schönen Jüngling, wie er vor innerer Aufregung erröthete und wie sich unwillkührlich seine Hände ballten. „Schon gut, Herr Johannes," sagte sie, „aber dann muß ich zwei saure Gänge thun, schon vor euch her, den einen zum Herrn Kraushaar und den andern auf die Polizei und muß euch melden und für euch gut sagen. Ehe ihr aber in's Kloster geht, wo der Herr Director wohnt, da erlaubet mir, daß ich euch ein wenig mustere. Da müßt ihr vorab eine Weste anlegen, denn euer offener Brustkern

dürfte dem Herrn Director übel gefallen. — Wie ihr habet keine? Dann knöpft wenigstens den Rock zu. Und wie steht's mit den Strümpfen? — Auch keine? — Nun da muß Rath werden, zum Glück sind noch etliche Paare von dem seligen Hessemer da. Und dann kommt einmal her," und sie zog eine große Scheere aus der Tasche und faßte in die braunen Locken ihres Gastes. „Seht, das Gelock hier mag euch schön stehen, habe nichts dagegen, kommt ihr aber mit der Mähne zu dem Herrn Director, dann heißt's: Will man etwa Seiltänzer werden, oder unter Absaloms Leibgarde gehen? Also nur her mit dem Gelock, das wächst ohnehin über Nacht."

Lachend ließ sich Johannes auf einen Stuhl nieder und die Hausfrau begann mit kunstgeübter Hand die Arbeit. Doch kaum hatte sie die Locken von dem einen Ohre entfernt, so trat sie einen Schritt zurück und sagte: „Aber was zum Henker seid ihr denn eigentlich, Schüler oder Soldat? Ueber euren Kopf weg bis zum Ohre hinab geht ja wahrhaftig ein Hieb in die Haut, den kann kein Student dem andern regelrechter hauen. Ich glaube, solche Andenken nennen sie eine Prime? Habt ihr den im Zweikampf erhalten, dann, nehmt mirs nicht übel, seid ihr ein lockerer Vogel, habt ihr aber Pulver dabei gerochen, dann allen Respect vor euch!"

„Gewis, Mutter Hessemer, Pulver gerochen und geschmeckt, Schläge erhalten und ausgetheilt, marschirt und retirirt, zuletzt geklopft und gejagt und doch das Herz jung und frisch und die Hoffnung darin, es werde einst der Tag kommen, wo die Trommel gerührt wird im ganzen Land, wo der Student die Büchse nimmt

von der Wand und der Bauer die Heugabel, und wo es heißt: vorwärts und drauf und dran! und Hurrah in die Franzosen hinein, bis keiner mehr vom deutschen Brote ißt! Aber, fügte er leise hinzu, die Wunde, die die Mutter gefunden auf dem Haupt und im Herzen des Kindes, die verkündigt sie nicht der ganzen Stadt, sondern sie theilt und ehrt des Kindes Geheimniß."

„Aus euch werd' einmal Einer klug," sagte gerührt die Hausfrau, „ihr seid ein feiner Kautz und habt mehr erfahren, als ihr sagen mögt. Darum thut ihr gut und behaltet das Uebrige bei euch. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Aber wüßte der Schusterkonrad da drüben, was er für einen Nachbar hat, der drückte euch die Hände, daß sie krachten. Man meint, ihr beide hättet in einer Schule gelernt, denn der redet wie ihr, nur etwas derber und ungeschliffener, und eure Prime da auf dem Kopf hat euch nur Muth gemacht, wie dem Hahn die Knoblauchszehe, unter den Bart gebunden, den Schusterkonrad aber hat sie toll gemacht. Der ist aus der Schlacht bei Jena heimgekommen wie ein Bullenbeißer und reißender Wolf und sie nennen ihn spottweise in der Stadt „den Franzosenfresser." Gebt euch dem nicht zu erkennen, sonst fängt er um Mitternacht an zu singen, und nicht lauter Gotteslieder. Er kann auch etliche, die lauten wie Kanonenfeuer und Säbelklirren. Doch nun seht euch einmal im Spiegel an, nun seid ihr ein sanfter Schäfer und nur die Locke da am Ohr habe ich euch gelassen, daß Niemand den Soldaten in euch erkennt. Jetzt nur noch Strümpfe an eure Füße und dann zum Herrn

Kraushaar in's Kloster. Aber erst muß ich euch dort Quartier machen."

Die Quartiermacherin mußte überall freundliche Aufnahme gefunden haben, denn sie kam lächelnd zurück. „Geht doch nichts über einen guten Namen, Herr Johannes, sagte sie, der Herr Polizeirath meinten sehr gütig, wen die Frau Hessemer aufnehme, der sei ungefährlich, und der Herr Director beliebten sogar zu scherzen und zu sagen: Die Schüler, die von jeher bei mir gewohnt, hätten das Spielen verlernt. Wißt ihr, was er gerne dabei gesagt hätte: Und das Beten gelernt. Ich kenne den alten Herrn. Aber seid doch auf eurer Hut bei dem Alten, der ist aus einer Schule, die heut zu Tage ausstirbt. Sein Zopf hängt ihm gar harmlos hinten herunter, aber sein Witz hat Hörner und Zähne, und beißt auch nach dem Kreuz unsers Heilands. Dazu liebt er rasches Fragen und verblüfft gerne die jungen Leute. Ihr kennt ja das Sprüchwort: Gelehrter Witz ist selten nütz!" —

Das Gebäude, worin die lateinische Schule gehalten wurde, oder wie die Lahnberger lieber hörten, das Pädagogium, liegt am Ende der Klostergasse, dem ärmsten Theile der Stadt und man muß von allen Straßen aus aufwärts steigen zu dem alten Gemäuer. Grau und verwittert sieht es mit seinen kleinen Fenstern, die zumal in gar wunderbarer Unordnung über das Gebäude ausgebreitet sind, unwohnlich und düster aus. Tritt man aber durch die enge Klosterpforte in das Gebäude selbst, so wird man überrascht durch die Breite der Gänge, durch die Geräumigkeit und Höhe der Zimmer und durch die herrliche Aussicht, die man aus

den kleinen Fenstern auf das Thal, auf den Fluß und auf die Weinberge gegenüber hat. Hier holten sich, seitdem die Reformation die Mönche austrieb, viele Tausende von jungen Männern aus der Nähe und Ferne ihre Bücherweisheit. Gute Lehrer erhielten der Schule den Ruf, Lahnberg war seiner Wohlfeilheit wegen bekannt und die Bürger des Städtchens hielten etwas auf ihr Kloster und auf ihre Studenten, die da ein- und ausgiengen. Die Wissenschaft hatte in dem kleinen Orte und in den hellen Räumen des Klosters ihr behaglich Quartier aufgeschlagen.

Seit vielen Jahren stand an der Spitze der Schule Herr Magister Kraushaar, ein gelehrter alter Junggeselle, der bei Regenwetter einen grünen, und bei Sonnenschein einen rosenrothen Rock trug, rings mit thalergroßen Knöpfen besetzt. Jenen nannten die Schüler den Laubfrosch und diesen den Bräutigam, und meinten, der Herr Director sei im Bräutigam stets wohlgelaunter, verfehlten auch niemals Wache auszustellen und den Rock einstweilen der Schule telegraphiren zu lassen. So sagen wir jetzt, damals aber, als der Comet von 1811 am Himmel stand, da gab's nur einen Telegraphen, der hieß Napoleon Bonapart, und wehe dem Volke oder dem Einzelnen, der die Strömung des eisernen Willens, die von Paris ausgieng, zu unterbrechen wagte.

Am wenigsten hätte das der Herr Magister Kraushaar gewagt, ja er wollte nicht einmal, er war ein leidenschaftlicher Bewunderer Napoleons, und kerzengerade, mit imponirender Miene, in den Pudermantel

gehüllt, aber wohl frisirt und die Füße in Schnallenschuhen, stand er vor dem neuen Schüler.

„Man ist aus Auerstädt in Sachsen," begann er, „und heißt Johannes Falk? Warum die Wissenschaft so weit suchen, da sie doch in Sachsen nicht minder zu Hause ist?"

Johannes entgegnete bescheiden, daß der Ruf der Schule und seine beschränkten Mittel ihn nach Lahnberg geführt, denn er tröste sich hier einer freundlichen Forthülfe.

„Obligirt," sagte der Herr Magister, und begann ohne weitere Einleitung das Examen also:

„Schlacht bei Jena und Auerstädt anno?"

""Achtzehnhundert und sechs, den 14. October.""

"Zwischen wem war die Bataille?"

""Zwischen den Franzosen und den Preußen und Sachsen.""

"Wer führte die Preußen?"

""Bei Jena der Fürst von Hohenlohe, bei Auerstädt der Herzog von Braunschweig.""

"Wer blieb Sieger?"

""Leider die Franzosen.""

"Leider sagt man, darf man leider sagen, wenn der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts kommt, sieht und siegt?"

Darauf schwieg der Schüler, der Lehrer aber fuhr fort: "Was ist Preußen jetzt?"

""Ein armes geknechtetes Land.""

„Geknechtet, warum?"

""Weil es die Hälfte seines Besitzes eingebüßt, weil der Feind seine Festungen inne, und weil es das Vertrauen zu sich selbst verloren hat.""

„Wie lange wird das dauern?"

„„So lange Gott will und die Geduld hält.""

„Ich sehe schon, man ist ein Preußenfreund, lerne er erst Geschichte studiren und das Wort verstehen: Aut Caesar, aut nihil, und er wird anders urtheilen. Uebrigens hüte er sich hier vor politischen Gedanken, wir dulden keine, die nicht nach der Tagesordnung sind. Versteht er mich? Und nun zur Sache."

In derselben Art begann auch das Examen in den übrigen Wissenschaften und dauerte lange, denn der Herr Magister sprach oft selbst, machte weite Exkursionen, schalt auch diesen und jenen Gelehrten, und wußte aus den lateinischen und griechischen Autoren geschickt auf Napoleon und die Politik zu kommen. Dabei zeichnete er sich auf einen Bogen Papier mit großer Umständlichkeit die einzelnen Notas auf und sagte zum Schluß: „In latinis ziemlich, in graecis mittelmäßig, in gallicis sehr unbewandert. (Scheint ein Franzosenfeind zu sein, soll sich hüten!) in mathematicis gut, in historicis sehr gut. Kann in Prima eintreten. So, nun ist man entlassen! Man sei fleißig, treibe keine Allotria und verplempere sich nicht!"

Auf die bescheiden gewagte Bitte, der Herr Director möge doch so gütig sein und ihm die fehlenden Bücher leihen, bis seine Mittel ihm die Anschaffung erlaubten, gieng der Herr Magister sehr bereitwillig ein, und Johannes kehrte beladen mit Büchern in sein Stübchen zurück. Die zweite Bitte aber, ihm Schüler zuzuweisen, fertigte er kurz mit den Worten ab: „Schlägt nicht in mein Fach, dafür muß man selber sorgen. Man strecke sich nach seiner Decke!"

2.

Was schmiedst du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Bauer? „Das Feld soll Früchte tragen!“
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten.“
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen.“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben.“
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

Fr. Rückert, geharnischte Sonette.

Der Rath des alten Magister Kraushaar an unsern Johannes: „Man strecke sich nach seiner Decke!“ war damals der allgemeine Weltrath. Preußen hatten die Franzosen die Decke oben, unten und an den Seiten beschnitten, Oestreich oben und unten, und nur dem Rheinbund hatten sie eine breite Decke gegeben, die lag aber wie ein Grabstein auf ihm, und die Unbarmherzigen drohten jeden Augenblick auch die letzte Hülle noch wegzunehmen und das neue Deutschland in seiner ganzen Blöße der Welt zu zeigen. Dieß nannte Napoleon Weltbeglückung und rief ununterbrochen den Völkern zu wie jener Rothmantel dem am Boden liegenden Feind: „Halt still,

Brüderchen, es thut nicht wehe!" „Laßt mich nur erst meine Pläne ausführen," so sagte Napoleon, „dann mache ich euch groß und frei, aber wer mich hindert, der soll die ganze Schärfe meines Schwertes fühlen. Denn von Frankreich aus kommt die Freiheit; wir Franzosen sind das gebildetste Volk der Erde, wir haben einen weltgeschichtlichen Auftrag. Ihr Völker alle seid in veralteter Form befangen, unser Beruf ist es, euch den Segen der neuen Zeit fühlen zu lassen. Gebt euer Geld, damit machen wir euch glücklich, gebt eure Söhne auf meine Schlachtfelder, damit machen wir euch frei, reißt eure Mauern und Festungen ein, schützen wir euch, so braucht ihr deren nicht, verlernt eure Sprache, denn die französische ist ja bekanntlich die schönste, vergeßt eure deutsche Sitte, denn die ist ja bekanntlich gar zu bäuerisch; lernt doch von unsern Tanzmeistern tanzen, von unsern Staatsmännern lügen, von unsern Generälen stehlen und von unsern Kriegern buhlen."

Das war der nackte Sinn aller Proclamationen, aller Polizeiverordnungen, aller Brandschatzungen und aller befohlenen Siegesfeiern. So sprach Napoleon, als er den Rhein zur Grenze machte, als er die Schlacht bei Jena gewonnen hatte, als er seinem schwachen Bruder Hieronymus ein Königreich zusammengestohlen, die Hansestädte Frankreich einverleibt und im Frieden zu Tilsit Preußen gedemüthigt und Rußland wider England aufgehetzt hatte. So sollte es Oestreich glauben, obgleich er ihm Tyrol, Italien, Kärnthen und die Kaisertochter geraubt hatte. So sollte es der Rheinbund glauben, obgleich seine Fürsten nur Vasallen des Kaisers, vom deutschen Reiche losgerissene Trüm-

mer waren, und ihr Volk auf Napoleons Schlachtfeldern gegen die eignen Brüder liefern mußten.

Diese Beglückung Deutschlands durch die Franzosen hatte nun schon an 20 Jahre gedauert. Erst waren sie gekommen mit der Freihheitsmütze auf den trunkenen Köpfen und dem Tyrannenmord im Munde, hatten mit dem deutschen Pöbel Bruderschaft gemacht und um die Freiheitsbäume getanzt, daneben aber gestohlen wie die Elstern, und entehrt und geschändet, wohin sie kamen. Dann hatten sie sich unter dem Bonaparte als gesittetere Gäste benommen, hatten um die Gunst der Reichen und Vornehmen gebuhlt, hatten den Ruhm als das höchste Ziel ausposaunt, und beim Stehlen es feiner angegriffen, und gelehrt, die Schande mit dem Namen Bildung zu benennen.

Und zu unserer Schande sei es gesagt, unser Volk war die Franzosenherrschaft gewohnt geworden, es hatte die Kraft des Widerstandes und das Bewußtsein seines Werthes verloren, es glich jenem Kiezenträger, der auch in die leere Kieze einen Stein legte, und meinte, anders könne er nicht gehen. Ja es ließ sich mißbrauchen wie der stolze wälsche Hahn; stößt man und jagt man ihn so lange umher, bis er die Besinnung verliert, so kann man ihn sogar zum Brüten gebrauchen, was doch nur der Hennen Geschäft ist. Es gab ihrer damals in Deutschland viele Tausende, die brüteten alle Eier aus, die man ihnen unterlegte, und wunderten sich nachgerade höchlich über ihre Nachkommenschaft. Auch gab es gemeindenkende, ehrlose Menschen, sogenannte Mistfinken, die den Franzosen dienten, weil man sie bezahlte, und die Verrath an dem eigenen Volke

übten. Aber zu ihnen gehörte der alte Magister Kraushaar nicht. Seiner Art Leute waren hinter den Studiertischen alt geworden, kannten das Volk und seine Bedürfnisse nicht, kannten nur ihre Alten, in denen sie wühlten, wie die Maulwürfe in der Erde, und als nun ein Held auftrat, so groß wie ihr Cäsar und so schlau wie ihr Augustus, da standen sie staunend vor diesem Wunder und sahen es gar nicht, daß der Siegesweg ihres Helden über Leichen gieng und durch Blut und Thränen.

Aber das deutsche Volk war nach seiner Niederlage kein muthloses Schaf, sondern ein verwundeter Löwe. In die tiefste Höhle seiner Erniedrigung war es zurückgedrängt, und lag krank an seinen Wunden, aber das Gefühl seiner Knechtschaft und das Bewußtsein seiner Kraft hatte es nicht verloren. Der in Preußen entstandene Tugendbund, der Männer aus allen Kreisen in sich faßte, war nur ein Abbild der Bündnisse, die sich über alle Gauen Deutschlands verbreiteten. Alle, die die Schmach des Vaterlandes fühlten und sich leise und oft nur verblümt über ihre Sorgen und Hoffnungen verständigten, gehörten wie zu einem heiligen Bunde. Männer der Wissenschaft reichten Bürgern und Bauern die Freundeshand, und versprachen einander Zusammenhalten für die Zeit der Erlösung; Mütter legten den Keim der Vaterlandsliebe und der Abneigung gegen die Fremdherrschaft in die Herzen ihrer Knaben, und sangen ihnen, wie jene Spanierin, die ihres Knaben Haar kämmte, das Lied von der Zukunft vor: „Gebe Gott dir männlich Antlitz, ziehe dich zum rüst'gen Mann." Mädchen gelobten sich,

keinem Franzosendiener und Verräther die Hand zu reichen, und die Jünglinge für das Vaterland zu begeistern, und der Muth der Frauen und ihr kühnes Wort entflammte mehr, als die geheimen Pläne der Männer. Und was diesem heiligen Bündnisse die Weihe gab, das war das Erwachen des Glaubens, diese Siegesfahne in allem Kampf der Erde. Unsere Väter hatten sich weit verirrt von dem Panier des Kreuzes und an seine Stelle die Zeitgötzen der Aufklärung auf den kirchlichen und häuslichen Altar gestellt. Dem Götzen brachte ja eben das unglückselige Franzosenvolk die bereitwilligsten Opfer, dem Götzen schlachtete es die deutschen Söhne und die deutschen Sitten und Rechte, die deutsche Männerehre und Frauentugend. Da erwachte das verblendete Volk, das wie Israel um das goldene Kalb getanzt hatte, und hob die Augen zu dem Berg des Gesetzes Gottes und zu dem Hügel von Golgatha.

Aehnliches sprach auch heute die Frau Hessemer zu ihrem jungen Hausmanne. Sie hatten das einfache Mittagsbrod gegessen, und nun saßen sie zusammen und plauderten, indeß Margarethe abdeckte und sich draußen zu schaffen machte. „Ja, Herr Johannes, ihr mögt ein studierter Mann sein und ich habe allen Respect vor euch, denn ihr seid gut und klug; aber das Eine habt ihr doch noch nicht begriffen: Es liegt nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Ihr meint, die Fäuste zum Dreinschlagen thäten's. Hat denn Simson mit all seiner Stärke es weiter gebracht, als bis zur Schande und Blindheit? Ist denn König Saul mit seiner Lanze

und seinen Fäusten im Stande gewesen, sein Volk groß zu machen? Und wann erst hat David Thaten gethan? Als er sich demüthigte und dem Herrn die Ehre gab. Wir Christenmenschen allesammt und unser ganzes Volk müssen erst auf den Weg nach Damaskus, daß aus einem Saulus ein Paulus werde, dann können wir Thaten thun."

„Aber sagt doch selbst, Frau Hessemer," erwiederte Johannes, „hat denn der Franzose diesen Paulusgeist, dieweil er solche Thaten thut, wie männiglich bekannt? Der geht ja von Sieg zu Sieg, von Hoffahrt zu Hoffahrt, gleich als wenn Gott es ihm befehle, also an der Welt zu thun."

„Ei, das thut er auch," antwortete schnell die Frau, „was denn anders? Wir verstehen's nur nicht und wollen den Wunderbaren nicht begreifen, der uns schlagen läßt, bis der stolze Rücken blutet und wir ihn beugen lernen. Da hatte König David eine andere Erkenntniß. Als ihn der Lotterbube, der Simei, mit Steinen warf, den gedrückten, betrübten, weinenden König, und Etliche die Hand wider ihn erhoben, da sagte der geschlagene Gottesmann: Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihn geheißen: fluche David. Wer kann nun sagen: Warum thust du also? Daß sie da die Köpfe zusammenstecken, die Vaterlandsfreunde, und sich heimlich rüsten, und daß ihr Jüngere eure Leiber härtet und eure Gefäße in Zucht und Ehren haltet, allen Respect davor, aber werdet nur erst rechte Beter und lernt es, dem lieben Gott die Ruthe aus der Hand zu ringen durch Flehen Tag und Nacht, und ich sage euch, Herr Johannes, ihr werdet ein Wunder erleben, darüber

ihr staunt. Denn es thut's nicht mit Menschenklugheit, sondern Gott stößet die Gewaltigen vom Stuhle und erhöhet die Niedrigen."

Wie die Frau so sprach und ihre Augen vor Andacht und Begeisterung glänzten, da erhob sich auf der Straße ein gewaltiges Geschrei. Sie traten zum Fenster und sahen hinaus. Auf der Straße stand ein Tabuletkrämer, ein hoher, schwarzbrauner Mann mit krausem Haar und leichter, etwas sonderbarer Kleidung. Vor sich auf der Brust hatte er einen offenen Kasten hängen und aus demselben glänzten kleine Schmucksachen, Spiegel, Messer, Scheeren, Ringe, Perlenhalsbänder u. dgl. Der schrie dem Schusterkonrad mit zornrothem Angesicht entgegen: „Ich nicht soll sein ein Italiän? Ich ein Italiän bin, ein ehrlich Kaufmann, und er sein ein grob Mensch, der einen still Mann nicht will lassen in Fried! Schämen sich!"

„Was wollt ihr sein, ein Italiäner wollt ihr sein?" schrie mit zornrothem Angesicht der Schusterkonrad und drohte mit den nackten Armen zum Fenster hinaus. „Ihr und ein Italiäner! Wißt ihr, was ihr seid, ein Jude seid ihr, sonst nichts. Habt ihr den Muth, so reißt eure Narrenjacke auf und zeigt eure Brust, wenn euch da nicht der Gebotslappen hängt, so freß ich euch und euren Kram dazu, sammt Spiegeln und Ketten! Seht, ihr Leute," schrie er, „der Kerl hat den Muth nicht, seine Brust zu zeigen! Recht so, du Strauchdieb, laß nur den Mutzen zu, ich kenne Dich doch an deinen Federn! Weißt Du, was Du bist? Ein französischer Jude bist Du und ein Franzosenspion oben drein! Willst einmal sehen, ob wir hier gut kaiserlich sind

und eurem Bonapart die Ruthe küssen, damit er uns schlägt. Ei du vermaledeiter Franzosenhund, willst du aus Lahnberg hinaus, oder ich klopfe dich, wie ein böses Sohlenleder! „He, Hanfried," schrie er und that einen gewaltigen Pfiff, „wo steckt denn der Balg und Teufelsbraten!" Auf den Pfiff erschien aus einer Ecke, in der er schon längst zähnefletschend mit Lust und Behagen gestanden und dem Meister zugehört hatte, ein Schusterjunge, so ein rechtes Bild seiner Rasse, schmutzig und struppig, kurz gepackt, mit derben Fäusten und einer rauhen, wilden Stimme. Das Schurzfell vorgebunden, die Hemdärmel aufgeschlagen, und Lust und Schadenfreude in allen Gesichtszügen, stellte er sich seinem Meister vor. „Hier Hanfried," schrie er hinab, „auf, und jag' mir den Kerl da zur Stadt hinaus und schreie, so laut du kannst: Spion, Spion! und kommst du an dem Polizeirath sein Haus, dann rufst du: Doppelspion! und begegnest du dem Lauer, dann rufst du: Drei Spione an einen Galgen. Hurrah, Hussa! Potz Jena und Auerstädt!"

So ermuntert glich der Hanfried einem Sieger im Laufe. Erst schrie er aus vollem Halse: „Ein Spion, ein Spion!" und dann that er einen Pfiff auf dem Finger so laut und gellend, wie ihn nur ein Schäfer thun kann, der die Heerde ausführt. Das war das Signal; denn aus allen Häusern und aus allen Ecken stürzten die Buben, die just in den Flegeljahren standen, heraus, Schusterjungen, deren das Hasengäßchen noch mehr hatte, Metzger- und Bäckerjungen, alle das Schurzfell vor und hinter dem vermeintlichen Spion drein. Ihnen schlossen sich die Schulkinder, die auf dem Be-

rufswege waren, an, und es gab eine Jagd, wie sie der Schusterkonrad nur hätte wünschen können. Der rieb sich vergnügt die Hände, lachte aus vollem Halse, und im Gefühle seiner Heldenthat rief er über die Straße herüber: „Nicht wahr, Frau Hessemer, das heißt man Franzosen jagen und Füchse prellen! Potz Jena und Auerstädt, der läuft gut!“

„Hättet was Klügeres thun können, Konrad,“ sagte die Nachbarin, „als unsere Jugend rebellisch machen, ist ohnehin ein ungeschlacht muthwillig Volk.“

„Ei gerade darum, Frau Hessemer, gerade darum! Wie will ich denn meinem Schlingel von Hanfried und den übrigen Rangen die Wuth gegen das Franzosengeschmeiß beibringen, wenn ich's nicht so angreife? Wo lernt dann der junge Schweißhund den Griff nach der Kehle des Hirsches, als bei der Jagd? Erst muß Jagd sein und Hallo und Muth, dann greifen die Fänge! Geprügelt geht unsere Jugend nicht an den Feind, sie muß erst Wuth haben!“

Nach diesen Worten horchte der Franzosenfresser noch einmal der wilden Jagd in der Ferne, und dann schloß er vergnügt das Fenster.

Die Hessener aber ließ das Fenster offen stehen und sagte zu ihrem jungen Hausgenossen: „Da seht ihr, Herr Johannes, wie viel Mißgriffe unsre sogenannten Patrioten thun! Das nennen sie Begeisterung! Der Schusterkonrad zumal übertreibt es.“

„Jawohl“, sagte Johannes, „aber mich wundert nur, daß es ihm so hingeht. Das ist nun der zweite öffentliche Tumult, den er anrichtet seit ich hier bin,

und es scheint nicht, als wenn die Polizei Aufhebens davon machte."

„Was will sie auch thun," entgegnete die Hausfrau, „Kinder und Narren dürfen die Wahrheit sagen. Dem Schusterkonrad hat in der Schlacht bei Jena ein Dragoner den Kopf gespalten und da soll sein Gehirn einen Schaden genommen haben. Ich für mein Theil glaub's nicht. Der Mensch war ein gezwungener Soldat für die Franzosen und hat sie von Kind auf doch bitter gehaßt. Das hat ihn schon halb verrückt gemacht. Nun kommt er heim, verwundet von denen, für die sein Herz schlägt, und der Aerger über das Erlebte und über die böse Zeit treibt ihn zu solchen Bubenstreichen. Sonst ist der Konrad ein braver Mann und ein treuer Sohn gegen seinen alten Vater. Der ist ein alter Pirmasenser und eben so hitzig auf die Franzosen, aber er macht doch nicht den Narren. Aber jetzt gebt einmal Acht, was da drüben weiter geschieht. Ich sage euch, Herr Johannes, der Hanfried ist ein Strick von Haus aus, und bei diesem Meister wird er vollends des Teufels. Jetzt gebt Acht, eben läutet das Schulglöcklein auf dem Kloster; ist der Bube bis zum letzten Schlag nicht daheim, so setzt's Risse, trotz aller Franzosenhetze, kommt er aber vor dem letzten Schlage, dann sollt ihr ein neues Schauspiel von Kinderzucht erleben."

Kaum gesagt, so flog das Fenster des Schusters wieder auf, sein Kopf fuhr heraus und ein gewaltiger Pfiff durchschnitt die Luft. Im Nu antwortete ein zweiter Pfiff und der Hanfried stürzte blau und roth im Angesichte auf die Hausthüre seines Meisters zu.

Mit einem Lachen auf dem Gesichte, daß es sich in lauter Falten legte, nickte der Schuster der Nachbarin zu, als wollte er sagen: das heißt Zucht! und nun giengs drüben her, als wenn zwei Bären sich liebkosten. Der Meister hatte den Jungen an seinen großen Ohren und zerrte ihn singend umher und der Bube brüllte vor Lust dazu. Dann schoß er wieder aus dem Hause und kam nach einigen Minuten mit einem Wecke heim. „Seht, Herr Johannes, das ist sein Lohn für das gethane Bubenstück, und nun arbeiten sie wieder zusammen, und wehe dem Jungen, wenn er zu spielen gedenkt. Ja Zucht hält der Konrad sonst, und ist dem Buben Vater und Mutter, das muß man ihm lassen, und thut's dazu um Gotteswillen."

Ueber das eben Erlebte nachdenkend, betrat Johannes das Kloster. Er fand seine Mitschüler in großer Aufregung. Der Spion war der Gegenstand ihres Kampfes. Wie die Erwachsenen, so waren damals die Jungen, so Jünglinge wie Mädchen, in zwei Partheien geschieden. Die Einen hielten es mit den Franzosen und die hieß man in Lahnberg die Verräther, und die Andern nannten sich selbst Vaterlandsfreunde, von ihren erbitterten Gegnern wurden sie sonderbarer Weise Deutsche oder Patrioten genannt. Ein Ereigniß, wie das der Beschimpfung eines Franzosen, hatte die Gemüther der Verräther aufs höchste erbittert, hatte die Deutschen aber mit einem solchen Triumpf erfüllt, daß nur die Dazwischenkunft der Lehrer dem Kampf, der bereits mit Grammatiken und Lateinern geführt wurde, ein Ende machen konnte. In dieses Getümmel trat Johannes mitten hinein und suchte schweigend seinen Platz. Diese Ruhe aber

ward ihm nicht vergönnt, denn der Führer der Franzosen, des Polizeiraths Jean, ein vierschrötiger Lümmel mit einer lauten Trompeterstimme schrie ihn an und sagte: „Da kommt auch so ein Deutscher, so ein Duckmäuser und Rebell, heraus, und mir vor die Fäuste, wenn du Muth hast, ich will dir eine Schlacht von Jena oder Eilau liefern, wie du willst. Aber Muth habt ihr deutschen Memmen alle nicht; ihr lauft wenn ihr unsern Sturmmarsch hört, wie die Hasen!"

„Jean," rief ihm Johannes zu, „das Maul gehalten oder es setzt Hiebe! Du kennst meine Fäuste. Zudem, was ist das für eine wohlfeile Ehre, sich einen Franzosenfreund zu nennen, wenn das eigne Vaterland von ihnen geknechtet wird. Wer mag leiden, daß man seine Mutter schmäht?"

„So reden alle Feiglinge," brüllte der Lümmel entgegen, „alle, die wie du Hungerleider, kein ganzes Hemd auf dem Leibe und keine Strümpfe an den Füßen haben." Und hinter der bösen Rede jubelten alle Franzosen, während die Deutschen ihren Abscheu laut aussprachen!

„Jean," sagte ruhig Johannes, „deine Rede schmeckt nach Polizei und riecht nach Bier und Tabak und nach den Winkeln, darin du dich umhertreibst. Besser ein nüchtern Herz und einen zerrissenen Rock, als ein kostbares Kleid und ein verdorbenes Gewissen. Ihr alle, ihr Franzosenfreunde, ihr solltet euch schämen, daß ihr die Ruthe küßt, womit die übermüthigen Fremdlinge euch und euer Volk blutig hauen. In den Straßenbuben, die den Spion heute austrieben,

— und daß er einer ist, das glaub ich fest, — in denen liegt mehr Tapferkeit, als in so einem weichlichen und doch groben Franzosenlümmel!"

Glühend von innerer Aufregung stand er da, die Augen starr und durchbohrend auf seinen Gegner gerichtet und achtete die Stille nicht, die sich schon lange über die vorher so bewegte Jugend ausgebreitet hatte. Jetzt wandte er seine Augen nach der Thüre, und o Schrecken! in derselben stand der Herr Director Kraushaar kopfschüttelnd und mit drohender Miene und neben ihm der Herr Professor Wilhelm, der mit geröthetem Angesicht und finster dreinschaute.

„Das ist also die Sprache," hub der Herr Director bedächtig an, indeß von dem Schütteln seines Kopfes der Zopf sich wie der Perpendikel einer Wanduhr hin und her bewegte, „das ist also die Sprache, die ein Schüler im paedagogium illustre zu Lahnberg im Jahr des Heils achtzehnhundert und elf sich zu führen erlaubt? Muß ich das erleben, daß aus dem Schoße dieser Mutter der Weisheit und Sitte solche Lümmel und Rebellen hervorgehen, die sich des Hasses wider gekrönte Potentaten und ein glorreiches Volk rühmen? Johannes Falk, man schäme sich und werde anderer Meinung, ansonsten man sich unangenehmer Verfügung zu gewärtigen hat." — „Aber so gehts, Herr College," so wandte er sich vorwurfsvoll zu dem Professor Wilhelm, „wenn man in den jungen Gemüthern läßt Gedanken Platz nehmen, die unnütz und zur Zeit schädlich sind, und die ganze Existenz der Schule bedrohen." Damit knöpfte der Herr Director den Rosinfarbenen zu und gieng in seine Wohnung zurück.

Professor Wilhelm begann den Unterricht und berührte das Vorgefallene mit keinem Worte. Als er aber die Schüler entließ, da winkte er unserm Johannes zu sich und sagte: „Deine Rede, Johannes, war zum Mindesten unklug.“ Der Jüngling sah dem Lehrer mit ruhigem Auge ins Angesicht und sagte dann: „Leider konnte ich nicht anders. Die Liebe zum Vaterlande hat auch ihre Rechte.“ Professor Wilhelm sah ihm sinnend nach und sagte dann: „Ja wohl hat sie ihre Rechte, und der Junge gefällt mir, er hat Herz und Muth; aber darf ich ihm sagen, daß er mir aus der Seele gesprochen hat? Und darf ich ihm trauen? Das ist ja der Fluch dieser bösen Zeit, daß sie selbst die Gedanken verbieten möchte, aus Furcht, es sehe einer aus wie die stille Liebe zum Vaterlande.“

Und mit dieser stillen Liebe im Herzen litt es ihn nicht im Geräusch der Stadt, er wußte ja doch keinen Menschen, dem er seine Noth klagen und der ihm Trost gewähren könne; so wandte er sich rasch durch das Gäßchen, welches hinter dem Kloster herführte in die Gärten. Sie führten ihn höher und höher; er stand von Zeit zu Zeit still und sah auf die Stadt herab; immer freier ward die Aussicht, immer lebendiger zeichneten sich die Berge am blauen Herbsthimmel ab. Und jetzt stand er auf dem höchsten Punkt des Hügels, an dem die Stadt lag. Hier hörten die Gärten auf und das Ackerfeld begann. Hier stand eine Linde, weithin gesehen und der „Wartebaum“ genannt. Der Rath der Stadt hatte den Ort unter seinen besonderen Schutz genommen und um den Stamm der alten Linde Bänke angebracht, auf denen es sich

nach dem Besteigen des Berges gar behaglich ruhte. Hier setzte sich auch der Professor nieder und überschaute die herrliche Landschaft. Kein Wölkchen bedeckte den tiefblauen Himmel und es war so stille hier oben, daß das heisere Zirpen eines Heimchens schon wie Geräusch klang.

„Ja unser Vaterland ist schön,“ sagte nach langem Sinnen der Professor, „es ist ein Garten Gottes, wohin man sehen mag. Hast du stolzes Volk da drüben, das du immer von deinem schönen Frankreich plauderst, auch nur eine Stelle aufzuweisen, die sich mit dieser vergleichen ließe? Doch ja, du hast eine, aber diese eine hast du gestohlen wie Alles, was gut an dir ist! Ach wenn es nur nicht zu spät wird, wenn mein Volk da drüben nur wieder von seinem Tyrannen los kommt, ehe es den Klang seiner Muttersprache und die deutsche Sitte verlernt, sonst fahr hin, du Traum der Kinderjahre, du herrlich Thal der Heimat! Ach vielleicht stehen auch schon jetzt die dunkeln Eichenwälder nicht mehr, in denen ich als Kind gespielt! Und wie mag es im Schloß Ulmau aussehen? Ach gewis stehen da die Pferde in den Sälen des Unterbaues, und im Oberbau da hausen Troßknechte und Marketenterinnen, und das nennen sie Deutschland groß machen und von seinen Tyrannen befreien. Hier sitzt auch einer von diesen Tyrannen, sieht mir das Jemand an?“

„Bon jour monsieur le professeur!“ so schallte es plötzlich in seinen Ohren. O die Stimme war ihm nur zu wohl bekannt. Er hatte das Glück, von dem Kriegscommissär Lauer stets französisch angeredet zu werden. Mochte er deutsch antworten, so lange er

wollte, das Männchen ließ sich nicht außer Fassung bringen. So that er auch heute; er grüßte auf soldatische Weise, und bat in den zierlichsten französischen Wendungen um Erlaubniß, einige Augenblicke mit dem Herrn Professor verplaudern zu dürfen. Der Professor nickte schweigend mit dem Kopfe, aber seiner Begleiterin, einem jungen Mädchen, bot er mit freundlichem Lächeln die beste Stelle an. „Hierher Jungfrau Emma, setzen Sie sich; von hier ist der Blick am weitesten und," fügte er leiser hinzu, „nur auf freies Land!" Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und setzte sich schweigend.

„Ich erzählte eben meiner Nichte die neueste Zeitung," so begann der Kriegskommissär, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknete, „und da zweifelsohne der Herr Professor noch nicht gehörig über den neuesten Weltlauf unterrichtet sind, und wie ich voraussetzen darf, sich für den Sieg der guten Sache gleich mir und Allen, die es mit unsern Freunden, den Franzosen, wohl meinen, interessiren; so will ich mir erlauben, meine Erzählung kurz zu wiederholen. Was zuerst Spanien anbetrifft, das sich den väterlichen Absichten meines großen Kaisers bis dahin freventlich widersetzt und einen, wie soll ich sagen, Meuchelmörder- oder Buschklepperkrieg begonnen hat, fängt nach den neuesten Nachrichten an, die Hand meines Herrn zu fühlen. Die Engländer, dieses Krämervolk, das seit der sogenannten Continentalsperre, sich einen andern Stapelplatz für seine Waaren in Spanien erobern möchte, wird immermehr nach der Grenze von Portugal hingedrängt. Dann scheint sich im Norden etwas vorzu-

bereiten. Der Friede von Tilsit fängt an etwas unbequem zu werden, warum? zwei Hähne auf einem Hühnerhof thun kein gut und dem Moskowiter schwillt der Kamm. Und was sagen Sie dazu, Herr Professor, man sagt, Preußen rüstet? Denken Sie, Preußen rüstet! dasselbe Preußen, das nur der Fürsprache des Zaaren sein Dasein verdankt, das noch nicht die Hälfte seiner Kriegskosten bezahlt hat, dasselbe Preußen, das nächstens von der Landkarte verschwinden dürfte, dieses Preußen, sage ich, rüstet. Das ist, um mich abermals eines Bildes zu bedienen, als wenn der Stier im spanischen Corso, der den Matador mit dem blanken Degen auf sich zukommen sieht, noch einmal kraftlos das Haupt erhebt, und den letzten Versuch mit seinen Hörnern macht."

„Ganz recht," sagte der Professor ruhig, „und dieser letzte Versuch hat manchem Matador das Leben gekostet, denn der edle Stier will wenigstens als Sieger sterben."

„Ganz richtig, Herr Professor, das will er; aber ist denn zwischen einem todten Stier und einem todten Maulesel ein Unterschied?"

„Ja, Herr Kriegskommissär, ein sehr großer. Der tapfere Stier wird mit Blumenkränzen geschmückt, und in Liedern verherrlicht; aber das im unrühmlichen Kampfe gefallene Maulthier, das nichts that, als nur den Mörder des Stiers tragen, schleppen sie einfach aus dem Corso."

Der Kriegskommissär zwang sich zu einem leichten Lächeln und sagte: „Wir kennen schon die wohlfeile und etwas nach Deutschthum schmeckende Politik des Herrn Professors und wollen uns darum nicht streiten. Wenn

aber der Herr Professor das erste Bulletin aus Moskau lesen werden, denn dort wird der letzte Trumpf ausgespielt, dann werden sich dieselben zu anderer Ansicht bequemen müssen — bis dahin bleibe ich des Herrn Professors ergebener Diener und wünsche ihm einen vergnügten Abend!" Und mit militärischem Gruße schwebte der Kriegskommissär ab.

Für Beide, für den Lehrer und für den Schüler, war dieser Tag ein bitterer und verlorener gewesen, und Jeder von Beiden meinte am Abend, ihm wäre er der bitterste gewesen. Der Lehrer zürnte mit dem Schüler, daß er ihn in diese Verlegenheit gebracht habe, und der Schüler meinte, gerade der Herr Professor Wilhelm habe sich seiner annehmen müssen; denn wer eine bessere Ueberzeugung habe und schweige still, der meine es wenigstens mit der guten Sache nicht ganz aufrichtig. Und Johannes ward in dieser Meinung noch bestärkt, da er sichtlich wahrnahm, wie der Professor ihn mied und sein Gesicht ihm gegenüber eine gewisse Spannung ausdrückte. Auch die andern Lehrer, ob sie gleich über den Vorfall schwiegen, so schien ihnen dennoch die Anwesenheit eines Schülers peinlich, der in öffentlicher Schule das ausgesprochen hatte, was selbst zu denken damals verboten war. Was half es Johannes, daß eine Anzahl seiner Mitschüler, freilich die Aermsten, sich näher an ihn anschlossen und auf jede Weise ihm ihre Liebe zu erkennen gaben; der Troß vermied ihn und die sogenannten Franzosen ließen es an kränkenden Stichelreden nicht fehlen. Und Johannes trug schwer an diesem Druck; aber nicht schwerer als Millionen um ihn her, nur wußte er nicht, wieviel

Genossen er in seinem Elend hatte. Das Gefühl eines tiefen, durch nichts zu bewältigenden Druckes, die Angst vor einer noch dunkleren Zukunft des Vaterlandes, und das Mißtrauen, das alles gesellschaftliche Leben untergrub und das zutrauliche Freundeswort abschnitt, das Alles ward gefühlt und betrauert in den Prunksälen der Großen und in den Hütten der Armen. Es war sehr böse Zeit und wurden vieler Menschen Gedanken in ihr offenbar.

Wer nun, wie Johannes, noch den Druck der Armut fühlte, und nirgends Hülfe sah, wer wie er, voll Zutrauens nach Arbeit und Brot ausgegangen war und nur um der Ueberzeugung willen, die man mied, keine Arbeit fand, wer wie er, das Brot einer armen Wittwe aß, ohne zu wissen, wie er es vergüten könne; dem kann man es nicht verargen, wenn er einsam durch die Wälder streifte und den Umgang mit seinen Kameraden mied, oder wenn ihm manchmal unwillkührlich die Thränen auf die Bücher fielen, in denen er las. Ward freilich seine Hausfrau seine Stimmung gewahr, dann gieng es ihm übel. Die Frau Hessemer war nicht die Frau, die einen Zweifel an Gottes Hülfe bei einem Menschen aufkommen ließ; sie schalt ihn tüchtig um seines Kleinmuths willen, und packte ihn an der Ehre an. „Was soll,“ sagte sie, „für ein Mann aus einem Burschen werden, der den Kopf hängt, wenn unser Herrgott ihn warten läßt? Ich meine doch, in solcher Zeit des Wartens, wie wir sie nun schon seit zehn und mehr Jahren haben, könnte auch einmal ein Schüler froh sein, wenn ihm täglich der Tisch gedeckt ist. Hört ihr, Herr Johannes, das Glöcklein draußen? das ist das Wingertsglöck-

lein; das haben die Väter Kapuziner im Kloster gestiftet und haben viel Silber hineinschmelzen lassen, darum hat's den feinen, hellen Ton. Das wird nur zur Zeit der Weinlese geläutet, Abends und Morgens. Jetzt geht einmal ans Fenster und seht hinaus und horcht, was aus dem Städtlein herabkommt. Hört ihr schon den Jubel? Seht, die Hälfte von den kleinen und großen Schreiern hat mehr Druck, als ihr selbst und doch jubeln sie, denn das Fest der Weinlese ist da, das fröhliche, alte deutsche Fest. So thun sie und wenn auch der Weinstock einen Rachenputzer trägt oder Strumpfwein. Aber so ein Elfer, wie heuer, der muß ja mit Jubel begrüßt werden, denn den hat unsers Herrgotts Sonne mit Feuer durchglüht, daß er Fässer sprengen wird. Ach vielleicht, Herr Johannes," sagte die Frau leise, „hilft er auch einen andern Reif, der um unsre Brust liegt, sprengen, und wir trinken im Elfer den Friedens- und Freiheitstrunk!"

Mit Rührung blickte Johannes in das ernste Angesicht der Hausfrau, es kam ihm heute wie verklärt vor. Sie erschien ihm wie eine Prophetin, als sie so groß und ernst dastand und auf das Getümmel hinab sah.

Denn unter dem Klang des Wingertsglöckchens war ein Getümmel in dem Städtchen ausgebrochen, wie nie. Es war Alles in Lahnberg sonderbar, so ganz anders als drunten in Norddeutschland, es wurde viel mehr öffentlich auf den Gassen verhandelt; das Volk war zutraulicher und mittheilsamer und die Jugend hatte viel Spielraum zu Jubel und Muthwillen, aber

heute hatte doch der Muthwille seine Spitze erreicht. Vom Thurm herab wehte die Fahne des Städtchens, eine goldene Traube im blauen Feld, und der Thürmer blies aus Leibeskräften mit seinen Gesellen die Melodie: „Nun danket Alle Gott," und das Volk in den Gassen hätte hübsch warten sollen mit der Mütze in der Hand, bis dem Herrn der Erndte der Dank gesagt war. So thaten auch die Alten im Städtchen und manch Auge wurde unter dem Gebete feucht:

„Der ewig treue Gott wolle uns bei unserm Leben,
Ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben!"

Aber der Thürmer war noch nicht bis zur Hälfte des Chorals gekommen, da brach das Getümmel der Jugend los. Zuerst kam eine Schaar kleiner Knaben gerannt, versehen mit allen Instrumenten, die je Nürnberg und der Schwarzwald geliefert hat, von der Trommel bis zum Kuckguk und von der Pfeife bis zur Rassel. Dazu hatten sich die kleinen Musikanten gar ergötzlich verkleidet. Papierhüte mit Federbüschen auf den Köpfen und Schnurrbärte mit Kohlen in die blühenden Gesichter gemalt, sollten sie recht fürchterlich erscheinen lassen, und Säbel von Holz hiengen ihnen an der Seite. Hinter ihnen drein kam die reifere Jugend. Die hatte auf einem Handwagen ein Faß, und auf demselben saß in Weinlaub gehüllt, der Bachus, dessen Gesicht glühte von den Gesundheiten, die ihm zugebracht wurden. Vor dem Hause des Schusterkonrad hielt wie auf ein gegebenes Zeichen der ganze Zug still. Der Schuster lag im Fenster und seine

Augen glänzten vor Lust. Auf sein Geheiß trug der Hanfried einen großen Krug Wein hinab, that erst einen mächtigen Schluck, der gar nicht enden wollte, und reichte ihn dann dem Bachus dar mit den Worten: „Hier, Bachus, der Wingertstrunk von meinem Meister, und nun bringe seine Gesundheit aus.“ Der Bachus, ein vollwangiger Bursche, hob den Krug mit der einen Hand empor und dann rief er:

„Gott Bachus bin ich genannt,
Im deutschen Reich gar wohl bekannt.
Seitdem aber das Reich gefressen ward
Von dem Wassertrinker, dem Bonapart,
Da bin ich geworden zum Hanswurst.
Doch hab ich behalten meinen Durst,
Und mit dem alten Durst trink ich heut,
Dem Franzosenfresser seine Gesundheit.“

„Potz Jena und Auerstädt,“ schrie der Schuster und warf seine Mütze unter den Haufen hinab. „Bachus, du bist ein Mordkerl, ich muß dich küssen.“ Aber der Bachus kollerte plötzlich von seinem Fasse herab und fiel ziemlich unsanft auf die Straße. Zwei derbe Fäuste hatten ihn von hinten am Kragen gepackt und herabgerissen, und über ihm stand die Schreckensgestalt des Polizeidieners, des alten Spitz, und bläute auf ihn los mit den Worten: „Warte, du Strauchdieb, du Rebeller und Brigand, ich will dich große Potentaten lästern heißen! Fort mit dir auf die Stadtpforte! Der Herr Polizeirath wird dir den Bachus ausklopfen!“ Ein Schrei des Unwillens erhob sich aus der großen Menge; sogar die Kinder vergaßen heute, durch die Feststimmung ermuthigt, das Schreckensamt des alten Spitz und murrten oder erhoben dro-

hend die musikalischen Instrumente. Aber der Retter der Straßenfreiheit war schon da in Gestalt des Schusterkonrads. Der riß den Bachus aus den Händen des Polizeidieners, hob ihn mit einem kräftigen Ruck wieder auf das Faß und schrie dann: „Schämt euch, alter Spitz, werdet doch Spaß verstehen, zumal am Wingertsfest. Das alte Recht muß erhalten bleiben! Potz Jena und Auerstädt, kommt und trinkt eins mit mir! Was, ihr besinnt euch noch? Marsch, alter Kriegskamerad, ins Haus und ein Glas angenommen zur Ehre der alten Freiheit!“ So drängte er, halb scheltend, halb spaßhaft, den Spitz zu seiner Hausthüre hinein; ehe er sie aber schloß, nickte er noch einmal seiner Nachbarin hinauf; nach deren Beifall schien er trotz seiner sonstigen Rücksichtslosigkeit, zu geizen. Und die Nachbarin lächelte und nickte ebenfalls mit dem Kopfe und sagte: „Der Kern ist gut in dem Tollkopf, wär' nur die Schale nicht zu rauh!“ Die Margarethe aber seufzte dazu.

Mit ihrem schönsten Festtagsgewand angethan, gieng die Sonne am nächsten Morgen auf. Heute beschien sie eine glückliche Stadt. Die Schulen waren für zwei Tage geschlossen, eine unendlich lange Zeit für ein Kindesherz, das sich freuen will, und die Hausväter stöberten schon seit dem frühen Morgen in den Kellern umher, theils um das Fäßchen zu füllen zum Trunk in die Weinberge für Helfer und Gäste, theils um die Lagerfässer zu rüsten, die heute noch den edlen Most aus der Kelter aufnehmen sollten. Die Hausfrauen bereiteten die kalten Speisen, denn gekocht ward heute in keinem Hause, dafür hatten alle Hände zu viel zu thun. Jetzt, es war acht Uhr Morgens, klang

das Wingertsglöckchen, und auf dieses Zeichen strömte Alt und Jung in den frischen sonnenhellen Herbstmorgen hinaus. Voran die Jugend mit Reusen, Körben und Eimern, das Wingertsmesser kühn in der Hand zum Schneiden der Trauben, und im Nu lebte und bewegte sich der ganze Berg von emßigen, jubelnden Menschen. Wie auf ein gegebenes Signal knallte es aus allen Büschen, denn es war ein Recht der Klosterschüler, die Weinlese durch Schießen zu verherrlichen.

Nur Einer war dem Jubel fern geblieben, das war Johannes. Er hatte Niemand, an den er sich für heute anschließen konnte; er war von Niemand zur Hülfe eingeladen worden, denn seine Hauswirtin hatte keinen Weinberg, und so saß er denn daheim und vertrieb sich die Zeit mit Studieren und Lesen. Wie der Tag fortschritt und wärmer wurde, so öffnete er das Fenster nach dem Garten und setzte sich hinein, und wie es stiller und stiller im Städtchen ward, indes draußen die Freude jauchzte und knallte, da hob er bedächtig ein Bein nach dem andern zum Dachfenster hinaus, und so hoch und frei sitzend, las er bald, bald blickte er sinnend in den reinen Herbsthimmel hinauf. Wie es aber Mittag ward und die Gedanken den Worten nicht mehr folgen wollten, da durchschritt er die leeren Straßen, erstieg den Berg, von welchem er zuerst die Stadt gesehen hatte, und dann am äußersten Saum der Gärten hingehend, stand er sinnend still. Von hier aus übersah man das ganze Arbeitsfeld des Tages. Drüben über dem Fluß lagen die Weinberge und in ihnen wogte und brauste, sang und klang es, wie es nur in der Weinlese sein kann. Ueber die

Brücke herüber und hinüber gieng es mit leeren und vollen Butten voll der schönsten Trauben, und Kähne durchfurchten beständig den Fluß, Gäste hinüber zu bringen. Denn die Wasserfahrt am Tage der Weinlese gehörte zu den besonderen Vergnügungen der Bemittelten. Und über dem ganzen schönen Feste lag ein tiefblauer, lachender Himmel und die Sommerfäden flogen, vom leichten Winde getrieben und von den gelben Sträuchen aufgehalten, durch die reine Luft. Johannes labte sich aus vollem Herzen an dem schönen Anblick und an der Lust der Menschen. Dann aber ward es plötzlich dunkel in seiner Seele. Das Teufelchen des Mißmuths, mit dem grauen Rock des Neides angethan, blies das Licht des Frohsinns in ihm aus und flüsterte ihm zu, wie gut es doch die fröhlichen Menschen da drüben hätten, wie sie sich Alle an einander freuten, wie Jeder von ihnen sein Liebes habe, dem er heute Freude zu machen suche, und wie er doch so allein, so ganz allein sei. Niemand wisse von ihm, Niemand kümmere sich um ihn, wenn er heute gehe, so denke schon morgen Niemand mehr an ihn. Ach, er sei doch so gar nutzlos auf der Welt und so gar elend!

Und wie er so dachte und sich vor seinen Augen die Gegend in Nacht verwandelte, weil es so dunkel in ihm selber war; da stieß nicht weit von ihm ein Nachen vom Ufer ab. Sein scharfes Auge sah, daß es junge Mädchen waren, die fröhlich lachend den Kahn bestiegen; ein Fischerknabe führte sie über und von dem Strohhut des Knaben wallten Bänder herab. Er hatte sich für seine Gäste festlich geschmückt. Johannes folgte

dem Kahn mit den Augen, und der Scherz des jungen Volkes that ihm wehe. Er war ja selbst jung und sehr empfänglich für Frohsinn, und hier stand er allein und Niemand dachte an ihn.

Da auf einmal, was war das? Es entstand ein Getümmel auf dem Fahrzeug. Lachend sahen die Mädchen einem Hute nach, den der Wind von dem Kopfe der Einen geworfen hatte und den der Fluß forttrieb. Johannes sah, wie man dem Fährmanne gute Worte gab, dem Hute nachzufahren. Schon war er erreicht, die Eigenthümerin bückte sich nach ihm, er entglitt ihren Händen, sie will ihn nicht lassen, und, o Schrecken, sie stürzt selber in die Flut. Der Jubel verwandelte sich in einen Schrei des Entsetzens, denn der Fluß war hier tief und die Strömung rasch. Mit den erschreckten Mädchen hob auch Johannes unwillkührlich die Hände empor. Aber kein Helfer wollte kommen. Alle Weinberge hallten vom Jubel wieder, wer sollte da den Nothschrei der armen Ertrinkenden und ihrer Gefährtinnen hören! Der Fischerknabe lenkte zwar schnell den Nachen der Hülflosen nach, aber rascher noch trieb der Fluß seine Beute davon, als den schweren Nachen. Das Mädchen schrie noch einmal laut auf und versank dann. „Jetzt, mein Gott, gib mir deine Hülfe!“ rief Johannes. Im Nu waren die entbehrlichsten Kleider abgeworfen und mit einem ungeheuren Bogensatze sprang er über das jähe Ufer hinab in den Fluß. Ein zweiter, noch durchdringenderer Hülferuf drang aus dem Nachen an sein Ohr, dann hörte er nichts mehr. Als kühner und beherzter Schwimmer und Taucher erreichte er schnell den Bo-

den, fuhr nach etlichen Minuten wieder hinauf, schwamm dann mit dem Blick nach dem Ufer, wo er gestanden, etwas mehr stromabwärts, tauchte wieder unter, fand die Untergesunkene, faßte sie mit dem linken Arm und ruderte mit dem rechten langsam dem Ufer zu.

Erschöpft sank er zu Boden, aber mit brechender Kraft rief er aus: „Gottlob, nun bin ich doch so nutzlos nicht mehr. Ach, und Gott sei gelobt, es ist das liebe blonde Kind von der Bibermühle, es ist die Friederike. O wohl kenne ich dich, mein lieber blonder Engel. Aber lebst du auch noch?“ Und er bog sein Ohr nach der Brust des Kindes, und als er den leisen Herzschlag vernahm, da drückte er es mit einem Jubel an seine Brust, als habe er eine Schwester gerettet und seine Thränen flossen unaufhaltsam auf die gebrochenen Augen der Besinnungslosen.

So fanden ihn die Gespielinnen und sahen staunend die Rührung des Jünglings. Sie nahmen das Mädchen aus seinen Armen, und während sie es umarmten und liebkosten und ihren Namen riefen und weinten, da stand Johannes wieder einsam wie früher. Niemand kümmerte sich um ihn, Niemand dankte ihm. Er eilte zu der Stelle, wo seine Kleider lagen und entfernte sich rasch.

Von Niemand gesehen und angehalten, denn die Straßen waren leer, erreichte er seine Wohnung im Hasengäßchen. Da ward ihm auch kein freundlicher Empfang. Die Hausfrau war abwesend und Margarethe sehr übel gelaunt. Der Festjubel in den Weinbergen weckte allerlei trübe Erinnerungen. Sie

empfieng ihren Hausgenossen mit verweinten Augen. „Eine schöne Bescheerung das, Herr Johannes! Was geht euch das Geschmeiß an, das heute ins Wasser fällt? Mögen ja über die Brücke gehen, wie andere ehrliche Leute auch. Brauchen nicht aus Hoffahrt über zu fahren; geschieht ihnen ganz recht. Und euch dazu. Jetzt legt euch nur, wie euch Gott geschaffen hat, in euer Bette, denn von einem trockenen Hemde ist keine Rede. Zwei habt ihr nur; eins hängt auf der Trockne und eins habt ihr putschnaß auf dem Leibe. So geht's, wenn man andern Leuten will Ratten fangen und kann sich keine Mäuse fangen. Nur marsch ins Bett und den Schnupfen, den ihr kriegt, den gönn' ich euch; der wird läufig sein, wie ein Kändel bei Thauwetter!"

So gescholten, entrann Johannes frierend und zähneklappernd in seine Stube; aber es dauerte nur wenige Minuten, da that sich leise die Thüre auf und der Arm der Margarethe reichte ein Hemd herein; er sah unter Lachen, daß es ein Frauenhemd war. Wieder vergieng nur kurze Zeit und Johannes steckte bereits in den Federn, da erschien Margarethe wieder, wo möglich mit einem noch finsterern Gesichte, stellte ein Töpfchen auf den Tisch, goß von dem Inhalt in eine Tasse und sagte: „Da trinkt diesen Fliederthee und sucht zu schwitzen. Werth seid ihr es freilich nicht, daß man sich um euch ängstigt, aber Jugend hat keine Tugend und eure freundlichen Augen thun's einem an."

„Habt Dank, Margarethe," sagte Johannes, „ihr seid lieb und gut und tausendmal besser, als ihr ausseht. Gebe euch der liebe Gott recht bald wieder ein

stilles und geruhiges Herz!" Die Frau seufzte und gieng schweigend hinaus.

Wer einmal von Gott die Kraft erhielt eine gute That zu thun, eine von denen, die den Engeln gefällt, sei es, daß er einen Menschen aus Flammen und Fluten rettete, oder mit einem Verschmachteten sein Brot brach, oder einer Seele vom Tode half, der kennt so ungefähr das Gefühl, das Johannes hatte an jenem Abende nach der Rettung des Mädchens. Sein Stübchen kam ihm in der Dämmerstunde so festlich vor, das Abendgeläute klang ihm so feierlich und die Wonne, die seinen Leib durchströmte, schien ihm von innen heraus zu kommen aus dem jugendlich frohen Herzen, und das Herz sagte: „Siehe Johannes, nun bist du nicht mehr allein auf der Welt, du hast eine Seele auf ihr, die dich Retter nennt, und ihre Freunde sind jetzt auch deine, und Lahnberg ist jetzt deine Heimat!" Und als seine Hausfrau heimkam, als sie sich an sein Bette setzte und er ihr Alles noch einmal erzählte und seine Stimmung vorher und nun sein Glück nachher, da kam auch nicht ein Wort des Lobes aus dem Munde der Hessemer; sie sagte nur, indem sie mühsam ihre Rührung verbarg: „Danket Gott, Herr Johannes, daß er euch die That gelingen ließ, aber macht nicht viel Redens davon. Es ist doch ein gar wunderbar und erhebend Gefühl für einen Christenmenschen, zu denken, du bist unsers Herrgotts Handlanger, sei denn kein träger und fauler Knecht, sondern sei über dein Weniges getreu. Das sag ich mir auch täglich, wenn das Fleisch will träge werden im Dienst am Nächsten, oder das trotzige Herz allerlei Redens-

arten macht von dem Undank derer, die ich unterstütze. Schweig', sag' ich zu meinem Herzen, dießmal stehst du nicht in Gottes Dienst, sondern im Dienst des Teufels, der die Liebe und ihre Thaten nicht leiden kann. Aber ich frage einen Menschen, der Gott gehorcht hat, was thut dir wohler, die rasche Handlung in des Nächsten Dienst, oder der Schneckenmarsch der Trägheit? So wie euch, ist es heute Abend auch dem glücklichen Hause, dem ihr so wohl gethan, wie mögen sie euch segnen und Gottes Gnade euch erflehen! Ja glückliches Haus!" sagte sie noch einmal und dann saß sie lange sinnend am Lager ihres Hausgenossen.

Versetzen wir uns im Geiste in dieses glückliche Haus zu dieser Abendstunde. Das gerettete Kind, nahe dem Mädchenalter, liegt blaß und mit halbgeschlossenen Augen hinter den weißen Vorhängen des Bettes. Der Arzt hat Ruhe anbefohlen, denn obgleich bei vollem Leben, ist das Mädchen schwach von der Angst und dem vielen Waßer, das es hat schlucken müssen. Vater und Mutter sitzen weinend vor Rührung und Angst um ihren Liebling in verschiedenen Ecken der Stube; aber an dem Bette selbst hat Tante Fritzchen Platz genommen. Ihr ohnehin blasses Gesicht sieht heute Abend wie ein Marmorbild aus, und die blauen, treuen Augen ruhen mit einer Innigkeit wie noch nie auf dem weißen Angesicht ihres Lieblings. Die zarten Hände hat sie über die Decke gefaltet, sie sind noch trocken und kalt und die Tante faßt sie von Zeit zu Zeit an, um den Fortschritt der Beßerung zu beobachten. Jetzt schlägt das Kind die matten Augen auf und lächelt seiner Pathin entgegen und diese bückt sich nieder und

haucht einen leisen Kuß auf ihren Mund und es scheint ein augenblicklich Leben in die Kranke zu kommen. Sie sagt leise: „Tante, wer war's, der mich aus dem Wasser rettete? ich möchte so gerne seinen Namen wissen, um ihm danken zu können.“ „Niemand weiß es,“ sagte eben so leise die Tante, „der Retter war im Nu verschwunden; die Mädchen, die dich aus seinen Armen nahmen, die sagten aus, er habe dich nicht lassen wollen und habe geweint, als er davon gegangen sei; sie kannten ihn nicht.“ Nach einer kleinen Pause sagte das Kind: „Tante, wenn ihn Niemand kennt, so war es wohl ein Engel Gottes. Finden wir ihn aber, weißt du, was ich ihm gebe? Das goldene Kreuz, das du mir geschenkt hast. Es ist das Beste, was ich habe.“ „Aber warum gerade dieses Kreuz, Friederike?“ fragte die Tante. „Das ist ein Andenken von meiner seligen Mutter und die hat es von der ihren und sind viele Thränen auf das Kreuz geflossen. Es hat mir selbst schwer gehalten, es dir zu geben, aber ich habe gedacht, du seist ja mein Kind und mein Alles und da gab ich es dir, und jetzt soll es ein Fremder haben?“ „Aber Tantchen,“ sagte das Kind, „mein Retter ist ja kein Fremder mehr, sondern ein lieber Freund; und wie ich gehört, so geben die Fürsten denen ihrer Unterthanen Orden und Kreuze zum Lohn, die ein Menschenleben gerettet haben, laß auch mich einmal recht dankbar sein. Und Tantchen, was gibst du ihm?“ „Ich, mein Kind? Nun, ich bin auch nicht reich, aber ich will ihn um deinetwillen lieb haben.“ „Thue das, liebe Tante; aber denke einmal, wenn der alte Spitz mein Retter wäre, oder gar der wilde Martin! der

schlich heute, als wir einstiegen, am Wasser hin; wäre das nicht schrecklich!" „Und doch," sagte die Tante, „werde ich sie beide lieb haben. Doch der alte Spitz ist schwerlich zu der Stunde noch nüchtern gewesen, und vor dem wilden Martin hast du unnöthige Furcht. Der Mann ist nicht wild, der ist nur unglücklich. Da läßt er denn Haupthaar und Bart wachsen und gebärdet sich sonderbar; aber eigentlich hat er nur das Heimweh." „Aber Heimweh, Tante, ist denn das eine Krankheit?" fragte das Kind. „Eine recht schwere, mein Kind," sagte die Tante und an ihr leiden Viele heut zu Tage und das Mittel dagegen findet sich in keiner Apotheke. Der wilde Martin ist auch so ein armer Heimatloser; er hat eine Heimat und in ihr Weib und Kinder, und darf nicht nach Hause." „Darf nicht nach Hause Tante?" fragte Friederike weiter. „Ja, er darf nicht," sagte kurz die Tante, „aber du bist daheim und sollst ruhen und wo möglich schlafen. Und darum schnell die Augen zu und Gott sei bei dir in dieser Nacht!" —

Und Gott war mit dem Kinde, es genaß schnell und schon nach einigen Tagen sah man es wieder fröhlich zur Schule gehen. Auch die Weinlese gieng wie alle hellen Tage vorüber; die Arbeit begann wieder und mit ihr nahm auch die Sorge der Zeit wieder ihren Einzug in die Herzen. Und die Leute, die geschäftig an der Geretteten vorübergiengen, die nickten ihr zu und wünschten ihr Glück; aber schon nach einigen Tagen fragte Niemand mehr im Städtchen: wer mag der Retter sein? Und wo es geschah, da sagte man, das müsse seine absonderliche Bewandtniß haben;

melde sich der Retter nicht, so habe er kein gutes Gewissen, vielleicht sei es sogar ein Flüchtling gewesen, der die Polizei fürchte. So meinte es namentlich der Herr Polizeirath Gaumer und trug dem Spitz auf, ein wachsames Auge auf den Menschen zu haben, der so aussähe, als könne er mehr als ein Anderer. So aber dachte Friederike nicht. Sie schloß ihren Retter täglich in ihr Abendgebet, daß es Gott ihm möge wohl gehen lassen, und war von der Weinlese die Rede und von ihrem Unfall, dann sagte sie: „Und ich finde ihn doch noch!“ —

3.

Was soll das Eine sein?
Sprich, Vater Rhein!
Herz muß das Eine sein!
Spricht Vater Rhein —
Das wird es treffen,
Herz, das kein Lügenschein
Nimmer kann äffen,
Auch ohne Schanz und Wall
Brauset mein Wogenschwall
Fröhlich in Freiheit hin,
Wann ich deß mächtig bin.

Soll das das Eine sein?
Ja, das allein.
Treues und deutsches Herz,
Tapfer in Ernst und Scherz,
Das ist die Mauer!
Treues und deutsches Herz
Bleibt auf die Dauer;
Brechet die Schwerdter klein,
Reisset die Wälle ein,
Schleifet die Felsenburg —
Mit diesem fecht' ich's durch.

E. M. Arndt.

Es gieng der Steingasse in der guten Stadt Lahnberg wie mancher ihrer Schwestern in größeren Städten; sie hatte einst ihre Zeit der Blüthe gehabt und wahrscheinlich ihren Namen darum empfangen, weil man ihr geputzte Schuhe angethan, während noch die andern Straßen und Gäßchen sich mit Sandalen begnügen mußten. Die Steingasse hatte zudem die größten und stolzesten Häuser aufzuweisen und in denselben wohnten stolze, reiche Leute, Carossen fuhren an den Thüren ab und zu, und der Adel der Umgegend hatte da entweder seine Winterwohnung, oder er kam von Zeit zu Zeit zum Besuch und hielt die Bälle mit, die auf dem Saal im Ritter gehalten wurden. Der Ritter aber war das erste Gasthaus der Stadt, man meinte, so alt wie sie selbst, mit hohem Bogenthor und fest von Steinen erbaut, und über dem Thorbogen stand ein steinerner Gewappneter und an seinen Spieß hieng

der Ritterwirt bei feierlicher Gelegenheit die Laterne. Der Spieß des steinernen Ritters aber war jetzt zerbrochen, der Jubel der Gäste in dem hohen Saal war längst verklungen, das Thor hieng schlotternd noch in seinen Angeln, und der Stadtrath hatte einer Colonie armer Leute den Einsitz in den leeren Räumen des Ritters gegeben. Da hauste denn mit Spatzen und Rothschwänzchen gemeinsam allerlei Volks, dem alten Spitz ein täglicher Aerger, denn sein Regiment war dort sehr angefochten. Und außer dem Ritter standen in der Steingasse noch mehrere ähnliche Häuser, aber alle mit sichtlichen Spuren des Verfalls, von armen Handwerkern bewohnt. Wer im Städtchen nur einigermaßen etwas auf sich hielt, der wohnte nicht in der Steingasse; droben am Markt, wo die neue Post stand und die Apotheke und wo die Mägde den Rohrbrunnen belagerten von früh bis spät und die Höckerinnen ihre Waare feilhielten, da war's gut und freundlich wohnen. Schon um des Schlößchens willen wohnte in der Steingasse Niemand gerne. Warum? Niemand konnte sich Rechenschaft darüber geben, aber das Schlößchen war in Lahnberg was in manchem Haus die dunkle Geräthkammer ist, dahinein gesperrt zu werden, treibt den Kindern die Haare zu Berge.

Von der Straße aus sah man von dem Schlößchen gar nichts. Eine hohe Mauer und ein großes, mit Eisen beschlagenes Thor versperrten die Aussicht. Gieng das Thor einmal auf, was auch wohl geschah, wenn Holz eingefahren wurde, so fiel der Blick in einen geräumigen, mit Gras bewachsenen Hof, und zwischen zwei alten Kastanienbäumen führte eine breite Stein-

treppe in ein längliches, vor Alter graues Haus von zwei Stockwerken. Im untern Stocke waren die hohen Fenster sämmtlich mit eisernen Stangengittern verwahrt und die oberen fast alle durch Läden geschlossen.

Hier hatte vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Ausbruch der französischen Revolution der Herr Oberst gewohnt, einer von Schachtheim, ein gewaltiger Haudegen und bis in sein hohes Alter hinein allerlei Unsitten ergeben, die das Schlößchen in kein gutes Gerücht brachten. Er hatte viel Besuch von ähnlichen alten Kriegsgurgeln wie er selber, und es soll in dem Schlößchen damals viel gesündigt worden sein. Denn der Herr von Schachtheim hatte keinen Glauben gehabt sein Leben lang, und die gute deutsche Sitte hatte er in fremdem Kriegsdienst also verloren, daß sein Haus der Höhle des Löwen glich, dahin viele Spuren hinein, wenige aber hinausgehen. So Gräuelgeschichten von verführten Jungfrauen und verschwundenen Kindern, von Kupplern und gefälligen Lakaienseelen, können noch nach Jahrzehnten dem Volke Kopfbrechens machen und ein Haus in den Verdacht bringen, als wandere es darin, zumal, wenn's, wie das Schlößchen, von der Straße abliegt und grau von Schimmel und Moder aussieht.

Anders war freilich Einsicht und Aussicht nach der Sonnenseite hin. Da rankten Trauben an dem Hause empor, helle Fenster glänzten im Sonnenschein, und ein großer schöner Garten umgab das Haus. Aber auch der war von einer hohen Mauer umzogen und nur ein kleines Pförtchen gieng ins Winkelgäßchen neben dem Graben. Niemand wußte darum, wie es in

dem Garten aussah, als nur die Bewohner des Schlöß-
chens und der Miethsmann der Frau Hessemer im
Hasengäßchen.

Nach dem Tode des Obersten ließ der Stadtrath
das Siegel an das Schlößchen legen, denn man kannte
die Erben nicht, und ließ durch die Zeitungen nach ihnen
forschen. Die damals einen Blick in das Schlößchen
thaten, die schilderten es als ein geräumiges, schönes
Gebäude, mit breiten, hellen Steintreppen und geräu-
migen Vorplätzen versehen. Die Zimmer seien ausge-
schlagen mit gemalten und gewirkten Tapeten, alte
Bilder in goldenen Rahmen sähen bald drohend, bald
freundlich auf einen herab, und der Hausrath sei sehr
alt und schwer. Was sonst noch an Bettwerk, Weiß-
zeug und Porzellan in dem Schlößchen sei, das sei
Alles sehr gut und alt, und für einen Liebhaber an
alter Mode viel Geld werth. Wer nur der Erbe von
dem Allem sein möge und ob es nicht gerathen wäre,
eine Wache hinein zu setzen? denn leere Häuser zögen
die Diebe an. Und man sah sich nach einem solchen
Wächter um. Den fand man auch in der Person des
alten Best. Der kam damals mit ehrlichem Abschied,
aber von den Franzosen gejagt, aus Pirmasens, war
ein himmelhoher, breitschultriger Enakssohn, mit derben
Fäusten und einem sehr langen Zopf, und hatte just
noch kein sonderlich Vergnügen an seinem Handwerk,
denn er war als Mensch eigentlich Schuster. Der
gieng auch sehr bereitwillig auf den Plan ein, denn,
dachte er, bin ich einmal in dem Schlößchen und die
neue Herrschaft kommt, so findet sie Wohlgefallen an
mir, und ich kann auf meine alten Tage noch mein

Glück machen. Also bekam der Pirmasenser, nachdem er in Eid und Pflicht genommen war, den Schlüssel zum Schlößchen, und mit einem alten Pallasch, auch mit Zunder und Schwefelfaden für den Fall der Noth wohl versehen, nahm er seine Wohnung im Bedientenzimmer nahe der Thüre. Der Stadtrath war froh, eine Sorge weniger zu haben und schlief die Nacht darauf sehr gut. Eine solche Nacht muß der Pirmasenser nicht gehabt haben, denn er erschien am Morgen darauf vor dem Rath, grüßte militärisch und legte den Schlüssel zum Schlößchen mit dem Bemerken vor die Herrn nieder: er sei Soldat und vor Panduren und Kroaten fürchte er sich nicht; aber es gäbe in des Bösen Dienst Kriegsvölker, die hätten Knochen wie sechspfündige Kanonen. Dessen zum Zeugen habe er seinen Säbel mitgebracht, da sollten die Herrn die Wahrheit sehen. Der Säbel sah freilich bös aus; er war unten abgebrochen und voller Scharten, und der Mann mußte ihn tapfer geführt haben, das war ohne Zweifel. Vorsichtig und am hellen Tage verfügte sich der Rath in das Schlößchen, und öffnete noch vorsichtiger die Bedientenstube. Darin sah es aus, als wenn Zigeuner hier gehaust hätten. Die Bettdecke lag mitten in der Stube, die Stühle waren zerhauen und in der Wand steckte die Spitze von dem Säbel des Pirmasensers. Der Mann war tapfer gewesen, das mußte man ihm lassen. Aber er sagte nichts weiter über die Sache und der Stadtrath sagte auch nichts, sondern man legte die Siegel wieder an, und befahl allen guten Engeln das Unglückshaus.

Doch die Aufmerksamkeit der Bürger auf das

Schlößchen nahm schnell ab, denn es gab draußen so viel zu denken, daß man den bösen Geistern gern das alte Haus sammt seinem Inhalt überließ. Die Franzosen überschritten die Reichsgrenze und boten den deutschen Nachbarn Bruderschaft an, unter der Bedingung, daß sie ihre Tyrannen wegjagten, die Vornehmen niedrig und die Reichen leicht machten und so wenig als möglich an unsern Herrgott glaubten. Um diese Zeit, als auch die Freiheitsbäume mit der Jakobinermütze auf deutschem Boden aufgepflanzt wurden und die toll gemachten Deutschen mit den tollen Franzosen darum her tanzten; kam eines Tages ein Mann vor den Rath zu Lahnberg, gab sich für den Castellan oder Hausmeister der Familie von Tiefenbrunn aus, legte seine Vollmachten und Papiere, die er bereits in der Residenz hatte prüfen und gut heißen lassen, vor, und begehrte im Namen der Frau von Tiefenbrunn, der Erbin des Obersten von Schachtheim, in das Erbe eingewiesen zu werden. Der Rath prüfte mit Hilfe seines Syndikus die Papiere, und da Alles richtig befunden wurde, so nahm der Castellan Meier noch an demselben Tage von dem Schlößchen im Namen seiner Herrschaft Besitz. Der Kastellan war ein großer, sehr ernster Mann, von wenigen Worten und rascher That. Er fand die Säbelklinge des Pirmasensers noch in der Wand stecken, fragte wie das zugegangen, und schlief unbelästigt von bösen Geistern von da an in derselben Stube. Kein Wunder, sagten freilich die Wascherinnen, die im Ritter wohnten, seitdem sind auch alle bösen Geister über den Rhein gereist und ins Franzosenvolk gefahren. Die Flüchtlinge, die von da herüber-

kommen, wissen nicht genug zu erzählen, was die Schiffer ihre Last hätten mit dem Teufelsspuck. Manchmal rufe es in später Nacht: Hol über! und wenn sie ankämen, dann sei nirgends ein Mensch zu sehen, aber es plumpe etwas wie ein voller Sack in den Nachen hinein und dann gienge die Fahrt sehr schwer.

Nach einigen Wochen begab sich wieder etwas Neues in dem Schlößchen. Es kam mit Postpferden bespannt eine große Reisekutsche an. Die fuhr sehr langsam und gleichsam suchend und tastend in die Steingasse ein, der Postillon blies nicht, fluchte aber um so mehr über die holperigen Gassen und hielt endlich, von den Steingässern bedeutet, vor dem Thore des Schloßhofs still. Der Postillon stieg ab und pochte mit seiner Peitsche sehr unsanft an das alte Thor. Das that sich schnell auf, der Wagen fuhr, von seiner Hand geführt, hinein und die Flügel thaten sich rasch wieder zu. Die Steingässer nahmen das sehr übel, namentlich da sie doch den Weg zum Schlößchen gezeigt und ein Recht an die neue Herrschaft zu haben meinten. Darum hob die Waschbärbel ihren Franz zu einem Astloch empor, das oben am Thor war und fragte: „Franz, mein Sohn, was siehst du?" „Der Castellan hebt ein Mägdlein heraus und macht ihm ein freundlich Gesicht! Mutter, er hat das Mädchen geküßt. Das Mädchen und der Kastellan arbeiten ein Weibsbild heraus, von dem sieht man nichts als die Gestalt, das hat einen Lappen vor dem Gesicht hängen. Der Castellan thut gar apart und dienert vor dem Weib. Mutter, so wahr ich lebe, er küßt ihr die Hand!" — „Franz, mein Herzblatt, sag' was kommt jetzt?" —

„Jetzt holt der Kastellan noch Eins heraus; auch noch eine Frau, sie sieht blaß aus! Da haben wir's, die küßt er auch und sie hängt sich an ihn. Mutter, das war gewis seine Frau, und die mit dem Tuch vor dem Gesicht, das ist die gnädige Frau und das Mädchen, das ist seine Tochter. Da, jetzt führt er die vornehme Frau ins Haus und die Andern gehen hinten drein; die müssen den Weg allein finden."

Was der Waschbärbel Franz durch's Astloch gesehen und nicht gesehen, das gieng wie ein Lauffeuer aus der Steingasse in die Stadt und setzte männiglich in Erstaunen. Und wie am Abend desselbigen Tages der Franz um den Postwagen schnüffelte, weil damals viel sonderbar Volk mit und ohne Uniform reiste, das kein Deutsch konnte und so sonderbar welschte, so stieg auch eine Frauensperson aus, dankte unter vielen Knicksen der Gesellschaft im Wagen für erzeigte Ehre und Höflichkeit und fragte den Franz nach der Steingasse und ob die gnädige Herrschaft schon angekommen sei. Der Franz wußte Bescheid zu geben und geleitete die Person, und sie war sehr redsprächig und hatte große freundliche Augen und ihr Gesicht war die Herzensgüte selbst. Aber sie trug sich so fremd, so ganz anders wie die Leute hier zu Land. Sie hatte einen gestreiften Faltenrock an und darüber eine braune Jacke mit langen Klappen und ein weißes Halstuch darüber, und ihre Sprache war gar zu apart; es war wohl deutsch, aber sie brauchte so lange Zeit zu einem Worte, daß es schien, als ruhe sie dabei aus, und hinten drein kam auch noch ein Schleifer. Der Franz faßte sich ein Herz, er trug ja der Person einen großen Pack, und fragte

sie, wo man so spräche wie sie? Und sie sagte, und lachte dabei, „im Elsaß, lieber Kleiner, nicht wahr, das klingt euch Deutschen fremd? Und doch ist's auch deutsch bei uns." Und dann hatte sie am Thore des Schlößchens dem Franz den Bündel abgenommen, hatte ihm dreimal einen Knicks gemacht und ein großes Milchbrod geschenkt, und der Franz hatte lange an dem Thore gestanden und bei sich gedacht: „Was muß doch die Welt so groß sein, da so sonderbare Menschen drinnen leben und so artige dazu!" —

Die Jungfer Madlene, die Magd des Castellans war schnell im Städtchen bekannt. Mit dem weißen Henkelkorbe am Arm, in ihrer reinen, fremdartigen Tracht, erschien sie täglich bei Metzgern und Bäckern, besorgte rasch und einsichtsvoll die Einkäufe, grüßte Jedermann überaus freundlich und war bald der Liebling der Jugend, namentlich der Steingässer. Nur das war sonderbar, sie gab von Allem gar freundlich Rechenschaft, wenn aber die Rede auf die gnädige Frau kam, dann gieng sie rasch davon und sagte im Gehen: „Ihr Diener, mein Herr, davon weiß ich nichts zu berichten." Der Pirmasenser besonders behandelte sie mit großer Ehrfurcht. Wenn er ihr begegnete, dann grüßte er militärisch und hieß sie „Jungfer Landsmännin" und sie dankte eben so verbindlich mit einem Knicks und hieß ihn „Herr Landsmann."

Nach und nach, aber sehr langsam, ward auch der Castellan in der Stadt bekannt. Man lernte ihn als einen ernsten, einsichtsvollen Mann kennen und achten, man zog auch seine Frau, eine blaße, stille Dame in die geselligen Kreise hinein, und die Mädchen stritten

um die Ehre, von Friederike, der Tochter, geliebt zu werden, denn die war die Krone des Hauses, ein mildes, warmes Herz. Allezeit heiter und freundlich gieng ein guter Geist von ihr aus, wo sie erschien. Aber nur in's Untergeschoß des Schlößchens kamen die Besuche der Leute aus der Stadt und später der Hausfreunde, der obere Stock war verschloßen für Jedermann, so sehr verschlossen, daß Keines aus der Familie des Castellans mehr sagte, als: „Die gnädige Frau wünschen, daß von ihr so wenig als möglich geredet werde; sie wollen allein sein." Und allein blieb sie viele Jahre lang und man gewöhnte sich daran. Niemand hatte sie gesehen, als nur die Frau Hessemer durch das Dachfenster und ihr Miethsmann, der das Stübchen mit dem Dachfenster bewohnte.

Aber von größerem Einfluß, als sie selber ahnte, war die Familie des Castellans auf die Stadt geworden, die sie jetzt bewohnte. Es wehete gleichsam ein guter Geist aus dem stillen Hause, wie man von da an das Schlößchen oft nennen hörte. Die Leute mußten in einer schweren Lebensschule gewesen sein, denn sie waren sämmtlich sehr ernst, selbst Friederike, ihre Tochter, aber dieser Ernst war nicht abstoßend, er erweckte Theilnahme und man fühlte es ihm an, er war zum guten Theile religiöser Natur.

Die Gebildeten des Städtchens, wie sie sich selbst gern nannten, waren in der Zeit aufgewachsen, welche die französische Revolution als ihre Blüthe rühmte. Die Loosung: „Friede den Hütten und Krieg den Thronen" war nur eine Zeitredensart, denn das Gebahren dieser Friedensbringer war nichts als Krieg gegen alle

göttlichen und menschlichen Rechte. Und da die gewöhnliche Menschennatur ihr gut Theil Trotz und Unglauben als das alte Erbübel mit sich schleppt, so jauchzte sie jenseits und diesseits des Rheins dem neuen Evangelium Beifall, und richtete nach ihm ihr Herzensstüblein und ihr Haus ein. Leichte, genußsüchtige Gedanken und Ansichten nahmen Wohnung erst in den großen, dann auch in den kleinen deutschen Städten, und man that sich ordentlich etwas darauf zu gut, den alten Zopf, wie man die alte deutsche Haussitte nannte, los zu sein, von Aufklärung und Fortschritt schwatzen zu können und sein täglich Brot ohne Danksagung zu nehmen. Die Kirche, die als Wächterin des guten alten Bibelwortes hätte kämpfen sollen, vergaß ihres Amtes, und so flüchtete sich das Christenthum hinab in die alten Bürger- und Bauernhäuser, um von da aus wieder zu den Gebildeten zu kommen, wenn sie demüthig genug geworden waren, die Stimme des Herrn aus dem Wetter der Zeit zu vernehmen.

Ein solches stilles Haus deutschen Glaubens und deutscher Sitte war das Schlößchen. Die Leute vereinte das schönste und stärkste Band, der Glauben, und dem gemäß gestaltete sich die Haussitte. Es dünkte Manchem in Lahnberg sonderbar, daß die Hausmagd, die Jungfer Madlene, mit der Herrschaft am Tische aß und mit ihr eine Stube bewohnte, und gerade zu kam es ihnen auffallend vor, daß der Castellan mit seiner Familie laut bete und sich dessen gar nicht schäme. Und als dann und wann in der ersten Zeit Einer oder der Andere vom Widerspruchsgeist getrieben, diese Sitte rügte und auch wohl lächerlich zu machen suchte, da

gab der Castellan mit einem Ernst über sein Thun und Glauben Rechenschaft und war dabei so fröhlich und gewis, daß die Leute stutzten und sich in das neue Wesen nicht hinein finden wollten. Als sie aber die Früchte dieses Glaubens im Leben der guten Leute sahen, die Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihr Tagewerk thaten, die Wahrheit und Freundlichkeit im Umgang; als sie das Opfer erkannten, das Friederike mit heiterem Angesicht brachte, als die Zeiten schwerer und schwerer wurden, als die Frau des Castellans nach langem Kränkeln starb, und die Bewohner des Schlößchens auch da fest und voll Hoffnung die Prüfung bestanden; da schloß sich ein Kreiß der Bessern vertrauensvoll an die stillen Menschen an und von ihnen gieng ein Geist der Ordnung, der Vaterlandsliebe und des Väterglaubens über Alle aus, die dem Hause befreundet waren.

Es that auch Noth, daß ein solcher Mittelpunkt sich in Lahnberg bildete. Denn der Sturm der Zeit hatte gar allerlei Volk von dort an den Strand geworfen. Französische Flüchtlinge wohnten oft Jahre lang in Lahnberg, und wenn sie sich auch nicht zu den Grundsätzen der Revolution bekannten, sondern mit ihrem Königthum groß thaten, so brachten sie doch allen Wust der alten Vorurtheile und des französischen Unglaubens mit herüber, predigten öffentlich eine sittenlose Ungebundenheit, witzelten über häusliche Tugend, die ihnen fehlte, und war manches vorwitzige Mücklein in dem Gewebe hängen geblieben, das sie ausstellten. So wohnte draußen in den Gärten ein Herr Abbé, der vom Geistlichen nicht einmal den Schein hatte, sondern seine

Gefräßigkeit und seine thierischen Gelüste öffentlich zur Schau trug und nichts anders war, als ein bezahlter Spion. So schwebte schon seit vielen Jahren ein Monsieur l'Amour als Tanzmeister durch die Straßen des Städtchens, grüßte rechts und links, warf den Mägdlein Kußhände zu und verbarg unter der freundlichen, gefälligen Aussenseite ein tückisches Herz.

Es kamen auch im Laufe der Jahre andere Leute nach Lahnberg, die man nicht gerne sah. Aus der Residenz schickte man den Polizeirath Gaumer, der überall Verschwörung witterte und die Menschen mit einem Argwohn behandelte, der in alle geselligen Verhältnisse störend eingriff. Es kam auch der Herr Kriegscommissär Lauer, ein Mann, der eigentlich nichts zu thun hatte und doch eine anständige Besoldung bezog. Aber es kam auch der Professor Wilhelm, Niemand wußte woher, Niemand kannte Herkunft und Heimat; aber er brachte zum Aerger der Lehrer der Schule, besonders des alten Director Kraushaar, seine Anstellung mit und eine so gänzlich verschiedene Weise des Umgangs, des Urtheils und der Lebensweise, daß ihn die Lahnberger ebenfalls für einen Spion hielten, bis sie sahen, daß er zum Freundesbunde gehörte, dessen Mittelpunkt der Castellan war. Für ihr Leben gerne aber hätten sie Alle, selbst bis in den Ritter hinein, gewußt, wer der Herr Professor Wilhelm sei. Denn hinter dem Namen stecke etwas, das sei gewis.

Nachdem wir das wissen, so kehren wir einmal in dem Schlößchen ein und besuchen dessen Bewohner. Es ist Abend kurz nach der Weinlese. Tante Fritzchen ist eben von einem Besuch bei ihrer Pathin Friederike heim-

gekommen und die hat ihr geklagt, daß durchaus Niemand ihren Retter ausfindig machen könne. Die Aeltern hätten der Waschbärbel, die doch sonst Alles wisse, die besten Worte gegeben, und ihr das für sie werthvollste Geschenk versprochen, eine Dute Kaffee, wenn sie herausbringe, wer der beherzte Mann gewesen sei. Aber die Waschbärbel hatte gesagt: „Ihr Geschenk in Ehren, Frau Syndikussin, denn der Bonapart, Gott verzeih mir meine Sünd', macht einer armen Waschfrau das Leben gar sauer; denn denke Eins, das Pfund Kaffee einen Thaler, das ist gegen alle Religion. Nun sehen Sie, Frau Syndikussin, eine Dute Kaffee ist heut zu Tage ein Fürstengeschenk, und das verdient' ich gerne, und mein Franz hat es an Umherlaufen und Fragen nicht fehlen lassen, aber er bringt Nichts heraus, und ich komme um meinen Kaffee. Aber Frau Syndikussin, ein Würfchen zum Voraus schadet auch nichts, das gibt mehr Muth." Und die Frau hatte das Würfchen bekommen und die Beiden, Tante Fritzchen und ihre Pathin, hatten über die List der alten Waschfrau gelacht. Darüber dachte Tante Fritzchen nach als sie heimgieng.

Sie fand das Angesicht ihres Vaters noch ernster als sonst. Vor ihm lagen einige eben empfangene Briefe und er zeigte seiner Tochter die Siegel und sagte: „Sieh Friederike, die Krallen der geheimen Polizei! Erbrochen und gelesen und dann schlecht zugemacht und das im tiefsten Frieden und das in den Staaten des freien Rheinbundes! O man möchte wie unsre gute Mutter am Heimweh nach einem Lande, wo Ruhe ist, sterben, oder man möchte schlafen wie der Siebenschläfer, bis eine andere Zeit kommt!"

„Ist der Inhalt der Briefe von Bedeutung?“ fragte Friederike gespannt? „Wie man will,“ war des Vaters Antwort; „der ist von dem Förster Klein in Schachtheim und kann dem guten Alten leicht das letzte Stücklein Brot kosten, denn er schreibt klagend und gedenkt unter Thränen der guten alten Zeit, wo die Wälder noch Schachtheimisch waren und überhaupt noch standen; den Markwald hätten sie niedergehauen und den linken Flügel des Schlosses niedergerissen, weil er baufällig geworden, und im Schloßgarten sehe es aus wie im Markwald; was noch von Bäumen stehe, das sei kleines, nutzloses Zeug. Dazu gienge der Pflug im Schloßgarten, und in den untern Stuben des Schlosses stünden Pferde. Neulich sei ein Verabschiedeter aus Spanien gekommen, der habe versichert, der Junker Berthold diene als Officier daselbst. Das Alles solle ich der gnädigen Frau melden. Friederike, sag', ist's rathsam?“ — Das Mädchen seufzte tief auf und sagte: „Ach Vater, die Zeit, wo die gnädige Frau solche Nachricht hören will, muß noch kommen. Aber von uns, lieber Vater,“ fragte sie hastig, „von uns steht wohl nichts in den Briefen?“ „Nicht das Geringste,“ gab der Castellan zur Antwort und fuhr mit der Hand über sein graues Haupt. „Und der andere Brief, darf ich fragen, lieber Vater, was enthält der?“ — „Kriegsgeschrei, Friederike, nichts als Kriegsgeschrei. Der Hahn und der Adler wollen, so scheint es, den Kampf um die Herrschaft der Welt noch einmal beginnen; man spricht in Frankreich von nichts, als von Krieg mit Rußland, und die Franzosen werden eben bearbeitet, daß sie das neue Opfer nothwendig finden. Ich wollte,

mein Freund Neßler schriebe nichts von Politik an mich, die Ruhe wäre mir lieber in meinen alten Tagen."

Eben hörte man in der Ecke ein kleines Schellchen läuten, und Friederike warf schnell Hut und Mantel zur Seite, denn wie sie gekommen, so stand sie vor dem Vater, und eilte hinaus. Eine große Lampe warf ihren Schein auf die breite Treppe des Schlößchens, als sie in den oberen Stock hinaufstieg. Schwer athmend gelangte sie vor einer Thüre des langen Ganges an, der der Länge nach durch das große Gebäude gieng, und klopfte mit leisem Finger. Auf ein eben so leises „Herein" trat sie in die Stube. Ein einziges Licht erhellte kaum das geräumige Zimmer und ließ die Bilder, die die Wände schmückten, im Dämmerlicht erkennen. Eins der Bilder, das bisher mit einem dichten Schleier verhüllt war, war fortgenommen und lag, seiner Verhüllung beraubt, auf dem Tische. Die Schloßfrau saß am Fenster und sah durch die Scheiben in die Nacht hinaus. Sie stützte den Kopf auf das Fensterbrett und wandte ihn langsam der Eintretenden entgegen. Friederike sah die Augen ihrer Herrin roth von Thränen, und zögernd und beklommen stand sie in der Mitte der Stube still. „Komm Friederike," sagte die Schloßfrau, „und setze dich hier mir gegenüber." Das Mädchen gehorchte und sah bald nach dem Tisch hin, wo das Bild lag, bald auf das Angesicht ihrer Herrin. „Siehst du das Licht dort drüben in dem Dachfenster, wer wohnt da?" fragte die Edelfrau.

„Ein Schüler so viel ich weiß."

„Hast du ihn schon gesehen?"

„Manchmal wenn ich im Garten zu thun hatte.

Der junge Mensch ist sehr frühe auf und dann öffnet er das Fenster und sitzt mit einem Buch in der Hand in demselben."

„Ganz recht, Friederike, und wie er früh ist, so ist er spät, und wenn ich Nachts nicht schlafen kann und öffne die Vorhänge, um in den Garten zu sehen, dann ist fast allemal Licht in diesem Stübchen; du hast also den Burschen gesehen? Ist dir keine Aehnlichkeit aufgefallen?"

Friederike sah unter sich und sagte leise: „Ja, gnädige Frau, eine überraschende Aehnlichkeit mit Jemand, den Sie mir verboten je wieder mit Namen zu nennen."

„Und wenn ich dir erlaubte, jetzt nach vielen Jahren erlaubte, den Namen zu nennen, wem sieht der Jüngling dort drüben ähnlich?"

„Wenn es gnädige Frau erlauben, dem Junker Berthold."

„Ja, meinem Berthold, Friederike, wie ein Bruder dem andern. Komm her und schaue dieses Bild an. So alt wie der Fremde da drüben war auch mein Berthold, als ich ihn malen ließ. Bemerktest du nicht, wie sogar Haltung und Benehmen des Fremden an Berthold erinnert? Der junge Mann wählt sich höchst sonderbar und oft sehr keck seinen Sitz im Fenster; ich habe ihn schon halsbrechend seine Beine zum Fenster hinaus recken sehen, um nur luftig zu sitzen. Das that auch mein Berthold. Kurz, ich möchte wissen, wer der Junge ist und wie er heißt. Sei mir behülflich dabei, liebe Friederike!"

„Auch auf die Gefahr hin, daß ich mir ihre Un-

gnade dadurch zuzöge, gnädige Frau?“ fragte zögernd das Mädchen. „Wie oft habe ich in früheren Jahren es versucht, Sie auf das Nutzlose, ja auf das Unmütterliche ihrer Abneigung gegen ihr verlorenes Kind hinzuweisen und Sie haben mir auf's strengste verboten, seinen Namen zu nennen, wer bürgt mir denn dafür, daß Sie mir morgen das verargen, was Sie heute billigen?“

„Der Vorwurf, mein Kind, trifft mich nicht unverdient,“ sagte leise die Schloßfrau; „aber seit ich wieder glauben gelernt habe, habe ich auch wieder lieben gelernt, und herzlich reut mich mein liebloses Thun, mit dem ich euch gequält habe, dich und deine gute selige Mutter und deinen braven Vater.“

Schweigend und staunend saß Friederike der gestrengen Frau gegenüber, die sie bisher mehr gefürchtet als geliebt, unter deren Launen sie und das ganze Haus seit Jahren mehr gelitten hatte, als sie sagen mochte. Was ist geschehen mit der Frau, dachte sie, und sollte nicht diese plötzliche Weichheit ein Zeichen einer nahenden Krankheit oder wohl gar eines baldigen Endes sein?

Die Frau von Tiefenbrunn errieth ihre Gedanken und sagte: „Friederike, laß heute einmal dem Zweifel nicht Raum in dir, sondern glaube mir, es ist Wahrheit, was ich dir sage. Ich bin eine Andere geworden, als ich war, aber es fehlt mir noch viel. Wen aber Gott zu meiner Rettung sandte, das kannst du nicht errathen. Es ist Einer aus der Zahl eurer Freunde. Du siehst mich überrascht an, du meinst, es könne kein Fremder diese Schwelle betreten, ohne euer Wissen. Es ist auch wirklich seit langen Jahren nur einmal

geschehen und daß es geschah, das hat Gott gefügt. Mein Eigensinn hielt alle Welt von mir ab, ich haßte die Menschen und die wenigen, die ich nicht entbehren konnte, die quälte ich.

Erinnerst du dich noch des Augusttages, wo du mich batest, eine Mühle der Umgegend besuchen zu dürfen, wohin deine Freunde bereits gegangen waren? Ungern gab ich meine Einwilligung, denn dein Vater war auch schon gegangen. Da überkam mich in meiner Bosheit die Laune, einmal ganz allein zu Hause zu sein, und ich schickte auch die Madlene weg und gab ihr einen Auftrag, daß sie vor etlichen Stunden nicht wieder zurück sein konnte. So, sagte ich, nun bin ich sie Alle los und endlich mein eigener Herr. Kaum aber sagt' ich so, so schellte es an der Thüre. Ich trat trotzig mit dem Fuße auf und sagte: ich will allein sein! und gieng in den Garten, um den Klang der Schelle nicht mehr zu hören. Aber die Schelle klang mir in allen Ecken in die Ohren; ich mochte bis an's Ende des Gartens gehen, der Ton der unleidlichen Schelle schreckte mich unaufhörlich. In vollem Zorn rannte ich endlich wieder in's Haus zurück und öffnete rasch die Thüre, um den Zudringlichen unsanft abzuweisen. Da stand ein Mann in schwarzer Kleidung an der Thüre, und als er mich sah, that er ehrerbietig seinen Hut ab, grüßte freundlich und sagte: „Wahrscheinlich habe ich die Gnade, die Frau von Tiefenbrunn vor mir zu sehen, und bitte deßhalb um Entschuldigung für meine Zudringlichkeit. Mein Besuch sollte Jungfer Friederike gelten; doch sie ist, wie ich merke, nicht daheim und der Castellan auch nicht, und das ist mir leid, sehr leid;“

und er senkte den Kopf und sagte wie in Gedanken: „an wen soll ich mich nun wenden?"

Ich weiß selber nicht, wie mir geschah, ich fragte den Mann: kann denn ich vielleicht Ihnen dienen, Sie scheinen dringende Eile zu haben? Er sah mich überrascht an und sagte dann: „Gnädige Frau könnten wohl, wenn dieselben nur wollten. Ich bin der Pfarrer Held von Meierhausen und thue heute einen Bittgang für eine Wittwe aus meinem Dorfe, und wohin ich komme, da finde ich kein Gehör. Die Arme, für die ich bitte, ist in großer Noth, und könnte ich selbst helfen, so wäre ich daheim geblieben. Der Mann der armen Frau ist todt, der älteste Sohn im Krieg geblieben, sie selbst krank, die Kinder noch unversorgt, das Häuschen verschuldet, das ist so im Allgemeinen das Bild, das ins Aug' fällt. Es sind aber noch tiefere Züge in dem Trauergemälde, die muß ich verhüllen, sonst spreche ich aus der Schule. Das Häuschen der Wittwe ist dem Stadtschreiber hier in Lahnberg verpfändet, und warum er gerade jetzt auf Heimzahlung des Kapitals dringt, darüber will ich nicht richten, ich glaube aber, die böse Zeit hat sein Herz hart gemacht. Ich bat ihn heute, zu bedenken, welche Schuld ein Christenmensch auf sich lade, wenn er jetzt seinen Nächsten dränge, wo ohnehin schon Druck genug auf den Herzen liege, da sagte er mir aber, ich solle solche Reden lassen, wenn ein Anderer als er sie höre, dann könnte es mir übel ergehen, ich solle mich um meine Sachen bekümmern und andere Leute mit meinen Ermahnungen ungeschoren lassen. Nun hab ich auch Fleisch und Blut, und eine Stimme aus mir heraus sagte: Held, gib ihm das zurück mit Zinsen, der

Mann verdient eine Züchtigung, denn er schindet die Armen und ist ein Verräther! aber ich bezwang mich und sagte: Herr Stadtschreiber, eure Worte treffen mich auf den Pelz und nicht in's Herz, und der Pelz kann viel vertragen, zumal auf einem Bittgange; aber nehmt nur Rath an. Werft ihr die arme Frau vor die Thüre, so steht euch die Hütte leer und es bietet Niemand darauf, warum, das Geld ist rar, habt Geduld und nehmt einstweilen die rückständigen Zinsen. Aber der Mann will nicht. Da wollt ich denn mit Jungfer Friederike reden, die soll ihre Gabe, die ihr Gott gegeben, anwenden, um diesen Bären zu zähmen; nun ist sie nicht daheim und heute noch muß Hülfe sein." Wie hoch belaufen sich die Zinsen? fragte ich. „Zehn Gulden," sagte er; „hätt' ich sie, ich gedächte den Mann zu beschwichtigen. Aber wer hat baar Geld und wer gibt eine solche Summe auf einmal her?" — Kommt mit mir, Herr Pfarrer, sagte ich zu dem Manne, ich will euch das Geld für die arme Frau geben, aber nennt meinen Namen nicht. Und wie ich ihm die Summe aufzählte und noch etwas für die Kranke dazu, da sah ich eine Thräne in dem Auge des Mannes und er sagte: „Vergelt's Euch Gott und erfülle reichlich das Gebet der Wittwe für Euer Wohl. Ihr seid betrübt und sehr gedrückt, Gott weiß warum; die böse Zeit wird Euch wie uns Wunden geschlagen haben. Wisset aber, es gibt keinen Balsam, der ein krankes Herz schneller heilt, als die Thränen des Danks im Auge der Geretteten und Erquickten; habt Ihr das nicht auch schon empfunden?" Ich schlug die Augen vor dem fremden Manne nieder und mußte sagen, ja ich konnt's trotz

allem Stolz nicht lassen: das ist seit Jahren die erste gute That, wenn sie wirklich eine solche ist. Aber es gibt Schmerzen, die zehren alle Liebe zu den Menschen auf und man haßt, statt zu lieben, und man freut sich fast fremder Leiden. Ach ja, sagte er, solche Stimmungen gibt's, aber dann muß das Menschenherz ein Fremdling geworden sein im stillen Land des Geistes. Dann muß es seinen Gott vergessen und seinem Heiland aus der Schule gelaufen sein. Denn nur den Demüthigen gibt Gott Gnade. Das sagte der Mann so ruhig und ernst und sein Auge glänzte von so innigem Wohlwollen, und er sagte mir noch mehr, ach viel mehr, als kennte er mich schon seit Jahren, und denke dir, Friederike, ich bat ihn, wieder zu kommen, aber ungesehen. Und ich bestimmte ihm Tag und Stunde und that ihm dann das Pförtchen an der Gartenmauer auf, und dort in der Weinlaubhütte hat er mich belehrt und gekräftigt und mit Hoffnung erfüllt. Und sieh nur, hier diese Bibel hat er mir in die Hand gegeben, und das Vergessene fängt an, in mir wieder lebendig zu werden, ist das nicht ein Wunder Gottes? Heute habe ich denn den Schleier von dem Bilde meines Berthold weggenommen und mich an seinen Zügen erfreut und das hab' ich gelernt aus dem gelesenen Spruch: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen." Sieh, Friederike, das gilt auch mir, und ich hab's verstanden, und nun hab' auch du mich lieb um des neuen Herzens willen, das mir Gott gab und vergib mir alle Härte, die ich bisher an dir that. Wär' ich nicht, du

wärest jetzt eine glückliche Frau und Mutter und allein meine Selbstsucht hat dich unglücklich gemacht.“

Friederike hatte ihrer Herrin mit immer steigender Spannung zugehört und zuletzt war sie von ihrem Sitze herabgesunken, kniete weinend vor der Edelfrau und küßte ihre Hand; aber sagen konnte sie nichts. Rührung und Erstaunen waren beide zu mächtig. Die Kerze auf dem Tische war tief herabgebrannt; draußen spielte der kalte Herbstwind mit den Blättern der Bäume und durch die Nacht schimmerte das Licht im kleinen Fenster des armen Schülers.

4.

Bleibt uns nichts? — flieh'n alle guten Engel
Mit verwandtem Angesicht? —
Brechen aller Hoffnung Blüthenstengel,
Weil des Sieges Palme bricht? —
Kann der Arm kein rettend Kreuz umklammern,
In der höchsten letzten Noth? —
Müssen wir verzweifeln und verjammern,
Gibt es keine Freiheit, als den Tod? —
Doch! — Wir seh'n's im Aufschwung unsrer Jugend,
In des ganzen Volkes Heldengeist:
Ja es gibt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwungnen Hallen
Tyrannei der Freiheit Tempel bricht,
Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht.

Th. Körner, Leier und Schwert.

Weihnachtszeit, du goldene Zeit, du Zeit des seligen Empfangens und des noch seligeren Gebens, wie bist du so hoch willkommen auf dieser müheseligen Erde! Du kommst in der dunkelsten Zeit des Jahres, damit dein Licht um so mehr ersehnt werde, um so heller leuchte; du kommst in der ärmsten Zeit des Jahres, wo der Baum keine Früchte, das Feld keine Blumen hat, damit du Platz und Raum findest für deine Gabe! Du zündest alle Lichter und Flammen der Aelternliebe und der Freundesliebe an, auf daß sie ein Abbild würden der großen Liebe im Himmel, die den Sohn gab!

Was ist das doch für ein Sorgen und Mühen, für ein Schaffen und Arbeiten, für ein Heimlichthun und Verstecken, damit die befreundete Seele die irdische Liebe und die himmlische zugleich erkenne und die Gabe mit dankendem Lächeln empfange! Und die da mehr haben im Herzen, als die Liebe zu den Nahen und Nächsten, denen es in die Seele gedrungen ist das Weihnachtswort: „Ich verkünde euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist," — die möchten auch die Einsamen erfreuen und die Armen und die Gedrückten, damit die Weihnachtsfreude Allen fühlbar werde: „Auch mir ist heute der Heiland geboren!" O rüstet nur, ihr Väter und Mütter, o denkt nur recht gern daran, ihr Freunde und Freundinnen, wie ihr euch beschenken möget, o laßt ihn nur allzeit glänzen den Weihnachtsbaum, in euern Häusern am heiligen Abend, der Abend bringt jedesmal einen heiligen Morgen mit frohem Erwachen und mit Kinderjubel, und der Herr Christus wird noch in deutscher Zunge gepriesen und hat im deutschen Hause seine Wohnung. Schwere Zeiten hat der Christbaum überdauert, und noch schwerere können kommen, denn Kriegszeiten sind die schwersten nicht, sondern die Zeiten des Abfalls von dem lebendigen Gott. Aber wo die Christbäume noch leuchten am heiligen Abend, da ist Hoffnung, die nicht läßt zu Schanden werden und aus dem Munde der Kinder hat sich Gott bei uns ein Lob bereitet. Schon ist der Christbaum von uns zu andern Völkern gewandert, möchte der deutsche Glaube doch auch so brennend sein, daß er noch mehr vermöchte, als nur die Weihnachtskerzen am fremden Baume zu entzünden!

Auch im Hasengäßchen zu Lahnberg war der Rüsttag vor Weihnachten angebrochen. Schon frühe hörte man die Schellen an den einzelnen Hausthüren gehen und die Thüren selbst auf- und zufahren. Der Hanfried drüben im Hause des Pirmasensers fuhr pfeifend heraus und verfolgte auf seinem Berufswege einen Hund, der sich etwas verfrüht hatte; dem Buben war Eile eingeschärft worden, er sollte Mehl und Butter zum Festtagskuchen beim Krämer am Markt holen, und der Hund war ihm nach seiner Meinung dabei im Wege. Dann dauerte es nicht lange, so hörte man den Schusterkonrad erst laut schelten und dann das Schurzfell vorgebunden in's Häuschen der Wittwe stürzen. „Frau Nachbarin," schrie er, „komm sie schnell hinüber und rette sie uns den Festtagskuchen vom Untergang; die taube Annelore hat den Teig zu dünn gemacht, daß er im Troge läuft wie eitel Wasser, und als ich sie schelte, so schiebt sie die Schuld auf den Hanfried, der hätte sich mit der Milch verschüttet. Das kommt Alles von der Taubheit der Alten her, denn mein Hanfried ist zwar ein Teufelsbraten, aber den Festtagskuchen verdirbt er uns nicht!" „Nur gemach, Herr Nachbar," sagte die Hessemer, „Eile mit Weile, laßt den Teig ohne alles Schelten und Probiren stehen, bis ich komme; aber euch, ihr ungeleckter Bär, messet nur getrost die Schuld zu, sonst Niemand. Nähmt ihr euch, wie ich euch tausendmal gerathen, eine Frau in's Haus, dann hättet ihr mehr Ruhe an euerm Werktisch und der Alte hätte auch seine Ordnung und der Hanfried kriegte weniger den Knieriemen zu kosten!" „Potz Jena und Auerstädt," polterte der Schuster heraus, „eine Frau, meint

ihr, könne mein Haus zu einem Lammpferch machen? Fehlgeschossen, Frau Nachbarin! Wären sie alle wie ihr seid, ich griffe heute noch mit den beiden Fäusten zu; aber so muß ich warten, bis ich wieder komm nach Sachsen, wo die guten Weiber auf den Bäumen wachsen, oder bis eure Margareth mich nimmt, wie ich da bin.“ — „Ja paßt auf,“ sagte grämlich die Wittwe, „mir pressirt's, namentlich, wenn ihr mit den beiden Fäusten drein fahret. Geht nur derweil, die Mutter mag hinüberkommen und eure Kuchenbrühe zum Stehen bringen! Das aber sag ich euch, Konrad, wenn ihr eure Complimente noch einmal laut über die Gasse ruft, daß alle Hasengässer die Nasen zum Fenster hinausstrecken und sie schmunzelnd zurückziehen, als hätten sie wunder was Gutes gerochen, dann biet' ich euch keine Zeit mehr, eure sonstigen Narrheiten stehen euch ohnedieß wie dem Affen der Bordenhut!“ „Ehrsamste Frau Margarethe,“ sagte der Schuster mit einer unvergleichlichen Verbeugung, „die Predigt war gelungen und hat getroffen; ich werde mich bemühen, dero geneigtes Wohlgefallen mir zu verdienen; bis dahin aber verbleibe ich mit meinen flüssigen Weihnachtskuchen euer dienstwilligster Nachbar und Bewunderer!“

„Mutter,“ sagte bei seinem Weggang Margarethe, „ist der Mann nicht wirklich ein Narr?“ „Wie man will,“ gab die Hessemer ruhig zur Antwort; „er hat seinen Spatz im Gehirn; im Herzen nicht. Jeder hat den seinen und die keinen zu haben glauben, die sind die schlimmsten. Ich habe den Schusterkonrad lieb trotz seinem Spatz, und thue ihm gerne noch mehr als seinen Kuchenteig zum Stehen zu bringen. An deiner Stelle

aber wär' ich freundlicher gegen den Mann; ich lebe nicht ewig und du brauchst Arbeit, daß dir die Launen vergehen." Margarethe seufzte und gieng schweigend hinaus.

Nicht lange darauf öffnete sie die Thüre und ließ die alte Base Neurodin herein. „Guten Morgen Base," sagte die, „es ist Kuchenbacksamstag und meine Arme sind müde, thu' mir die Lieb und backe mir ein Küchlein mit; aber back's weich und mürbe, die Zähne fehlen schon längst, und es wird wohl der letzte Christtagskuchen sein, den ich esse. Aber es ist mir, als müßt ich die gute alte Sitte beibehalten, und einen Bissen Kuchen zum heiligen Abend haben. Auch kommt morgen in der Frühe der Franz aus dem Ritter zu mir, meiner seligen Lise Pathe, der soll zum Letztenmal seine Teighasen bei den Aepfeln und Nüssen finden. Sieh, Base, da hab ich Mehl und Butter und Eier gebracht und in dem Tütchen hier ist der Safran. Und wenn's heiliger Abend wird, und du lässest deinem Hausburschen bescheeren, dann leg ihm zu den Nüssen, die ich hier für ihn habe, auch meinen Schmolke. Ich kann ihn inwendig und auswendig und brauch' ihn nicht mehr. Aber die Jugend braucht das Wort der Alten, daß sie stark werde in dieser bösen Zeit. Und zumal ist der Herr Johannes ein gutes junges Blut und liegt ein guter Kern in ihm. Er sucht den Herrn und ehrt das Alter, das sind zwei Edelsteine in einem Kindesherzen. Der Herr Christus lasse es ihm wohl gehen."

Die Hessemer nahm das Gebrachte mit einigen wenigen Worten der Bereitwilligkeit und des Dankes aus den Händen der Alten, und diese setzte sich zitternd

und plaudernd neben den Ofen in den Sorgenstuhl, indeß die Wittwe weiter arbeitete. Dann sagte sie: „Jetzt, Base Neurodin, bleibt nur ruhig, und entschuldigt mich auf ein halb Stündchen. Indeß mein Teig hier geht, muß ich hinüber und dem Pirmasenser den Festkuchen rüsten, die Annelore hat den Teig verschüttet.“ „Ist kein Wunder, Base,“ sagte die Alte. „Wo die Hausfrau fehlt, da fehlt Alles, und sieht die Annelore den Topf überlaufen, so denkt sie: du laufst mir lang gut; ihr eigen Töpfchen würde sie vom Feuer heben. Das ist so Menschennatur und die ändere, wer kann! Euere Margareth würde den Teig zu den Weihnachtskuchen da drüben nicht verschütten. Aber die Margarethe, die ist wie ein Todtenvogel, wo der in der Nacht Licht sieht, da krächzt er.“

Die Hessemer gieng in das Nachbarshaus, den Schaden der Annelore zu bessern, aber überrascht blieb sie in der Stubenthüre stehen. Da saß am Werktisch ihr Hausbursche, der Herr Johannes, hatte den Rock ausgezogen, die Hemdärmel weit hinauf gestreift und rüsterte sich seine Schuhe. Kunstgerecht stach er in das Leder ein, wichste den Pechdraht und zog ihn mit gewandter Hand durch die Oeffnungen. Gegen ihm über saß staunend der Schusterkonrad und des Hanfried's Gesicht zuckte in allen Regenbogenfarben. Militärisch steif und bewundernd stand der Pirmasenser daneben und strich den Schnauzbart. Viel Sonderbares hatte sie schon an ihrem Miethsmann wahrgenommen und es mit Widerstreben zugeben müssen, daß er ihr im Garten half, als wäre das sein gewohntes Geschäft gewesen von Jugend auf; dann hatte er sich das Recht

genommen, im Holzstall schalten und walten zu dürfen, damit er Bewegung habe, wie er sagte; eigentlich aber, so merkte die Hausfrau, wollte er einen Theil für Kost und Pflege abverdienen, denn ihn drückte seine Armut. Aber was sie heute sah, das war ihr doch zu überraschend. Sie stand auch schweigend daneben, bis er sagte: „Gottlob der Schuh ist fertig!“ dann dem Schuster die Hand reichte und mit einem raschen: „Gott vergelts!“ zur Thüre hinaus eilte.

„Wißt ihr, wer der ist, Frau Nachbarin?“ sagte mit dem Pfriemen nach der Thüre deutend, der Schusterkonrad. „Der Johannes Falk ist ein Schalk, der uns alle bis dahin zum Beßten gehabt hat. Mich nicht mehr! Potz Jena und Auerstädt, der Junge ist mit Leib und Seele ein Soldat und hat mehr Pulver gerochen, als ich und mein Alter zusammen. Habt ihr das Herz gesehen auf seinem Arm mit dem Pfeil hindurch? Ich hab's gesehen. Punktum! Frau Nachbarin, da läuft unser Kuchenteig, setzt ihm mit eurer Kunst einen Damm. Alter, wir wissen, was wir wissen, aber reinen Mund! Und du, Hanfried, wenn du zwei ganze Rippen im Leibe behalten willst, so sagst du Niemand etwas von dem geflickten Schuh und von dem Herz auf dem Arme und dem Pfeil hindurch! Aber ich sag': Victoria! Wieder Einer mehr zum Draufschlagen, wenn es los geht! Ein Rock, Ein Gott! Schuhe selbst gerüstert, mit der Wittwe Brod zufrieden, mit den Hühnern an die Arbeit und zwei große feurige und doch so treue Augen im Kopf, die zeugen von gutem Gewissen! Victoria, sag' ich noch einmal und nun Punktum!“ Und der Schuster hämmerte mit ingrimmigem Gesicht

auf das Leder los, der Hanfried aber schielte nach dem Meister hinüber und machte ein Duldergesicht! —

Wie sie nun zusammen am Mittagstische saßen, die Hessemer und die Margarethe und ihr Hausbursche, da sagte die Hausfrau: „Herr Johannes, wie ich euch kenne, so habt ihr etwas auf dem Herzen und mögt's nicht sagen. Ihr trippelt Trepp auf, Trepp ab, seht mich bald an, als wolltet ihr den Mund aufthun und dann blickt ihr wieder zur Seite und verschluckt eure Rede; heraus damit, daß das Herz leicht werde!"

„Gerathen, Mutter Hessemer, ihr seid ein klug Weib und versteht die Gedanken der Menschen. Seht, wer von uns Schülern nicht die Aeltern in der Stadt hat, der ist auf und davon, um daheim unter dem Christbaum froh zu sein. Nur etliche arme Schlucker meiner Art sind hier geblieben und möchten doch auch am heiligen Abend froh sein. Da haben wir beschlossen, auf meiner Stube einen feierlichen Thee zu trinken. Der Eine will den Thee geben, der Andere den Syrup, denn den Zucker trinkt jetzt der Bonapart allein, der Dritte das Backwerk, der Vierte Nüsse und Aepfel, und" —

„Und euch," fiel ihm die Hessemer in das Wort, „haben sie den Milchtopf zuerkannt. Ei gewiß, Herr Johannes, den sollt ihr haben und die Tassen auch."

„Aber noch etwas, Frau Hessemer," sagte schüchtern Johannes; „ihr selbst solltet dabei unser Gast sein, denn ohne euer Gespräch, meinten meine Kameraden, wäre das Fest nur halb so schön." „Ihr Diener, meine jungen Herrn," sagte die Hessemer und erhob sich von ihrem Stuhl und knickste nach alter Sitte; „viel Ehre

für mich, in so schöner Gesellschaft den heiligen Abend zu feiern. Werde Alles bestens besorgen und heute schon meinen Sonntagsstaat anlegen.“ „Aber nun muß ich fort,“ rief Johannes voll Freude „und meinen Kameraden sagen, daß ihr bereit wäret.“

So kam der heilige Abend. Einer nach dem Andern der jungen Gäste trat mit seiner Gabe herein, und aus den Händen eines Jeden nahm sie die Hessemer mit einem freundlichen Dank und bewunderte die Menge des Mitgebrachten. So stand der, der die Aepfel und Nüße trug, fast steif von ihnen, man hätte die ganze Hasengasse damit beschenken können. Die Kameraden waren auf Johannes Stube, da kam die Reihe des Trippelns an die Hausfrau. Sie schob den Tisch in die Mitte der Stube und deckte ein weißes Tuch darüber; dann nahm sie unter dem Bette hervor einen kleinen Weihnachtsbaum, befestigte drei kleine Wachskerzen daran, hieng in den Glanz der drei Lichtchen ein großes Herz von Honigkuchen und stand denn da und lächelte. „Jetzt rasch, alter Narr,“ sagte sie zu sich, „dein Herz klopft ja, als wenn eine junge Mutter ihren Kleinen den Christbaum rüstet. So, jetzt die Schüssel herbei mit dem Obst und oben darauf den Schmolke von der guten Base Neurodin und darüber die neuen Strümpfe, mein und meiner Margarethe Gabe an unsern lieben Johannes.“

„Mutter,“ sagte in diesem Augenblick die Margarethe, „laßt mich hinausgehen und die Bursche rufen und dann draußen bleiben, bis der Jubel vorüber ist. Der Weihnachtsabend thut mir immer so wehe im Herzen und vielleicht ist bis dahin auch das Narren-

licht da drüben abgebrannt. Seht nur, der Schusterkonrad kann auch am heiligen Abend das Utzen nicht lassen; da hat er einen Kasten vor's Fenster gehängt und ihn mit Oelpapier überzogen und ein Licht hinein gestellt und das soll sein Narrenbild erleuchten." Die Hessemer trat zum Fenster und sah hinüber. Dann sagte sie: „Margarethe, der da üben ist besser, als er scheint. Der Engel auf dem Bilde, der das Herz trägt, der ist Einer von denen, die das ‚Ehre sei Gott in der Höhe' singen, und daß in dem Herzen, das der Engel trägt, ein M. steht, das bedeutet, daß er dich Margarethe lieb hat und zwar in dem Herrn, wie es Christenmenschen ziemt. Und hör nur, wie schön er dir zur Ehre singt: ‚Ein Kindelein so löbelich.' Jetzt aber gehe und rufe unsern Johannes, die dünnen Kerzchen hängen schon die Köpfe." — Unter Lachen und Kichern stürmte die Jugend die Treppe herab. Draußen aber vor der Thüre sammelten sie sich zu leiser Berathung. Die Thüre flog auf und Johannes trat mit militärischem Anstand herein, das Licht hoch in die Höhe haltend. Hinter ihm her kamen zwei seiner Kameraden, die trugen mit emporgehobenen Armen einen Kranz von Fichtenzweigen, ringsum mit Aepfeln und Nüssen behangen, und auf einem Bogen von buntem Papier, der im Innern des Kranzes angebracht war, stand in zierlicher Schrift das eigentliche Weihnachtsgeschenk des Johannes Falk „an seine liebe Hausfrau Dorothea Hessemer."

„Die Mutter hab' ich früh verloren,
Des Vaters Anblick nie gekannt,

Einsam zu gehn bin ich geboren,
Es kennt mich nicht mein Vaterland.

Doch trag' ich eine stille Liebe,
Nur mir bekannt, mit mir umher;
Wenn diese Liebe mir nicht bliebe,
Dann wär' die ganze Welt mir leer.

Die hat mir Freunde da gegeben,
Wo ich betrübt und einsam stand,
Und ward mir schwer mein Jugendleben,
Ich nahm die Last aus Gottes Hand.

Und wieder kamen schwere Stunden,
Und trieben weiter mich hinaus;
Da hab' die Mutter ich gefunden,
Der Heimat Glück in deinem Haus.

Drum Mütterchen, zum Weihnachtsfeste
Bescher' ich dir dieß kleine Lied
Und diesen Kranz und dann das Beste,
Ein kindlich dankendes Gemüth."

Wie die Hessemer das Lied gelesen hatte, da legte sie still den Kranz auf den Tisch, trat leise zu dem Jüngling hin, der die Gabe der alten Neurodin blätternd in der Hand hielt, schloß ihn in ihre Arme und sagte, an sein Ohr geneigt: „Ja Johannes, du sollst mein Sohn sein! Ihr jungen Herrn," rief sie dann laut, „ärgert mir den Nachbar da drüben nicht mit eurem Spotten über das Bild in dem Kasten! Jeder in seiner Weise. Mein lieber Johannes macht seiner Mutter Verse und der Schusterkonrad seiner Geliebten ein Bild, so gut er es kann. Und der es gilt, die steht da draußen am Herd und weint, denn das Heimweh zieht sie hinauf zu ihren Lieben und die Erde will

sie doch nicht lassen. Seht, solchen Seelen ist heute auch der Herr geboren. Gebe euch euer Gott ein helleres Lebensloos, als meiner armen Margarethe!“

Das sagte die Frau voll tiefen Gefühls, aber sie blieb dabei die heiterste Wirtin. Sie bediente ihre jungen Gäste mit Speise und Trank in mütterlicher Weise, erfreute sich an ihrer Heiterkeit und war mit den Fröhlichen so fröhlich, daß man eher eine ältere Schwester dieser Jünglinge in ihr hätte suchen mögen, als eine einfache Bürgersfrau der Stadt Lahnberg.

„Was bedeutet die Unruhe auf der Straße?“ fragte in einer Pause des Gesprächs Johannes. „Es ist ein Gehen und Reden draußen, ganz anders wie sonst, wahrhaftig, es muß irgendwo Gefahr sein, ich höre die große Glocke läuten!“

Und damit sprang er auf und eilte an's Fenster und die Kameraden hinter ihm her. „Gemach, ihr jungen Herrn,“ sagte die Hessemer, „und folgt mir, ich will euch das Räthsel lösen.“ Sie schritt voran und gerade auf die Stube ihres Hausburschen zu. Sie öffnete das Fenster, das nach Osten gieng, und zeigte hinaus. Die Spitze des Stadtthurms erglänzte von Hunderten von Lichtern und die Festglocken klangen durch die stille Sternennacht. Plötzlich schwiegen sie, ein Chor von Posaunen und Trompeten erschallte und wie Engelsmusik tönte mit Menschenstimmen das Lied Luthers:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mähr';
Der guten Mähr' bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will.“

Anfangs hörten die Jünglinge tief ergriffen und schweigend zu, plötzlich aber stimmten sie mit ein in das Lied, und mit ihnen die ganze Stadt; aus allen Häusern sang es, auf allen Straßen klang es:

„Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn;
Deß freuen sich der Engel Schaar,
Und singen uns solch neues Jahr."

„Ja," sagte die Hessemer, „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Komm, Herr Jesus, und bring uns ein neues Jahr! Gott segne euch diesen Augenblick an euern Seelen, ihr jungen Herrn! Da schaut hinauf wie der Thurm erglänzt im Lichterschein der Christnacht. Seht, das bedeutet den Leuchtthurm der Christenheit! Jesus Christus, gestern, heute und in Ewigkeit derselbe! Ach, die Nacht ist gar dunkel um uns her und das Schifflein unsers Lebens kämpft gewaltig mit den Wellen. Was dem Herzen lieb ist, die Kirche und das liebe Vaterland, sie sind beide in großer Gefahr. Aber so lange der Leuchtthurm steht, so lange Christus geglaubt und gepriesen wird, so lange hat's keine Noth. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind, Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben." Und auf den Leuchtthurm, da seht, ihr jungen Freunde, und wachset in eures Heilands Erkenntniß, und stärkt euch in seiner Kraft und ihr werdet mit ihr Thaten thun. Wir müssen Alle neu werden in Glauben und Gehorsam, wir Alten und ihr Jungen, auf daß unser Gott wieder mit gnädigem Auge auf unser Va-

terland herabschaue und gebe uns wieder seine Freiheit und seinen Frieden."

In den Augen der Jünglinge glänzten Thränen, sie reichten sich einander die Hand und Entschlossenheit und Muth sprach aus ihren Mienen. Nicht heute erst, nicht in dieser Stunde war freilich der Entschluß gereift, sich gegenseitig in allem Guten und Edlen zu fördern, und im Glauben den Frieden zu suchen, den diese Welt und diese Zeit ihnen nicht geben konnte, sondern schon seit Wochen und Monaten hatten sie sich gefunden und die Hand zum Bruderbunde gereicht.

Aber geheim, sehr geheim mußten sie das Kleinod halten, das sie besaßen. Selbst ihre Mitschüler mußten sie fürchten, denn die böse Zeit nahm auch aus den Herzen der Jugend die Unbefangenheit und weckte die häßlichsten Leidenschaften der Parteisucht und der Anbringerei. Wo der Name „ein Deutscher" als Schimpfwort in den Schulen galt, wie mag es da erst in den Herzen vieler Alten ausgesehen haben! Was mußte da vergessen sein von Väterglaube und Vätersitte und wie mußte die Kette so lange getragen worden sein, daß sie nicht mehr schmerzte, und sogar als Schmuck gepriesen wurde! Ja, das ist der Fluch jeder bösen Zeit, daß sie dem Menschen seine besten Güter nimmt, und er fühlt den Verlust nicht. Denn Satan hängt ihm Ehrenketten an und er merkt nicht einmal, daß die Ketten aus Katzengold sind. Drum sagt zu unserer und zu aller Zeit der Apostel im Geiste seines Meisters: „Drum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu im Werk des Herrn, sinte-

mal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn."

Der Weihnachtsgesang vom Thurm war verklungen, aber nicht so der Eindruck, den er zurückgelassen hatte. Die Hessemer sprach gar mütterlich und ernst mit ihren jungen Gästen über den schönen Gebrauch, den sie eben erlebt und wie Alt und Jung sich im ganzen Jahr auf diese Stunde freuten und wie gar gesegnet er die Weihnachtsfeier in den Häusern mache, und wenn es anfange zu läuten, dann sagten die Kinder: „Jetzt wird das Christkind gewiegt." Und dann sei noch eine gute alte Sitte in der Stadt. „Horcht nur und ihr werdet wieder etwas Neues erleben. Hört ihr die Glöckchen gehen über die Straße? Das ist der Märten, der hilft nach dem Kinderglauben dem Christkind die Gaben tragen. Unter den Gewändern, die diese Märten verhüllen, daß man sie nicht kenne, da tragen gute Leute die Christgaben in die Häuser der Armen, und die sich still lieben und dürfen es sich nicht sagen, die bringen sich so unerkannt ihre Geschenke. Denn das ist wider die Sitte, einen Märten erkennen zu wollen. „Aber," sagte sie plötzlich horchend, „wie ist mir denn, das Märtenschellchen geht ja drunten ins Haus. Hört ihr's auf der Hausflur? Jetzt still! Es stellt seine Gaben auf die Bank! So, nun schellt es wieder und geht davon! Kommt laßt uns sehen, was der Märten gebracht hat." Mit dem Licht in der Hand schritt die Hausfrau voran, die Jugend jubelnd hinter her. Eine brennende Wachskerze stand auf der Bank und vor ihr ein sogenannter Kringen von Kuchenteig. Auf dem Kringen lag ein Zettel, auf dem stand: „Dem

fleißigen Schüler Johannes Falk zum Weihnachtsgeschenk!“ Auf derselben Bank, nur etwas von dem Kringen entfernt, sah man einen großen Krug mit Wein gefüllt und daran hieng ein Zettel: „Dem lieben Kameraden zum Weihnachtstrunk! Potz Jena und Auerstädt!“

„Der Wein ist von dem Schusterkonrad,“ rief lachend Johannes, „und soll uns trefflich schmecken, aber der Kringen, von wem mag der sein? Habt ihr eine Ahnung, Frau Hessemer?“ „Mag er sein, von wem er will, Herr Johannes, nehmt ihn dankbar an, das ist ein Glückskringen. Gebt Acht, wenn ihr einbeißt, daß ihr das Beste nicht verschluckt, zwischen den Rosinen und Mandeln steckt da manchmal etwas, das kann nur ein Straußenmagen vertragen.“

Was in dem Glückskringen zwischen den Süßigkeiten steckte, unser Johannes hat es dankbar von dem unbekannten Geber angenommen. Es war nach den Begriffen des Schülers sehr viel und half der augenblicklichen Noth ab. Mit getrosterem Muthe nahm er nun am Tische der Wittwe Platz.

Zweimal ist schon in unserer Geschichte der Name des Pfarrers Held von Meierhausen genannt worden, aber noch viel öfter griff er in die kleinen Begebenheiten der Leute, unter denen sie sich bewegt, ein. Es vergieng selten eine Woche, daß man ihn nicht in der Stadt sah, nicht zu Spiel und Kurzweil, das wußte man wohl, sondern zu Rath und Trost. Es waren auch nicht bloß große Häuser, in denen er einkehrte, sondern die kleinen sahen ihn viel öfter, und die alte Neurodin wurde eben so wenig übergangen, wie seit

der Weinlese das stille Haus. Er war überall ein gern gesehener Gast, denn aufrichtig und gut war sein Gemüth; das Wort, das er sprach, war wahr, und der Trost, den er spendete, kam aus einem gläubigen Herzen. Und wenn er Abends heim kam, dann warteten die Armen und Gedrückten aus seiner Gemeinde schon bereits auf ihn, und er brachte den Angefochtenen Vertröstung und Hülfe und den Kranken ärztlichen Rath und Arzneimittel aus der Apotheke der Stadt.

Auch im Haus der Frau Hessemer war der Pfarrer Held ein sehr willkommener Gast, und so kurz auch gewöhnlich sein Aufenthalt war, so sah ihm Johannes doch immer mit Sehnsucht entgegen, denn das ganze Wesen des Mannes sprach ihn wunderbar an. Was er sprach, das gieng stets auf das Eine hinaus, das Noth ist, und wie er es sprach, das war wie von einem Geiste eingegeben, der mit dieser Zeit und Welt nichts gemein hatte. „Und daheim in seinem Dorfe solltet ihr ihn sehen, Herr Johannes," sagte die Hausfrau, wenn der Jüngling seine Freude über das Kommen des Pfarrers ausdrückte; „da ist er erst recht daheim. Da ist Alles Natur an ihm, und während er hier manchmal zerstreut und linkisch erscheint, weil er jede Minute auskaufen möchte, so ist er unter den Seinen behaglich und ein sehr fröhlicher Mensch. Ist's euch recht, so gehen wir einmal zusammen nach Meierhausen und besuchen den Pfarrer Held, wir sind Beide herzlich da willkommen; hat er euch ja doch wiederholt eingeladen, denn er hat euch, wie ich merke, lieb und die Hessemer hat auch bei ihm einen guten Namen."

Und so war es, und doch wußte die bescheidene

Frau nicht, wie hoch sie der Pfarrer Held hielt. Sie ahnte nicht, daß der Pfarrer besonders dann zu ihr käme, wenn er betrübt und angefochten war; sie meinte, der gute Herr ziehe sie nur darum in sein Vertrauen, um ihr einen kleinen Beweis seiner Achtung zu geben, daß aber ihr schneller und sicherer Rath ihm schon aus einer Menge Verlegenheiten geholfen habe, daran dachte sie nicht. Warum sollte denn auch, so meinte sie, so ein kluger und in der Schrift wohl bewanderter Mann, nicht stets das Rechte treffen? So dachte die seltene Frau, sie wußte selbst nicht, was sie war und doch war ihr Einfluß auf ihre Umgebung sehr groß.

Und solcher Kräfte bedurfte es zur Zeit, in der unsere Erzählung sich zutrug. Sie waren den Lenzknospen vergleichbar, die hinter der tauben Blüthe eines schlechten Jahres sich bilden und den Keim einer neuen gesegneten Ernte bergen. Was hätte aus der Zeit vor 1813 werden sollen, wenn die Stillen im Lande nicht die Knospen der Zukunft gewesen wären!

Unsere falschen Nachbarn über dem Rhein hatten schon, ehe sie unser Land mit dem Schwert schlugen, den Würgengel über unser Volk geschickt. Der kam freilich nicht wie ein brüllender Löwe mit aufgerichteten Krallen, sondern der kam glatt und geschmeidig, süß züngelnd und mit sanften Worten vermeintlicher Weisheit als ein gar sanftes Schlängelein zu uns. Aufklärung nannte sich der liebe Fremdling, begehrte nur ein Obdach über Nacht, wünschte nur ein kurzes geneigtes Gehör; als er aber schied, da hatte er den Feuerbrand in die stillen deutschen Häuser gelegt und der Friede des Glaubens war dahin. Als darum der

Franzose mit den Waffen kam, um die deutschen Städte einzunehmen, da waren die deutschen Häuser bereits fein, und es gab schon eine große Menge in deutschen Landen, die es als eine Heldenthat anstaunten, daß der famose Fouché die Bibel an den Schwanz eines Esels hatte binden und durch den Koth schleifen lassen. Es mußte erst unser Volk hören, wie die Blindenleiter von den Kanzeln das Evangelium für veraltet erklärten, und dagegen den Gott der Zeit auf den Thron erhoben. Es mußte erst sehen, daß man seine Kirchen in Pferdeställe verwandelte, es mußte erst mit bitterem Wehe seine Besten als Vaterlandsverräther verfolgt und heimatlos umherirren, und einen Palm in Erlangen und einen Herzog von Enghien unter französischen Kugeln verbluten sehen, damit es merke, was aus der Zeit ohne Gott und Christus geworden sei.

Da war wieder die Zeit, wo man die Treuen zählte, wo man sich suchte mit dem Herrn im Herzen und wo man sich sammelte um das Kreuz. Und wo so ein Pfarrer Held auf einem Dörflein saß und mächtig von dem Wort der alten Wahrheit Zeugniß gab, da strömten von nah und fern die Gläubigen herbei und alle die, so nach der Freiheit um des Gewissens willen sich sehnten. Das gab dann einen Tugendbund oder besser einen Glaubensbund, der mehr Land aus den Händen der Franzosen nahm, als alle Aufstände und Verschwörungen. Denn diese schlichten Leute lasen die Schrift und deuteten sich ihre Weissagungen, sie stärkten sich mit dem Trost derselben; sie halfen sich in der bösen Zeit, sie richteten vor allem Volke das Zeichen auf, unter dem es sich sammeln sollte.

Fast wie nach gemeinsamer Verabredung pilgerten heute die, die in Lahnberg und der Umgegend diesem Bunde angehörten, nach Meierhausen. Sie hatten am ersten Christtage ihrer kirchlichen Pflicht daheim ein Genüge gethan, keins unter ihnen, auch die Hessemer und ihr Hausbursche, hatte beim Christabendmahle gefehlt, und heute am Tage des Märtyrers Stephanus suchten sie bei ihrem Freunde, dem Pfarrer Held, Erbauung.

Es war ein erhebender Anblick, diese heilsbegierigen Menschen in dem schneehellen Wintermorgen der Kirche in Meierhausen zuwandern zu sehen. Truppweise kamen sie über die Berge, grüßten sich freundlich und schritten zusammen fürbaß, das Eine, das Noth ist, im Herzen und auf den Lippen. Es waren alte Leute darunter, denen der frühe Gang im Schnee beschwerlich fallen mußte, es waren auch Bursche und Mädchen dabei, die ohne den Zug des Vaters zum Sohne heute die nähere und gewohnte Kirche daheim vorgezogen haben würden; aber mit dem nun gewonnenen Lichte im Herzen, scheuten sie den Weg zur entfernten Kirche nicht. Ein Mädchen, jung und schön von Angesicht, führte behutsam ihren alten Großvater und grüßte im Vorbeigehen gar freundlich die Frau Hessemer als alte Bekanntin. „Da habt ihr das schönste Mädchen gesehen auf weit und breit, und das beste dazu, das ist die Ammi Schröder von Tiefengrund, meines lieben Freundes Johannes Schröder einzige Tochter," sagte leise die Hessemer zu ihrem Begleiter. „Gott behüt dich, mein Kind," sagte sie dann still für sich hin. „Das Herz ist schwach und die Versuchung groß und die Zeit sehr böse."

„Das war ein wahr Wort, Frau Hessemer," sprach plötzlich neben ihr eine rauhe Stimme. „Ja, böse ist die Zeit, und teuflisch dazu, und man möchte auf und davon laufen, wenn nur ein Plätzchen wäre auf Gottes weiter Welt, wo man es anders fände."

„Darum bleibe man hübsch auf seiner Mühle," sagte die Hessemer ernst, „und thue seine Schuldigkeit und das Uebrige überlasse man unserm Herrgott. Ihr kennt ja das alte Sprüchlein: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein."

„Schon recht," entgegnete der Mann, es war der Müller von der Bibermühle, „aber bis Gottes Mühlen die böse Frucht dieser Zeit klein gemahlen haben, da sind Länder von der Erde verschwunden und Fürsten zu Bettlern gemacht, und Haufen von Leichen gethürmt, und manch Aelternherz ist in schwerer Noth gebrochen. Seht, Frau Hessemer, es sind wenig Schritte von meiner Mühle bis daher, und ich habe schon Rock und Leibchen geöffnet und dem Wind Zugang gemacht zu meiner Brust, daß er Kühlung in's Herz mir wehe, denn ich sterbe schier vor Angst."

„Aber, Meister Müller, ist's Angst allein, was euch so außer euch bringt, sagt, ist's nicht auch zum guten Theile der alte Adam, der in euch rumort. Ihr seid ein gar zu heftiger Mann und ist euch zu enge in unsers Herrgotts Schule."

„So ist's, Frau Hessemer," sagte mit seiner sanftesten Stimme der Müller, „und darum gehe ich heute nach Meierhausen zur Kirche, damit ich aus dem Munde meines lieben Seelsorgers die Stille lerne, die mir fehlt. Aber der Herr möge einem Vaterherzen ver-

zeihen, wenn es in Verzweiflung zu ihm ruft: Nimm mir Alles, wenn's Dein Wille ist, aber laß mir meine Kinder. Sonst gieng ich mit vier Söhnen und zwei Töchtern nach Meierhausen zur Kirche. Jetzt fehlen die Töchter, sie sind todt, meine Frau liegt daheim und kämpft zwischen Tod und Leben, mein Aeltester ruht auf dem Schlachtfeld bei Jena, und den Zweiten nehmen sie mir in den ersten Wochen, das steht fest wie dort der Gillerberg. Dort geht er, mein Martin, neben dem Mädchen, das er sich erkoren, ein schönes Paar; aber die Augen der Ammi werden bald roth werden vom Weinen und ihre Wangen werden verbleichen. Ich hab sie lieb, denn sie ist es werth, und doch, ich wollte, der Martin hätte die Dirne nie gesehen, denn aus der Liebe zu dem Mädchen dreht Satan den Strick, darin er ihn fängt zum gezwungenen Kriegsdienst. Doch da stehen wir vor der Kirche und bis hinein soll meine Klage nicht. Aber Frau Hessemer, wenn sie noch eine Minute übrig hat, so bete sie für mich, vielleicht, daß der liebe Gott ein Erbarmen mit mir hat."

„So hör' ich euch gerne, Meister Müller", sagte die Frau; „ich habe euch nie vergessen in meinem Gebet, denn ihr seid mir lieb von Alters her; glaubt ihr, ich vergäße das Jahr 1800? Wer war's, der damals Trost brachte ins Haus der schwergeprüften Frau und Brot in's Haus der armen Wittwe? Ich vergesse eurer nicht, vergeßt ihr aber auch des Herrn nicht. „Er läßt durch Sorg und Grämen und durch selbsteigne Pein, ihm keine Wohlthat nehmen, sie muß erbeten sein."

So traten die fremden Festtagsgäste in's Gotteshaus zu Meierhausen. Das war gedrängt voll, und

die Hunderte von heilbegierigen Seelen nahmen das Wort auf in einem feinen guten Herzen. Der Pfarrer Held legte das Wort von dem Tode des Stephanus aus. Er gieng aus vom Engelsgruß in der Weihnacht: „Friede sei mit euch," und zeigte, wie der Friede Christi ein anderer sei, als den die Welt und das Menschenherz zu geben versprächen. Der Friede Christi sei kein fauler Friede, sondern ein Kämpfen für Christi Reich und Gnade, und sein Lohn sei keine träge Ruhe und Faulheit, sondern ein Hingeben in Christi Dienst, und erst aus dieser Hingabe komme die Stille, die auch in Noth und Tod den Ewigtreuen festhalte, und die den Himmel offen sehe, wo die Welt in Verzweiflung sich zerreißt. Seinen Hörern gar wohl verständlich war die Predigt aus der Zeit und für die Zeit, aus der Gemeinde und für die Gemeinde, und doch war ihr Inhalt nur das ewig alte Evangelium: Also hat Gott die Welt geliebt." Und wie der Prediger von dem Gebete des Stephanus ausgehend: „Herr behalte ihnen ihre Sünde nicht," von der Feindesliebe um Christi willen sprach, wie er seine Hörer bat um derselben Liebe willen, die sich für uns am Kreuze zu Tode verblutet, doch ja in der Zeit des allgemeinen Wehes und Märtyrerthums der Gläubigen, nicht Haß zu haben gegen den Bruder; was war es nur, das seine Stimme so eindringlich und scharf machte, und dort den Bachpeter auf der Männerbühne zum Husten brachte? Es war die dunkle Trauergeschichte eines sogenannten ewigen Hasses, durch Herzenshärtigkeit entzündet, durch Selbstsucht und Sinnlichkeit genährt und nun in Flammen der befriedigten Rache lodernd.

„Und die Zeugen legten ab ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus.“ Mit diesen Worten schloß der Pfarrer seine Rede, und ließ die Hörer einen Blick in die wunderbare Gnadenwege Gottes thun, wie er die Feinde seiner Getreuen und Blutzeugen zu Vollstreckern seines Rathes mache und wie darum das Christenherz sich erheben und aus der Nacht in den Morgen hinein schauen müsse, weil der alte Gott noch lebe und das alte Wort: „Sein Rath ist wunderbarlich und er führt es herrlich hinaus!“

Sichtlich ergriffen von der Predigt gieng die Versammlung auseinander, nur das kam Johannes befremdlich vor, daß sogleich vor der Thüre Streit entstand und die Leute sich im Knäule zusammen banden und verwirrt durcheinander riefen. „Laßt euch das nicht kümmern,“ sagte die Hessemer, „wären die Meierhäuser sonst nicht uneiniger wie eben, dann hätte es bei ihnen keine Noth, und der Pfarrer hätte weniger seine Last. Seht ihr denn nicht, daß sie sich um die Fremden streiten, wer Diesen oder Jenen heute an seinem Tische haben darf. Auf uns kommt der Schultheiß zu, seht nur, er steuert sogar mit den Ellenbogen durch die Menge.“

„Gut gemacht, alter Freund, aber heute wird nichts daraus, denn da kommt mein noch lieberer Freund, der Herr Pfarrer, dem gilt heute der Besuch.“ „Versteht sich, Frau Hessemer,“ sagte dieser und reichte seiner Freundin und unserm Johannes die Hand, „und damit der Herr Schultheiß nichts verliert, so kommt er am Nachmittag auf ein Stündchen zu uns.“ „Und ich,“ fragte hinter ihm eine Stimme, „wo soll ich heute herbergen?“ Der Pfarrer drehte sich rasch um, erkannte

den Professor Wilhelm und schloß ihn mit dem Ausruf in die Arme: „Du Schalk, hast wieder hinter einem Pfeiler gestanden, um mich zu überraschen. Meinst, wenn ich dein liebes, treues Gesicht früher sähe, dann freute ich mich zu frühe und die Predigt verliere damit. Nicht so, mein lieber Alter, dein Anblick gibt mir neuen Muth und neuen Stoff, denn wir stehen ja auf Einem Grunde, nicht wahr, Bruderherz? Wie fängt unser Freund Jakob Böhm gewöhnlich seine Briefe an?“ „Meinen Gruß durch Gott, mit Wünschung des Lichtes der göttlichen Freuden in unserm Emanuel bevor,“ sagte lächelnd der Professor. „Nun sieh, Bruder, so heiße ich dich willkommen,“ entgegnete der Pfarrer und hieng sich an seinen Arm.

Wohlgefällig lächelnd sah der Schultheiß zu und die Kirchengänger alle. Sie waren das an ihrem Pfarrer so gewohnt und namentlich gieng er nie anders, als Arm in Arm mit dem Professor Wilhelm. Drum hießen sie den Professor schlechtweg „den Bruder.“

Und der Bruder war und blieb für die Nachmittagsstunden der Mittelpunkt des Gesprächs, das mit großer Herzensheiterkeit und unter Genuß der Gaben Gottes geführt wurde. Der Pfarrer sagte nichts, sein Freund mußte es bestätigen, und erzählte nichts, der Freund mußte es billigen. Und das that der Freund und entwickelte eine solche Fülle von Erkenntniß in dem Einen, was Noth ist, wie in Lebenserfahrung und feiner Sitte, daß es Johannes überaus wohl wurde im Kreis dieser guten, gebildeten Menschen. Er fühlte in ihrer Mitte nichts von der Scheu, die sonst junge Leute ältern Männern gegenüber ankommt, sondern es

war ihm, als wäre jeder der beiden Freunde schon längst sein väterlicher Vertrauter. Beide zogen den Jüngling in den Kreis ihres Gesprächs über göttliche und weltliche Dinge, ließen ihn sein Urtheil abgeben, berichtigten sein Gesagtes und nahmen schonend sein Urtheil hin. Still erfreut saß die Hessemer im Kreise der Männer, und sprach wenig, aber ihr Auge ruhte auf dem Gesicht ihres Lieblings wie die Mutter auf dem Angesicht des Sohnes, der ihres Herzens Stolz ist. So wollte sie es schon lange haben. Diesen Männern sollte ihr Johannes bekannt und lieb werden; und daß das Alles heute war in Erfüllung gegangen, das erfreute sie in der tiefsten Seele.

Wie das Gespräch am lebhaftesten war, kam auch der Schultheiß. Der war ein großer, schöner Bauersmann, mit treuherzigem Gesichte und fast weißem Haar, das hinter die Ohren gestrichen und durch einen breiten Kamm festgehalten wurde. Er war in diesem Kreise sehr bekannt, und nahm darum ohne Ziererei an dem Gespräch Theil. Sein Urtheil war ernst und fest und voll Glaubens, aus dem dann und wann etwas von der verborgenen Weisheit heraussah, die damals in gewissen Kreisen gäng und gäbe war. Es war nämlich „das Wort von den geheimen Verborgenheiten, wie nämlich Gott mit seinem Geiste unsern Geist eröffnet, als das Verborgene der Weisheit Gottes, welche in jedem Menschen liegt nach dem Maß und auf die Art seiner innerlichen Constellation. Wie dann Christus sprach: „Mein Vater wirket und ich wirke auch. So wirket nun der Vater in der Essenz der Seelischen Eigenschaft und der Sohn in der Essenz des Ebenbildes

Gottes, als in der göttlichen Gleichheit." Solche Worte Jakob Böhms und anderer Mystiker beschäftigten damals die Grübler im Volke, aber sie wurzelten sie auch tiefer in die Schrift hinein und gaben ihrem Leben etwas Ernstes und Sittliches. Auch sie gehörten zu der Fahnenwache des bedrohten Kreuzes Christi.

„Liebe Herrn," sagte bei einer Pause im Gespräch der Schultheiß, „nehmt's nicht für ungut, daß ich euer Gespräch unterbreche. Es liegt mir etwas wie ein Stein auf dem Herzen und ich kam heute mit der Hoffnung hierher, ihr solltet mir davon helfen oder mir einen guten Rath geben. Unserm Herrn Pfarrer da wird es ahnen, was ich meine. Da sind vor einigen Tagen die Rekruten gemustert worden und unser Dorf ist dabei schlecht bestanden. Zwei hatten sich bei Nacht und Nebel aus dem Staub gemacht und sind bis heute nicht wieder gekehrt, und sie kommen auch nicht, denn sie haben hier nichts zu verlieren. Einer ist lahm, mit dem ist nichts anzufangen und Einer ist des Bachpeters Sohn. Der hat das Alter und ist gesund und auch daheim entbehrlich; aber sein Vater hat ihm einen Schaden angedichtet und die Doctoren haben den Schaden auch gefunden, wie sie sagen. Nun weiß aber Jedes im Orte offenbarlich, daß des Bachpeters Fritz keinen Schaden hat, sondern daß der Alte es durch Laufen und Rennen in die Stadt dahin gebracht hat, daß die Doctoren einen Schaden fanden, wo keiner ist. Daß auch noch das Geld dabei geklingelt habe, und allerlei anderer Unterschleif dabei getrieben worden sei, das mögen Andere beweisen, die es sagen, ich sage es nicht, denn ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß

der Bachpeter sich laut gerühmt, diesmal habe er zwei Mücken mit **einer** Klappe geschlagen, sein Fritz brauche nicht in den Krieg und seinem Todtfeind, dem Bibermüller, habe er Eins versetzt, daran solle der lecken auf sein Leben."

„Hat er das gesagt?" fragte der Professor, und die Röthe der Entrüstung breitete sich über seine hohe Stirne. „Das hat er gesagt und nennt sich einen Christen und einen Deutschen?"

„Ach, beim Sagen ist's nicht geblieben," entgegnete der Schultheiß. „Es ist etwas geschehen, das thut einem wehe in der Seele. Der Bachpeter hat den Bibermüller verdächtig gemacht und dem Kriegskommissär einige von seinen Aeußerungen über den Bonapart hinterbracht, und dann soll er gesagt haben, eben sei die rechte Zeit, den Müller dafür zu züchtigen; der habe da so einen unnützen Schlingel von Buben, der allen Weibsleuten nachlaufe und mehr als entbehrlich sei, und habe er auch noch nicht ganz das Alter, so sei eben in Meierhausen und den Mühlen und Höfen, die dazu gehörten, Mangel an Rekruten, wenn man den Müllerburschen greife, so thue man der Gemeinde ordentlich damit einen Dienst. Auf dieser Spur sind dann die Rekrutensucher weiter gegangen und haben den Müllermartin aufgeschrieben, obgleich er das Alter noch nicht hat, obgleich des Müllers Frau schon lange krank darniederliegt, und obgleich der Müller schon Einen, seinen Konrad, im Krieg verloren hat. O rathet, liebe Herrn, rathet, was kann ich thun, um ein großes Unrecht zu hindern, das bei uns geschehen soll?"

„Nichts, mein lieber Jost, gar nichts," sagte der

Pfarrer und legte feierlich seine Pfeise auf den Tisch, „nichts sollt ihr thun, als öffentlich dem Bachpeter sagen, er sei ein Schandmensch. Und ich will meine Stimme erheben und nicht schweigen vor der Gemeinde, sondern Zeugniß geben, daß ein Gott im Himmel ist, der das Verborgene an's Licht bringen wird und den Rath der Herzen offenbaren! Aber helfen," fügte er leiser hinzu, „helfen wird es euch nichts. Was geschehen ist, das ist geschehen, Satan hat schon gesiegt. Der Müller wird seinen Sohn verlieren, sein Weib wird ihm aus Herzeleid nachsterben, und der Bachpeter und mit ihm der ganze Peterstamm, die werden heimlich triumphiren, denn ich kenne die Bauernrache."

„Aber lieber Bruder," sagte der Professor, „etwas der Art in dieser Zeit und auf dem Lande unter guten derben Bauern?"

„Der Napoleon," gab der Pfarrer kleinlaut zur Antwort, „kann viel, das hat er bewiesen; aber das glaub' mir, eher wirft er Spanien zu Boden, als er den Familienhaß unserer deutschen Bauern bändigt. Du siehst, er hilft ihnen sogar durch seine Gewaltthaten, und der Peterstamm ist im Stande und läßt ihn hoch leben, weil er dem Bibermüller den Sohn nimmt."

„Aber," sagte die Hessemer, „vergeßt eure Rede nicht, Herr Pfarrer, ist's denn allein wegen der Ammi, des Johannes Schröder von Tiefengrund Tochter, um die sollen beide Bursche freien, der Martin und der Fritz? Wenn nun das Mädchen keinen von ihnen nähme, so könnten sich ja die Alten vergleichen."

„Zu spät, zu spät," sagte der Pfarrer. „Daß die beiden Bursche ein Mädchen lieben, das ist nur

ein schwaches Dörnchen, das zwischen ihnen steht, und daß der Bachpeter des Bibermüllers Frau hat haben wollen und der Müller den Sieg davon trug, das war nicht gut; aber es ließe sich am Ende vergessen, denn so etwas kommt auf dem Lande oft vor und setzt nur unter der Jugend Hiebe und blaue Augen; aber später verwischt sich das. Aber wenn, wie bei uns, zwei Stämme in einem Dorfe mit einander seit länger als hundert Jahren, streiten und nicht Krieg noch Frieden draußen in der Welt sie zu versöhnen vermag; wenn es ist, als wenn die große chinesische Mauer zwischen ihnen aufgebaut sei, und ein Stamm dem andern Wasser und Weide, Ehre und Erwerb abschneidet: dann sieht man erst, was das Bauernherz für ein trotzig Ding ist und wie unrecht die haben, die da meinen, nur auf Korsika, woher unser Zuchtmeister kommt, kenne man die Blutrache. Gott allein weiß, was ich diesem Racheteufel gegenüber schon gelitten habe; er allein kennt mein Beten und Flehen für meine Gemeinde. Aber seine Zeit muß noch nicht da sein, obgleich ich das Warum nicht verstehe. Eben siegt der Peterstamm, meint aber nicht, daß der Jakobsstamm nun ein sanfteres Herz hätte. Das sag' ich, obgleich unser Schultheiß da auch zu ihm gehört. Der Jakobsstamm, der ist der herrschende, der stellt den Schultheiß und den Ortsrath und hat den Wald in der Mark, und läßt den Peterstamm fühlen tagtäglich, daß er der ältere sei und jener nur aus Beisassen erwachsen. Und daß nun diese Beisassen, trotz aller Anfechtung, Feld und Gut erwerben und schöne Häu=

ser bauen, das ärgert die Jakobsleute und sie schimpfen auf das Peter- oder Bettelpack."

„Ursprünglich mag es sich unter beiden Stämmen nur um das Vermögen der Gemeinde gehandelt haben; aber dann ist etwas vorgefallen, das hat die Scheidung, man muß fast sagen, ewig gemacht. Gegen der Kirchenthüre über an der Mauer steht ein Grabstein; er ist jetzt schon mit grauem Moos überzogen, und nur mit Mühe erkennt man unter einem Engelskopf mit Flügeln zwei Aehren auf einem Halme. Unter dem Steine liegt die Annasibyll, ihrer Zeit das schönste Mädchen im Orte, dazu sittig und gut, aber arm und aus dem Peterstamm. Ein Bursche aus dem Jakobsstamm, er hieß just wie der Müller Jakob Reffer, der liebte die Annasibyll und meinte, um zweier Herzen willen müsse die Mauer fallen, die die Stämme schied. Ach, wie hatten sich die jungen Leute geirrt! Beide Stämme nahmen Parthei, dem Burschen wurde mit Enterbung gedroht, und das Mädchen erklärten die aus dem Peterstamm für entehrt, wenn es den Jakob nähme. Und doch wollten die beiden Leute nicht von einander lassen und es giengen Jahre und Tage hin und sie sahen sich da und dort in Feld und Wald und schwuren sich ewige Treue. Das währte denn doch dem alten Reffer zu lange und er suchte seinem Sohne aus dem Jakobsstamm ein Mädchen aus und ungefragt ward die Hochzeit festgesetzt. Der Tag kam und es war um die Weizenernte, und die Annasibyll schnitt den Acker ihrer Aeltern und fand eine Weizenähre, die gar selten vorkommt: zwei Aehren auf einem Halme. Wie sie die in Händen hält und weint dabei — denn sie war ihr

ein Bild ihrer Liebe zu dem Jakob — da kommt der Jakob über das Feld daher auf sie zu. Man sah sie lange zusammenstehen und mit einander reden, und auf einmal waren sie verschwunden. An der Stelle, wo Annasibyll den letzten Weizen geschnitten, lag die Sichel, und die doppelte Weizenähre war darum geschlungen. Das Schlimmste fürchtend, suchte man nach dem Paare und mit Mühe fand man sie als Leichen in dem Bach. Sie hatten ihre Hände mit dem Strumpfband des Mädchens zusammengebunden, sich wie zum Tanz mit der andern Hand gefaßt und sich auch im Tode nicht losgelassen. Und als man sie fand, meint ihr, man hätte sie zusammen heimgebracht? Nein, jeder Stamm fuhr seine Leiche auf einem besondern Wagen und man begrub sie so, daß die Kirche zwischen den Gräbern stand. Das ist Dorfhaß, wenn ihr's noch nicht wißt!" sagte der Pfarrer, gieng zum Ofen und zündete die Pfeife wieder an.

„Und den Gräuel duldet ihr in eurem Dorfe, Herr Schultheiß?" rief die Hessemer und stand mit allen Zeichen der Entrüstung auf. „Ihr wollt ein Christ sein und könnt amtiren, während Satan euer Volk in der Schlinge des Bruderhasses fängt? Schämt euch, Schultheiß; wer ein Amt hat, der warte seines Amtes!"

Der Schultheiß strich mehrmals mit dem Kamme durch sein weißes Haar und sagte mit der größten Ruhe: „Ihre Hitze, Frau Hessemer, brennt mich nicht. Ihr habt das rechte Wort gebraucht, ich dulde den alten Gräuel; denn billigen thu' ich ihn nicht und ungeschehen machen kann ich ihn auch nicht. Gienge ich heute zu meinen Leuten aus dem Jakobsstamm und sagte: Laßt

uns mit den Peterstämmern theilen, sie steinigten mich, und gienge ich zu den Peterstämmern und gäbe ihnen gute Worte, sie glaubten, ich wollte sie utzen. Hier muß Gott Zeichen und Wunder thun, wie an unserer Zeit überhaupt. Alle gute Gabe kommt von oben herab."

Wie es Abend wurde, rüstete sich die Hessemer zum Heimgang; aber sie nahm es gar wohlgefällig auf, als der Professor Wilhelm zu Johannes sagte: „Bleib du bei mir, Johannes, und gieb mir später das Geleite; mein lieber Held wird uns noch gern auf ein Stündchen behalten."

„Thut das mir zu lieb," sprach der Pfarrer, und ein freundlicher Blick der Hessemer lohnte beiden die Güte, an ihrem Liebling gethan.

Auch dieses Abendstündchen gieng unter Berathung, wie dem Müller zu helfen sei, vorüber, und den Schultheiß in der Mitte, schritten die beiden, der Professor und sein Schüler, durch die vom Mond erhellten Gassen des Dorfes. Die weißen Schneedächer glänzten im Mondschein und stachen grell gegen den dunkelblauen Nachthimmel ab. Am letzten Hause des Dorfes blieben sie stehen, um sich vom Schultheiß, der hier wohnte, zu verabschieden. Dunkel und fast gespenstig lag das Gebäude vor ihnen, es ragte weit über alle Häuser des Dorfes empor. Ein Bauernhaus zu sein, das sahe man wohl, war nicht seine ursprüngliche Bestimmung, sondern eher schien es ein Edelsitz der alten Zeit, mit vorspringenden Erkern an den Seiten, mit kleinen Fenstern, deren das Gebäude sehr viele hatte, und mit schwarzem, hier und da verzierten Holzwerk. Es war das Haus ein sogenannter mittelalterlicher Holzbau,

mehr hoch als breit, mit spitzem, gerade aufsteigendem Dache und vielem Raum zwischen vielem Gebälk im Innern. Der Mond ließ das alte Gebäude noch höher erscheinen, als es wirklich war und glänzte in den kleinen runden Scheiben, die aber in dem oberen Stockwerke meist erblindet waren.

„Ich gehe niemals an eurem Hause vorüber, Herr Schultheiß,“ sagte der Professor und blickte prüfend an dem Gebäude empor, „ohne die Neugierde zu verspüren, einmal hineinzuschauen und noch lieber hineinzuhören, wenn's möglich wäre. Denn das Haus sieht aus, als könnte es viel erzählen, wenn's nur dürfte, und als sei's da drinnen nicht recht geheuer gewesen und auch heute noch nicht.“

Der Schultheiß sah ebenfalls an seinem Hause hinauf und sagte dann langsam: „Ihr habt Recht und man muß eben das alte Gerümpel von Kind auf gewohnt sein, um nicht Tag und Nacht mit einer Gänsehaut darin umherzugehen; denn geheuer ist's nicht darin,“ fügte er leise hinzu. „Das Gebäude steht auf einem Keller, daß man zweispännig darin umher fahren kann, und ganz hinten hat der Keller einen Gang, der führt geradezu unter der Erde dort in jenen alten Thurm. So sagt man. Ich bin nie hindurchgekrochen; denn ich liebe den Tag und sein Licht. Dann sind in dem Hause selbst so allerhand Winkel und Treppen, deren Ursprung ich nicht kenne und auch nicht kennen mag, und dazwischen geht's um und seufzt und stöhnt, und dann rollt es wieder über die alten Böden hinweg, als wenn man eine Hand voll Kugeln auswürfe.“

„Ihr tragt das Haus, wie ich gehört, von der

Familie Tiefenbrunn zu Lehn?" fragte der Professor. „Dann gehört es wohl zum Schachtheimischen Erbe?"

„Ja," sagte der Schultheiß, „das Haus und ein schön Stück Gut dabei, und die Sage geht, die Schachtheime hätten einst hier gewohnt. Ist das der Fall, dann ist's kein Wunder, daß böse Geister hier umgehen; denn die Junker waren lauter wilde Kriegsgurgeln, wie man sagt, und der letzte hat ja auch das Schlößchen in der Stadt unheimlich gemacht, wie mir der Pirmasenser, mein guter Special, erzählt hat. Dem mag nun sein, wie ihm will, aber etwas hab' ich in dem alten Haus erlebt, das lege mir einer, der Verstand hat, aus; der meine ist dazu zu kurz. Das will ich euch einmal erzählen, wenn wir mitsammen zur Stadt herausgehen oder hinein."

„Warum nicht heute Abend, Alter?" sagte traulich der Professor, „die Nacht ist so schön und der Mond scheint so hell, und ich habe gern, wenn es mir einmal gruselt, wie ihr sagt. Kommt, geht noch ein Stückchen mit uns, ihr findet den Weg heute ohne Laterne heim."

Der Alte besann sich und sagte dann: „Ich könnte euch bis an den Biberbach begleiten und dann in der Mühle vorsprechen; aber laßt mich meinem Knechte sagen, er solle mich abholen, wenn's Zeit ist."

„Fürchtet ihr euch denn, Herr Schultheiß?" fragte der Professor.

„Ja," gab der schnell zur Antwort, „das Fleisch fürchtet sich bei mir, der Geist nicht. Ich bin schwach geboren und meine Mutter hat mir's angethan. Die

hat nicht gern in das alte Haus da geheirathet und will viel darin gesehen haben."

Nicht lange, so kam der Schultheiß aus seinem Hause zurück. Er hatte einen Mantel um sich geschlagen und eine Pelzmütze aufgesetzt, und mit seinem großen Stabe in der Hand glich er selbst einer Nachterscheinung.

„Also von einem Spuk," sagte er, „wollt' ich euch erzählen, der uns dort in dem alten Hause begegnet ist. Es thut mir wohl und wehe, wenn ich daran denke, und euch zumal erzähl' ich das Ding gar gern, denn ihr habt viel erfahren und wir kennen uns, und dem jungen Herrn da wird's nichts schaden, wenn er erfährt, daß zwischen Himmel und Erd' manches vorgeht, das man nicht aus Büchern lernt. — Also, es war im Jahr 1777 — merkt euch die drei Siebener, hinter denen steckt schon nichts Gutes — da kommt eines Tags ein Mädchen zu uns herein; schwarz war sie angethan, vom Kopf bis zu den Füßen, und unter einem schwarzen Häubchen sah ein Gesicht heraus wie Milch und Blut. Das Mädchen hatte ein Bündlein Kleider unter dem Arm, verneigte sich sittig und sagte: Bin ich hier recht bei dem David Jost? Schön Dank, sagt mein Vater, da bin ich; was steht der Jungfer zu Dienst? Ich bin, sagt sie, eure Base Marie Eyring, eures Vetters Jakob Eyring über dem Rhein Tochter und bringe Gruß und Handschlag von der ganzen Verwandtschaft von drüben über dem Rhein. Und dabei gab sie meinem Vater die Hand, eine Hand so weiß, wie sie keine Gräfin hat, und sagte: Vetter Jost, seid gut gegen mich und heißt mich willkommen;

ich bin weit gereist, um euch zu besuchen. — Vater und Mutter standen vor dem Mädchen und sahen es an, und so oft meine Mutter knixte, so machte mein Vater einen Kratzfuß, und dann sagte die Mutter: Base Marie, ihr seid willkommen, setzt euch; und mein Vater sagte: Schön Dank für den Gruß von den Vettern über dem Rhein."

„Da hatten wir also mit einem Male eine Base im Haus, von der wir nie gehört. Aber mein Vater sagte, es stehe Alles richtig; Eyring heiße die Vetterschaft über dem Rhein, und es sei aller Ehren werth, daß eine so schmucke Jungfer nach Meierhausen komme zum alten Jost und sie solle es gut bei ihnen haben, so lange es ihr hier gefalle. Und uns sagte er: Ihr seht, wie ein zierlich Weibsbild die Base ist, seid modest gegen sie und steht nicht vor ihr wie die Oelgötzen, braucht sie auch nicht so anzuglotzen, sonst wird sie blöde."

„Aber blöde war die Base nicht, wenigstens nicht im Hause; doch hatte sie etwas so Apartes, daß man niemals so mit ihr zu reden getraute, wie mit Seinesgleichen. Dabei redete sie mit Niemand auf der Gasse, sondern gieng still und ernst vor sich hin, auch zu Tänzen und andern Lustbarkeiten konnte man sie nie bewegen. Die Kirche aber versäumte sie niemals und sah da still und andächtig auf ihr Buch. Das ist's auch, was mich glauben läßt, es sei Alles bei der Base mit rechten Dingen zugegangen; denn Satans Diener und Gehülfen lieben den Glockenklang und Orgelton nicht."

„Aber nun hört weiter. Zum Hausgeschäft hatte die Base kein Geschick, das merkte meine Mutter bald und sie gab ihr daher das Weißzeug unter die Hände.

Jetzt hättet ihr das Wunder sehen sollen! Im Nu war Alles im Hause verarbeitet, dann kamen die Nachbarn, dann die Basen, endlich das ganze Dorf und brachten ihr Weißzeug. Sie nahm Alles, sie nähte und stickte von Morgen bis Abend und in die Nacht hinein, und that sich scheinbar dabei nicht wehe. Und wenn die Leute ihr Werk aus ihrer Hand nahmen und die saubere Arbeit sahen, dann wußten sie nicht, was sie sagen sollten, und gaben reichlichen Lohn; denn die Zeit war damals noch gut und kam den Leuten auf ein Paar Thaler nicht an."

„So lebten wir zusammen in Fried und Einigkeit und war uns gar wohl, seit die Base im Haus war. Alles gieng feiner und modester bei uns zu, der Vater schalt weniger und die Mutter kam schier nicht aus den Sonntagskleidern heraus. Von uns Brüdern darf ich gar nicht reden, sonst schießt mir noch heute das Wasser in die Augen. Wir hatten die Base so lieb, daß wir uns zankten um den Dienst bei ihr. Und doch verlangte sie so wenig. Ich hab' damals wollen fortlaufen und Soldat werden, und wenn ich Hauptmann geworden, dann wollt' ich wiederkommen und sie fragen, ob sie mich lieb hätte."

„Da mit einem Male, denkt euch unsern Schrecken, sagte die Base, jetzt sei ihre Zeit um, übermorgen komme ihr Bräutigam, ein vornehmer Mann in einer Kutsche und hole sie ab. Da gab's viel Fragen und viel Thränen, aber ändern ließ sich nichts. Meine Mutter scheuerte das Haus und rüstete die Küche und die Base ließ es geschehen. Uebermorgen kam und die Base saß schon am Morgen in ihrem besten Anzug

da und sah zum Fenster hinaus, dem Bräutigam entgegen. Aber der wollte nicht kommen; es ward Mittag, es ward Abend, es schlug endlich zehn auf dem Kirchthurme; da sagte sie zu uns: Vetter, wollt ihr mir eine Lieb anthun, so nehmt die Laterne und geht auf der Landstraße ein Stück dem Wagen entgegen, es könnte sein, daß sich mein Bräutigam verirrt hat oder daß ihm sonst etwas passirt ist. Wir thaten nach ihrem Wunsch. Meine Alten waren ein wenig eingeschlafen vor Müdigkeit und Erwartung, da verschwand auch die Base auf Nimmerwiedersehen. Das wußten wir freilich damals nicht, und als wir wieder an unser Haus kamen, denn auf der Landstraße war Alles still gewesen, da nahm ich meinem Bruder die Laterne ab und stieg auf das Küppelchen hinter dem Kirchhof, denn von dort aus konnte man jedes Geräusch hören, das sich dem Dorfe nahte. Wie wird mir da auf einmal! Plötzlich wird in der Kirche ein Licht sichtbar, dann noch eins, dann erglänzen alle Fenster, und ich höre die Stimme des alten Pfarrers Matthes. Ich wollte laufen, aber ich konnte nicht. Wie festgebannt stand ich da, wohl eine halbe Stunde lang, den Spuk beständig vor Augen und Ohren. Da erlosch plötzlich ein Licht nach dem andern, die Kirchenthüre geht auf, dunkle Gestalten schleichen schweigend heraus, ich höre leise Tritte über den Kirchhof, dann Peitschenknallen, Pferdewiehern, und durch das Dorf braust ein Sturmwind und Donnern, daß mir Hören und Sehen vergeht. Wie ich heimgekommen bin, das weiß ich nicht. Noch sehe ich die Meinen mitten in der Stube stehen auf einem kleinen Plätzchen und meine Mutter sagt

zähneklappernd: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ Den Sturmwind und das Rasseln haben Viele im Orte gehört, und jetzt spricht man wohl wieder von der Base von über dem Rhein im Jahr 1777, aber damals um's Leben kein Sterbenswörtchen. Das war ein Stücklein von denen, die in dem alten Gebäu passirt sind, und nun sagt mir einmal, Herr Professor, gieng das mit rechten Dingen zu?“

Der Professor hatte den Alten mit keinem Worte unterbrochen, und als er mit seiner Erzählung zu Ende war, da stand er still da und sah unverwandt in den Mond hinauf, der leuchtend herabschien, gleich als sollte er das Räthsel lösen. Sein Gesicht war sehr blaß trotz der Frische des Winterabends und seine Augen hatten den Ausdruck eines tiefen Seelenschmerzes. Seine Begleiter sahen fast mit Angst auf ihn, weil sein Schweigen zu lang dauerte und der Schultheiß fragte endlich: „Hat euch mein Geschwätz bange gemacht, Herr Professor, so vergebt einem alten Mann die Redsprächigkeit; aber sagt etwas, daß es euch wohler wird.“

Das Wort des alten Mannes schien den Professor wieder zum Leben zu wecken. Er sagte, wie vor sich hin: „Sie war schlank und blond von Haaren und ihre Augen waren blau, und wenn sie sprach, dann klang ihre Stimme wie Harfenton. Und wenn sie da saß in ihrer schwarzen Kleidung, das schöne Haupt niedergebeugt, indeß die Finger mit unglaublicher Schnelligkeit die feine Arbeit thaten, dann saß man gerne schweigend vor ihr und sah ihr zu. Und es war im Jahr 1777. — Alter,“ sagte er dann zum Schultheiß, „würdet

ihr die Base wieder erkennen, wenn ihr sie im Bilde sähet? —

„O, unter Tausenden heraus," sagte der Schultheiß. —

Da griff der Professor in seine Tasche, zog eine große goldene Uhr heraus, drückte an dem Gehäuse, und hinter dem aufgesprungenen Deckel stand das Brustbild eines jungen Mädchens. Der Mond schien hell auf das schöne Bild. Der Schultheiß warf einen Blick darauf und dann hob er die Hände zum Himmel und sagte mit fast geisterhafter Stimme: „Das ist sie!"

„Das ist sie, lieber Alter, die wir beide lieb gehabt haben, und Gott vergebe ihr und uns den Traum unserer Jugend. Aber die Liebe ist doch stärker, als der Traum selbst. Ihr hieltet das Mädchen für ein Blendwerk des Teufels, ich für eine Göttin, wir beide haben uns geirrt. Sie war ein schönes, sündiges Weib und Gott hat sie schwer geprüft. Und wenn ihr Abends euren Abendsegen betet, dann vergeßt nicht das Gebet für die arme Base Marie."

Der Schultheiß konnte nichts sagen, er schüttelte nur mit dem Kopfe, als wenn ihm da drinnen Alles durcheinander gienge. Er reichte seinen Begleitern schweigend die Hand und schlug den Fußpfad nach der Bibermühle ein, denn man hörte das Rauschen des Bergbaches; die Mühle aber stand wegen des Festtages stille.

Der Professor gieng lange still neben seinem jungen Begleiter her, und Johannes wagte nicht, das Schweigen zu unterbrechen; er kannte trotz seiner Jugend die Wunden im Menschenherzen nur zu gut. End-

lich schüttelte sich der Professor gewaltsam auf, und zu seinem Begleiter gewendet, sagte er: „Du bist heute Zeuge einer bewegten Stunde meines Lebens gewesen, mein lieber Johannes. Man denkt oft Jahre lang einem Räthsel nach, das das sogenannte Schicksal einem aufgibt, und man wird alt darüber, und dann kommt so ein Abend im Mondschein und macht es einem klar. Schenkt dir Gott meine Jahre, dann wirst du Aehnliches erfahren; aber auch, wie ganz anders es sich von der Höhe des Lebens herabsieht in's Thal der Jugend, als von da aus durch die schwüle Luft der Leidenschaft und der Sünde hinauf auf die Höhe des männlichen Alters. Aber das lerne frühe, den schönsten Wünschen entsagen und dem lieben Gott das Leben und seine Hoffnungen anheimgeben."

War es das trauliche Gespräch seines Lehrers, war es die Stille des Abends und die Einsamkeit des Weges: das Herz des Jünglings that sich heute zum ersten Male völlig auf. Es war ihm, als könne und dürfe er nicht das Dunkel, das auf ihm ruhte, länger andauern lassen. Er erzählte ihm sein ganzes Leben, er entdeckte ihm sein ganzes Herz, er offenbarte ihm alle seine Gedanken und Hoffnungen, und bat den Professor, ihm von da an Führer und Freund zu sein. Und als sie auf der stillen Straße sich gute Nacht wünschten, warum standen da Thränen in den Augen des Jünglings und warum küßte der Professor den Johannes und nannte ihn seinen lieben Sohn?

Wer von den freundlichen Lesern glauben möchte, einer dunklen Herkunft unsers Johannes auf der Spur zu sein und den Fremdling mit der Base des Schul-

theißen von Meierhausen in Verbindung zu bringen, der würde sehr irren. Viele Meilen liegen zwischen Auerstädt und Lahnberg, und die Basen in schöner, fremder Tracht kommen gar selten in die Häuser der armen Leute hineingeschneit; aber es gibt ein Band, das eint die Menschenherzen trotz Verschiedenheit des Standes und Alters, das ist der Glaube und die Liebe; der Glaube an den einen Mittler und die Liebe zu dem einen lieben heiligen Lande, wo die Wiege gestanden, und die Sonne zuerst in's Kindesauge geschienen, und die Mutter die ersten heiligen Laute der Muttersprache gelehrt. Ach die Thränen an jenem Abend im Auge unsers Johannes und der Kuß des Lehrers, dem Jungen und bis dahin Unbekannten gegeben, sie sind Zeugnisse für eine heilige Liebe, die leider unsere Zeit immer mehr verliert, für die Liebe zum Vaterlande. Die verglüht in unsrer Jugend wie die feste Holzkohle unter dem Gestrüpp und Geniste, das der Materialismus und die Allerweltsreligion auf die jungen Herzen wirft. Man macht sie zu Weltbürgern und nimmt ihnen damit das Bürgerrecht im engen Vaterlande und im Vaterhaus, da Christus der Hausherr ist.

5.

Was schlägt an unsere Brust mit
Macht,
Und bindet Herz an Herzen?
Ist warmer Frühling denn erwacht?
Ja, deutscher Frühling ist erwacht,
Der bindet alle Herzen!

Es zieht der frische Jäger aus,
Es ist gar hell am Tage;
Hoch auf dem Berg, im Waldgesaus,
Da ist des Jägers Horn zu Haus,
In Freuden und in Klage.

Und wer des Hornes Klang ver-
nimmt
Und ist von altem Blute,
Alsbald wie in Tyrol entglimmt,
Den grünen Hut der Freiheit
nimmt,
Und hilft in treuem Muthe.

O Hörnerklang, o Glockenklang,
Wozu die Wälder sausen,
Wie ziehest du die Gau'n entlang,
Wirst Volksgesang, wirst Gottes-
klang,
Daß drein die Stürme brausen!

O deutsches Volk, der neuen
Welt
Allinnerstes Gemüthe!
Hast deine Sach' auf Gott gestellt,
Wirst stehen, bis der Himmel fällt,
Daß dich der Herr behüte! —

„Vergiß den Sylvesterabend nicht," hatte der Professor unserm Johannes beim Abschied zugerufen, „und das Haus rechter Hand an dem Eingang der Steingasse!" und dann war er noch einmal ihm näher getreten und hatte ihm in's Ohr geflüstert: „die Loosung heißt: ‚Die Rose'."

Nun war der Sylvesterabend gekommen; harrend auf den Schlag der siebenten Abendstunde hatte Johannes am Fenster gestanden und in die Nacht hinein geschaut, hatte nur zerstreut und mit halbem Ohr auf seiner Hausfrau Gespräch gehört, das sie mit dem Pirmasenser führte, der sein Pfeifchen rauchend, auf der Ofenbank saß; hatte dann mit einer kurzen Entschul-

digung, daß er einer Einladung folge, seine Mütze ergriffen und schritt nun nachdenkend durch die stillen Straßen des Städtchens. Eine prächtige Sternennacht lag auf dem Thal, der Schnee knisterte unter seinen Tritten, und gar traulich schienen die Lichter aus den Fenstern auf die Straße und hinter ihnen erschallte es hier von Gesang, dort von fröhlichem Lachen, denn die Nachbarn waren zusammengetreten zu Erbauung oder Kurzweil, wie es der Stimmung des Einzelnen erwünscht war an diesem Abend.

Das bezeichnete Eckhaus lag vor ihm. Er blieb stehen und sah hinauf. Nur ein einzelnes trübes Licht brannte im mittleren Stock, sonst war Alles dunkel. Gastlich sah das Haus nicht aus und diese Ungastlichkeit vermehrte noch die Bangigkeit des Jünglings. Denn heute Abend sollte er zum ersten Male in den Freundeskreis des Professors eintreten. Während er so dastand und an dem Gebäude hinaufsah, trat ein Knabe an ihn heran und sah ihm forschend in's Angesicht; es war der Waschbärbel Franz aus dem Ritter. Der Knabe erkannte ihn und sagte nichts, als: „Geht hinein, Herr Johannes, ihr seid willkommen, euch gilt meine Wache nicht, sondern ganz andern Leuten.“ Die Hausflur des Eckhauses war spärlich erleuchtet und bei dem matten Schein des kleinen Oellichtes erkannte Johannes zu seinem Erstaunen den wilden Martin. In einen grauen Mantel gehüllt, lehnte er an dem Geländer der Treppe und sagte leise: „Die Loosung, junger Herr!“ Johannes schnelle Antwort: „Die Rose!“ schien das trübe Gesicht des Wächters in etwas aufzuhellen und er winkte nach der Treppe.

Oben angekommen, empfieng ihn eine alte Magd und geleitete ihn über einen langen Gang auf eine Thüre zu. Die that sie auf und Johannes trat in ein großes hell erleuchtetes Zimmer ein, in welchem sich eine zahlreiche Gesellschaft von Männern und Frauen fand. Manche der Anwesenden waren ihm von Ansehen bekannt, andere ihm gänzlich fremd, mit Keinem aus der Gesellschaft hatte er je ein Wort gesprochen. Schüchtern und des Willkomms gewärtig, blieb er darum an der Thüre stehen. Da trat der Castellan Meier an ihn heran, sah ihm in's Auge und sagte: „Wahrscheinlich Johannes Falk? Unser Freund Wilhelm hat dich bei uns angemeldet, Johannes, du bist willkommen. Die dir heute noch fremd sind, die werden morgen schon deine Freunde sein, denn wer das Vaterland liebt und für dasselbe gelitten hat, der ist uns willkommen als Freund und Mitarbeiter, und nun komm', daß ich dich in den Kreis derer führe, denen du dem Alter nach angehörst. Dort wirst du auch zwei deiner Kameraden finden." Mit Erstaunen begrüßten sich die Jünglinge, denn sie hatten sich bis dahin wohl gekannt, aber nicht erkannt. Als Bundesbrüder reichten sie sich die Hände.

Aber ein neues Erstaunen wartete seiner. Aus dem bunten Kreis der Jungfrauen trat ein Mädchen auf ihn zu, sah ihm mit leuchtenden Blicken in's Auge und sagte mit von tiefer innerer Aufregung zitternder Stimme: „Johannes, kennst du mich?" Eben so schnell erfolgte seine Antwort: „Friederike, ich kenne dich!" — „Tante Fritzchen, Mutter, Emilie, Elisabeth kommt alle her, er ist's!" rief das Mädchen unter lautem Weinen

und ehe Johannes sich's versah, hatte ihm das rasche Kind ein goldenes Kreuz an einem blauen Band um seinen Hals geschlungen, hatte ihn in den Kreis der Frauen gezogen und er sah sich als Retter Friederikens erkannt und begrüßt. „Ja er ist's," riefen plötzlich eine Menge Stimmen, „das ist der Jüngling, der von dem Felsen herabsprang und unsere Friederike rettete, jetzt erkennen wir ihn. So sah er aus, als er sie in seinen Armen hielt und seine Thränen auf das gerettete Kind fielen!" „Tante Fritzchen er ist's," rief das Mädchen abermals, „er ist's wirklich, er hat den Traum erfüllt mit seinen Worten: „Friederike, ich kenne dich!" Weißt du, wie ich an jenem Abend unter Kummer eingeschlafen war, daß ich meinen Retter nicht finden sollte? Da träumt mir: Ich war in einem hellerleuchteten Zimmer, meine Freunde um uns her, und ich war sehr fröhlich. Da kam ein Jüngling zur Thür herein, gerade so wie dieser sah er aus und ich gieng auf ihn zu und fragte ihn: Johannes kennst du mich? und er antwortete: Friederike, ich kenne dich. Das ist nun Alles erfüllt an diesem Abend, und nun Johannes hab' Dank für deine Rettung und für deine Thränen, die du über mich geweint und laß mich deine Schwester sein und sei du mein Bruder! Komm, Tante Fritzchen, und dank' ihm auch und hab' ihn lieb, kennst du ihn schon, hast du ihn schon gesehen?" Das blasse Angesicht der Jungfrau röthete sich, daß sie blühend erschien wie in ihren Jugendtagen, sie reichte dem Jüngling die Hand und sagte: „Johannes, auch ich kenne dich und habe dich längst gekannt und habe dich lieb gehabt und heute bist du mir noch werther geworden. Komm

nun in unsern Kreis, es bedarf nicht mehr der Empfehlung unsers Freundes, du bist jetzt unser. In diesem Kreis gilt das brüderliche und schwesterliche du, drum nenne mich, wie mich meine Friederike hier nennt, und ich nenne dich Johannes. Draußen in der Welt und ihrem Verkehr magst du es halten wie du willst. Diese Bundesstunden aber kennen nur eine Form, die der Brüderlichkeit und der häuslichen Sitte. Langsam, und sehr ängstlich haben wir uns erkannt und zusammengefunden und nun sind wir vereint, als ein Bund von Männern und Frauen, nicht wie man oft uns fälschlich nachsagt, die Tyrannen von den ungerechten Thronen zu stürzen, sondern uns durch gegenseitige Liebe und festen Glauben würdig zu machen für den Tag der Freiheit unsers Vaterlandes, wenn er als gute Gabe vom Himmel herab kommt. Drum wachen, hoffen und beten wir, und in diesen Bund willst auch du eintreten, Johannes?"

„Der Frage an unsern Johannes bedarf's nicht," sagte der Professor Wilhelm, der später eingetreten war und das letzte Wort hörte, „unser Johannes könnte unser Altersvorstand sein, so jung er auch noch ist, denn der gehörte früher als wir Alle dem Bunde an. Was über das junge Haupt da schon gegangen ist, das ahnet ihr überhaupt nicht. Unseres Bundes Satzungen aber nöthigen ihm das ab, was er gern verschweigen möchte; er muß uns als neu Eintretender sein Leben erzählen und das heute noch. Das Wenige, was ich selber davon weiß, das macht mich nach dem Weiteren begierig. Aber Johannes, was bedeutet das Kreuz unserer Friederike auf deiner Brust? Hast du für sie schon eine

Lanze gebrochen?" Das Mädchen warf sich stürmisch an die Brust des Mannes und erzählte unter Thränen und Küssen, was es heute erfahren. Der Professor sagte nichts; er sah abwechselnd den Jüngling und dann das Mädchen an; man konnte merken, es gieng ein gewaltiger Sturm des Gefühls in ihm vor. Darum schwieg er. Er reichte nur dem Johannes die Hand und bemerkte ohne allen Nachdruck: „Gott und Menschen in der Stille dienen hat die Verheißung: „Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!" — Da trat Johannes in den Hintergrund der Stube, nahm das Kreuz von seinem Halse herab und verbarg es in der Tasche. Was aber in ihm vorgieng, das weiß Gott allein. Es gibt Stunden der Entscheidung für's ganze Leben und eine solche hatte heute Johannes.

Es war eine zwanglos heitere Gesellschaft, in die Johannes heute aufgenommen worden war. Obgleich alle Mitglieder von warmer Vaterlandsliebe begeistert waren, so blieb das Gespräch doch keineswegs nur ein politisches. Scherz wechselte mit Ernst und nur die beiden ältesten Männer, der Professor und der Castellan standen meist in ernstem Gespräche zusammen und beriethen die Lage der Zeit.

Die gab freilich viel zu bedenken; es lag wie ein Alp auf den Herzen Aller, die es mit dem Vaterland wohl meinten, und besonders war es die aufstrebende Jugend, die in ihrer Ungeduld das Ende des großen Trauerspiels nicht erwarten konnte und an der Hülfe von Oben zu zweifeln begann. Darum hatten sich gerade die Jüngern aus der Gesellschaft, die Jünglinge sowohl als die Jungfrauen, allmählich dem Spiel ent-

zogen und standen im Kreise um die beiden Männer, die mit tiefem Ernst die Gegenwart und Zukunft erwogen. Denn Napoleon stand am Ende des Jahres 1811 auf dem Gipfel seiner Macht. Frankreich war der Mittelpunkt der Erde geworden und der Ruhm des großen Kalifen des Abendlandes lebte sogar in den Liedern der Wüstenaraber. Nur zwei wunde Stellen waren an seinem maßlos kräftigen Staatskörper, Spanien, wo der Bürgerkrieg ihm jeden Fuß breit Landes streitig machte, und England, das unaufhörlich mit seinen Schiffen seine Küsten bedrohte und unversöhnlich blieb, weil der Nerv seines Lebens, der Handel, ihm gelähmt war. Und gerade diese Maßregel gab auch die Veranlassung zum Bruch mit Rußland. Durch den Frieden zu Tilsit schienen Napoleon und Kaiser Alexander Freunde geworden zu sein; aber Napoleon kannte nur Vasallen, nicht Ebenbürtige, und Rußland sollte unter der Bedingung Frankreichs Freundschaft genießen, daß es dem Handel mit England entsage und Polen als Gegenwehr an seinen Gränzen dulde. Das konnte der Stolz Rußlands nicht ertragen und die Großen des Landes riethen dem Czaren zum Bruch mit dem Unersättlichen. Dieser selbst dürstete nach neuem Ruhm; weder die Demüthigung Oestreichs, noch die Huldigung der unterjochten Fürsten und Völker, noch endlich die Vergötterung, die er bei den Franzosen erfuhr, konnten ihm genügen; er wollte auch Alexander zu seinen Füßen sehen und von Moskau aus den Frieden der Welt dictiren. Es sprachen die Männer von der Stimmung in Frankreich und wie man in den verschiedenen Classen den neuen Kriegsplan beurtheile, von

den ungeheuren Rüstungen, von dem Zwang und Druck, der aufs Neue auf die Völker, die Verbündeten und Unterjochten, gelegt wurde, die ihr Geld und ihre Mannschaft dem stolzen Eroberer hingeben mußten zum neuen ungerechten Krieg, und ihre Stimme ward immer wehmüthiger, sie klang fast wie der Klageseufzer am Bette des liebsten Freundes, von dem der Arzt ohne Hoffnung weggegangen ist. „Ja, so sieht's um uns her aus, ihr jungen Freunde," sagte der Professor, „und man möchte weinen über des Vaterlandes Schmach, wenn das Weinen nicht die Kraft nähme. Aber die Thräne, die der männliche Muth aus dem Auge ins Herz zurückgedrängt hat, die gibt Kraft und Hoffnung. Bleibt gut und muthig, ihr jungen Seelen, und der Herr, unser Gott, wird euch eine bessere Zeit erleben lassen, uns schwerlich, denn es sieht dunkel aus." — „Aber nun zu etwas heiterem," so wandte er sich lächelnd zu den Mädchen im Kreise, „hier steht Einer, der kann uns erzählen, daß wir die Zukunft rosiger ansehen. Auf, ihr Jungfrauen, und bittet euren neuen Freund um ein Stücklein aus seinem bewegten Jugendleben. Wer von euch kann denn am schönsten bitten, bist du es, du kleine blonde Emilie, oder ist es hier unser glückliches Kind, das heute in dem Johannes seinen Retter erkannt hat? Bittet, ihr Mädchen, daß unser Johannes erzähle, er kann's trefflich und kein Abend ist dazu geeigneter, als der heutige!"

Bittend drängte sich das ganze junge Volk um seinen neuen Freund, und Johannes sagte: „Ich will's thun, aber habt Geduld, denn der Weg ist lang und geht über Stock und Stein; wo aber soll ich anfan-

gen, mit dem Soldatenleben oder mit den Kinderjahren?"

„Mit den Kinderjahren," rief das junge Volk wie aus einem Munde.

„Nun so will ich euch denn den Anfang erzählen, und den Vätern und Müttern den Schluß," sprach er lachend und begann:

„Es liegt ein Dörflein im Sachsenland, das heißt Auerstädt, das würde schwerlich auf allen Landkarten stehen und von Tausend und aber Tausenden mit Schrecken und Trauer genannt werden, wenn der liebe Gott es sich nicht auserwählt hätte zum Todtenfeld für Deutschlands Freiheit. Dort bin ich geboren und ich war armer Leute Kind. Mein Vater war ein Leinweber und starb bald nach meiner Geburt und mit meiner Mutter hab ich bis in mein neuntes Jahr das Brot der Armut gegessen. Als sie auch gestorben war und ich weinend von dem Kirchhof zurückgieng, da nahm mich der Schultheiß bei der Hand und führte mich zu dem Schäfer des Orts und sagte mir, der sei von nun an mein Vater und seine Frau meine Mutter, und ich wollt' es nicht glauben und fassen und weinte in einem fort und verschmähte alle Nahrung, daß ich ganz wirr und abgemagert umherschlich. Ich wollte auch sterben. Da gieng mir des Schäfers Frau mit guten Worten nach und ich gewann sie lieb und das Leben auch und diente im Hause des Schäfers als Knecht; der Schäfer aber ward mir nie Vater, sondern nur Herr und zwar ein gestrenger Herr. In die Schule kam ich nur im Winter, im Sommer trieb ich die Heerde aus am frühen Morgen, blieb auch wohl mit

ihr über Nacht draußen, schlief in der Hütte, ohne mich zu fürchten, sah nach den Sternen, wie sie auf- und untergiengen, hütete die Heerde in den Gewitternächten, wenn der Blitz die Schafe schreckte, und schloß vertraute Freundschaft mit meinem Phylax, denn das Thier verstand mich allein und mit ihm sprach ich von der Zukunft. Ich wollte nicht Schäfer bleiben, das stand fest in mir, ich wollte Soldat werden. Der Schäfer war auch Soldat gewesen unter dem alten Fritz, und wenn er von den Schlachten erzählte, in denen er gefochten und verwundet worden war, dann mußte der Phylax die Heerde hüten, ich hatte Alles um mich her vergessen."

„Wie darum das Kriegsgeschrei des Jahres 1805 zu uns drang, und der Napoleon die Oestreicher und Russen geschlagen hatte, da gab's unter uns einen Jubel, als wären wir Franzosen und nicht Deutsche, und mit einem ordentlichen Hohn sangen wir das Spottlied auf die Oestreicher mit: „Bei Austerlitz, da hat's geblitzt, da haben die Kaiserlichen Blut geschwitzt." Der Bonapart war unser Mann, und wer unterlag, dem war nach unserer Meinung Recht geschehen. Und als die Preußen an uns vorbeizogen, um Hannover in Besitz zu nehmen, da jubelten wir ebenfalls über den unblutigen Sieg, und meinten, das geschähe den Engländern eben recht, was thäten die in Deutschland. Seitdem hab' ich freilich über das Geschenk, das der Corse dem Preußen machte, anders denken lernen, die Schlacht bei Jena und Auerstädt hat mich gelehrt: „daß Feindesgeschenke haben Ränke," und es ist noch nie ein Mensch oder ein Volk durch Kriegsbeute reich

geworden, denn das Gewissen geht über das Kriegsrecht und unser Herrgott arbeitet in's Große, wie er in's Kleine arbeitet."

„Das sind jetzt so meine Gedanken, aber damals als Schäfersjunge hatte ich ganz andere. Johannes, sagte mein Herr eines Tages zu mir, der Bonapart ist wieder ausgezogen und marschirt den Preußen entgegen; die Leute sagen, hier herum könnte es zum Klopfen kommen. Das wäre köstlich, Meister, sagte ich, wäre die Heerde mein, ich gäbe das beste Schaf dafür her, wenn der Spaß hier losgienge. Ich nicht, sagte der Schäfer, von dem reden, was man erlebt hat, wenn die Schafe grasend vor einem auf der Weide gehen, das laß ich mir gefallen; aber den Kanonendonner in der Nähe hören und das Dorf brennen sehen, während drum her das Gemetzel los geht, davor behüt uns unser Herrgott! Ich schwieg stille und träumte weiter. Das war im Monat September 1806, und die Schafe giengen auf den Brachäckern; wie aber der October kam und die Waldwiesen behütet wurden, da zog schon das Kriegsvolk an uns vorbei. Die Preußen singend und muthwillig, die Sachsen aber still und niedergeschlagen, sie giengen nicht gerne in diesen Krieg. Hörte man die Preußen, so war ihnen der Bonapart ein Frühstück, mit dem sie bald fertig zu werden gedachten, hörte man die Sachsen, dann hatten sie nur ein halbes Herz für ihre Bundesgenossen, und gönnten ihnen eine Demüthigung."

„Wie wir den ersten Kanonendonner hörten, denn Napoleon war von Bayern herübergezogen und hatte den verbündeten Preußen und Sachsen einen Theil des

Entgegenmarsches gespart, da sagte der Schäfer zu mir: Johannes, jetzt geht unser Amt zu Ende, jetzt bringen wir jedem Herrn im Dorfe das Seine und dann denken wir auf das Unsrige. Ich kenne den Kriegsbrauch, drum gehe ich zeitig davon und bringe mein Weib in Sicherheit; was es mit dem Haus gibt, das mag Gott fügen, nimm du den Phylax zu dir und thue auch also. Das war mir eben recht, und als immer mehr Kriegsvolk heranzog, als endlich das Schießen begann, da nahm ich meinen treuen Hund an der Kette und lief in einem weiten Bogen um das Kriegsvolk her nach dem Eckartsberge, denn von dort konnte man das Schlachtfeld bequem überschauen. Der Berg war mit einer Preußischen Feldwache von Husaren besetzt; die hielten hier unter der Anführung des Hauptmanns von Brockhausen, ohne an dem Gefechte Theil zu nehmen. Sie fragten mich nach den Oertlichkeiten der Gegend und ich mußte ihnen aus einer nahen Feldquelle Wasser holen, denn die Bangigkeit des Augenblicks macht Durst. Drunten in der Ebene wogte indessen die Schlacht, und an den Mienen der Husaren konnte ich wahrnehmen, daß sie sich nicht zu Gunsten der Ihren entschied. Als die Flucht schon allgemein ward, da wurde die Feldwache immer unruhiger, sie schrien, sie fluchten, sie ritten umher, als wollten sie die Flucht der Ihren aufhalten, und namentlich sah ich, wie ein finster aussehender Officier wiederholt an seinen Hauptmann heranritt und gegen den Feind geführt zu werden begehrte. Von dem Augenblick an war der Officier mein Mann; so würde ich selber gethan haben, sagte ich mir. Kaum aber gedacht, so bot

sich Gelegenheit dar, den Muth zu zeigen. Eine Schaar Dragoner überfiel die Feldwache. Zitternd flüchtete ich hinter einen alten Birnbaum und von da aus sah ich das Kriegshandwerk in meiner nächsten Nähe. Im Nu war die preußische Feldwache niedergeritten, zusammengehauen und zerstreut und ein ganzer Haufen umringte den tapferen Officier und hieb auf ihn ein. Der aber erwiederte Schlag und Streich und verwundete Mehrere. Die Franzosen riefen ihm zu, sich zu ergeben, er aber hieb um so kräftiger auf sie ein. Da fiel ihm sein Hut und Ströme von Blut überzogen sogleich sein Gesicht, denn sein Kopf war den mörderischen Hieben blosgestellt. Jetzt ist's um ihn geschehen, dacht' ich und Angst und Theilnahme ließen mich laut heulen. Aber da empfieng das Pferd des Husaren einen Hieb, es bäumte sich, riß aus und auf und davon flog der Verwundete. Verfolgt ward er nicht von den Franzosen, nur allein von mir. Ich jagte den Berg hinab dem Reiter nach und drunten auf einer Wiese sah ich ihn halten. Er suchte in seinen Taschen nach Verband und schwankte wie ein Betrunkener im Sattel."

„Steigt vom Gaul, Herr Officier, sagte ich zu ihm, und nehmt hier mein Halstuch, ihr verblutet euch sonst. Dank, Junge, sagte er und nahm's; aber dort sehe ich zwei meines Regiments kommen, die sollen mich verbinden. Es waren zwei Unterofficiere seines Regiments, die auf der Flucht über die Wiese kamen. Sie verbanden ihn und sagten dann zu mir: Junge, weißt du hier Bescheid, so zeig uns den Weg nach Nordhausen zu!"

„Ich sah hinter mich nach dem brennenden Dorfe

und nahm Abschied von der Heimat und dann gieng ich mit dem Hunde voran. Die Reiter hatten den verwundeten Officier in ihre Mitte genommen und hielten ihn mühsam im Sattel. Er schien alle Besinnung verloren zu haben. In Nordhausen brachten sie ihn zu einem Arzte und nahmen dann Abschied von ihm. Als ich auch gehen wollte, freilich ungewiß wohin, denn alle Straßen wimmelten von Flüchtlingen, da reichte mir der Officier die Hand und sagte: Johannes, bleib bei mir und hilf mir fort, hier ist meines Bleibens nicht lange und ich bin zum Alleinreisen zu krank. Dein Hund kann auch da bleiben, sagte er, als er bemerkte, daß ich auf das arme Thier blickte, als wollte ich sagen: Phylax, willst du auch mit in die Fremde ziehen?"

„Und wer war der verwundete Officier? hier erst erfuhr ich es, es war der Lieutenant Ferdinand von Schill, ein Name, den jetzt jeder brave Deutsche kennt und preißt, wenn auch in der Stille; aber damals war der Schill ein noch sehr unbekannter und in seinem Regimente wenig beachteter Mann, und obgleich im zweiunddreißigsten Jahre stehend, dennoch nur Lieutenant. Man hat mir gesagt, er sei sehr in sich gekehrt gewesen und zerstreut, habe den kleinen Dienst oft vernachlässigt und habe durch nichts verrathen, daß eine Heldenseele in ihm stecke. Gegen mich, seinen Diener, war er sehr treu und gut, und auf der mühsamen Flucht über Magdeburg und Stettin nach Colberg wurden wir mehr als Herr und Diener, wir wurden Freunde und Kameraden. Ich suchte und erbat ihm in Städten und Dörfern gute Herbergen und

war darin so glücklich, daß er aus einer pflegenden Hand in die andere gieng. Er hingegen sprach mit mir über das Kriegshandwerk, über Deutschlands Schmach, über Preußen und seine Zukunft, und durch ihn lernte ich schon jetzt den Bonapart gründlich hassen, und schwur meinem Herrn zu, ich wolle Leib und Leben daran geben, daß der Franzose aus dem Land müsse."

„Was meinen Herrn trotz seiner schweren Verwundung unaufhaltsam bis Colberg trieb, während die geschlagene Armee wie die Spreu im Winde sich nach allen Seiten zerstreute, das weiß ich nicht. Aber ich denke, sein rastloser Geist meinte eher in einer der drei einzigen Festungen, die seinem Könige noch geblieben waren, Thätigkeit zu finden. Und ein Geist wie der seine bedurfte dieser Thätigkeit, wenn er nicht verzweifeln sollte. Ich sah ihn mehr als einmal weinen, nicht über seine Wunden, sondern über die Trauernachrichten, daß eine Festung nach der andern den Franzosen sich ohne Widerstand öffnete, daß eine Muthlosigkeit und Feigheit Aller Herzen ergriff, wie zu keiner andern Zeit, und daß es allenthalben auch an dem geringsten Zusammenhang und Zusammenhalt fehlte. Die Schmach Preußens sollte eben vollständig werden, weil seine Verwegenheit nicht seiner Kraft entsprach. Denn zu jedem Sieg gehört Kraft von Oben."

„Ein Bild der Sorglosigkeit mitten im drohenden Wetter der Zeit bot auch die Festung Colberg dar. Ihr fehlte es an Allem zum Widerstand, und der Commandant, der alte General Loucadou, schien nur darauf zu warten, daß auch an ihn die Aufforderung

ergehe, den verlorenen Posten dem ersten Franzosen zu übergeben, der vor der Festung erscheine. Das widerstrebte Schills Heldenseele. Schon nach sieben Tagen, und noch schwankend von Wundfieber und Schmerzen, stellte er sich dem Commandanten vor und bat ihn, ihm eine kleine Truppe anzuvertrauen, daß er aus den benachbarten Städten, in denen Magazine und Kassen waren, dieselben abholen und die Festung verproviantiren könne. Mit Widerstreben gab ihm der Commandant sieben Reiter und mit denen kehrte er mit großen Vorräthen, die er in Treptow gewonnen, in die Festung zurück. Man sollte meinen, jetzt hätte der Commandant Vertrauen gefaßt, aber dem war nicht so, und als wirklich ein französischer Parlamentär vor der Festung erschien und sie zur Uebergabe aufforderte, da bedurfte es des Muthes der Bürgerschaft und der unendlichen Mühe Schills und des alten Nettelbeck, um Colberg die Schande der schnellen Uebergabe zu ersparen. Bürgertugend und Soldatenmuth müssen zusammenwirken, wenn unser Vaterland wieder frei sein soll."

„Mit seinen sieben Reitern that indeß Schill noch mehr Wunder. Die Umgegend Colbergs durchstreifend, um zu sehen, was man von dem gedrohten Ueberfall zu fürchten habe, fieng er auf einmal sieben französische Officiere, sammelte die Zerstreuten und Versprengten der geschlagenen preußischen Armee rings umher und begeisterte sie mit einem Heldenmuth, wie er ihn selbst fühlte. Nach der Schlacht bei Eilau hatte er nur sechszehn Reiter und deren Pferde waren erbärmlich, manche hatten nicht einmal Sättel, und Stricke vertraten die Stelle der Zäume. Aber das kümmerte Schill nicht.

Unglaublich sind die Erfolge mit diesen wenigen, aber verwegenen Reitern gewesen, und nach jedem siegreichen Gefechte wuchs sein Ruf und die Zahl seiner Soldaten. Eine Menge Officiere, wie er für des Vaterlandes Freiheit begeistert, ließen sich in sein Corps einreihen; Förster und Jäger verließen ihre Stellen und kamen zu ihm, und namentlich war sein begeisterter Freund der Oberförster Otto aus Stepenitz. Der hatte eine Zahl Versprengter, die zu Schill wollten, über die Oder gesetzt, und als ihn darum die Franzosen verfolgten, stieß er mit allen seinen Unterförstern zu Schill und half ihm neben seinem Reitercorps auch ein Schützenbataillon rüsten. Bei diesen Schützen habe ich selbst gedient, denn für den Reiterdienst hielt mich Schill noch zu schwach. Aber Monate lang habe ich kein Gewehr gehabt; wir Kleinen, wie man uns hieß, kamen in's zweite Glied und erhielten Spieße. Wie aber Einer sich hervorthat und seine Waffe treulich im Gefechte handhabte, da bekam er als Auszeichnung die Büchse. Neben mir stand ein Maurerbube, ein wahrer Teufel von einem Jungen an Kaltblütigkeit und Verwegenheit, den ernannte scherzend Schill zum Herzog von Dodendorf, weil er in dem Gefechte bei Dodendorf Wunder der Tapferkeit gethan hatte. Die Kriegsartikel waren streng im Schill'schen Corps, aber nur einmal erinnere ich mich, daß einem Feigling vor der Fronte die Uniform ausgezogen wurde; alle mußten mehr gehemmt, als angespornt werden."

„Im März 1807 schloßen wirklich die Franzosen Colberg ein, und unter dem Major von Gneisenau, den man in der letzten Stunde noch zum Commandanten

ernannt hatte, leistete das Schill'sche Corps das Unglaubliche. Tag und Nacht im Sattel, bald mit den Bürgern auf den Wällen, bald mit den Soldaten im Ausfall vor den Thoren, bald im Kriegsrath, bald im Hause des alten Nettelbeck, um mit diesem für Bewaffnung und Verköstigung der Bürger und Soldaten zu sorgen, so giengen die Monate bis zum Juli hin. Ausgewiesen aus der Festung, wahrscheinlich weil ihre Ungeduld zu groß war, zogen sich die Schill'schen nach dem Städtchen Cöslin und streiften von da aus bis unter die Mauern Colbergs, wo sie die Franzosen überall störten und in kleinen Gefechten beunruhigten."

„Da kam die Nachricht von dem Frieden zu Tilsit, und mit Trauer empfieng das Corps den Befehl der Auflösung. Doch erhielten die Entlassenen nicht förmlich den Abschied, sondern das Regiment wurde nur verkleinert und unter dem Namen des zweiten Brandenburgischen Husarenregiments nach Berlin berufen. Den Zug durfte ich mitmachen. Denn obgleich als Jäger entlassen, nahm mich Schill mit sich, und versprach mir, Vaterstelle bei mir zu vertreten. Und er hat es treulich gehalten. In seinem Gefolge ritt ich mit in Berlin ein; ich sah die ganze Bevölkerung dem gefeierten Manne entgegenströmen, ich hörte unter Wonne den Jubelruf Tausender: Es lebe Schill! Das war die schönste Zeit im Leben meines Herrn und Wohlthäters. Geehrt von seinem König, ausgezeichnet von allen Großen und Guten des Vaterlandes stand er da, der bescheidene, herrliche Mann und die Liebe einer glücklichen Braut, der Fräulein Elise von Rüchel,

lohnte ihn für die gränzenlosen Mühen der letzten Jahre und verhieß ihm eine schöne, stille Zukunft."

„So hoffte ich, wie eben ein Knabe hofft, wenn er einen lieben Mann glücklich zu sehen wünscht. Mir war damals nur Ein Gedanke nahe, das Versäumte nachzuholen, ein tüchtiger Mann zu werden, Andere zu demselben Entschluß zu bringen, meine Kameraden für die Liebe zum Vaterland und für alles Schöne, Gute und Große zu begeistern und meinem Wohlthäter damit Ehre zu machen. Er sah meinen Eifer und obgleich noch ein Knabe dem Alter nach, wurde ich doch in den Bund aufgenommen, der Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen umschloß. Wer kennt den Bund nicht, er hat ja auch außer Preußen bis heute seine Anhänger, und was wir von ihm hoffen, das weiß der Eingeweihte. Schill war einer der Ersten im Tugendbunde und widmete ihm seine ganze Kraft. Doch auch diese Verbrüderung stöberten die Franzosen auf, Preußen sollte eben, so hofften sie, an seiner eigenen Schwäche sterben; man zwang den König, auch den Tugendbund zu verbieten, und er mußte sich öffentlich auflösen."

„Von da an war Schill nicht mehr der Alte. Tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner; er sah sein Vaterland rettungslos untergehen und das trieb ihn fast zur Verzweiflung. Als sich Oesterreich 1809 noch einmal erhob, da hoffte auch er für Preußen Erlösung und ich sah ihn wieder lächeln. Was aber in ihm vorgieng und welche Hoffnungsschlösser er baute, das hat er Keinem vertraut, auch seinen Freunden nicht, die mit ihm fühlten und trauerten. Fast täg-

lich kamen und giengen Fremde; was sie bei Schill wollten, das wagte ich ihn nicht zu fragen; er sprach mit ihnen in dem verborgensten Stübchen seines Hauses und manche von ihnen wurden erst um Mitternacht von ihm entlassen. Erst später ist mir klar geworden, was die Fremden wollten; auch hat er mir Manches aus jener Zeit erzählt. Gleich ihm gab es damals wie noch jetzt Tausende im Vaterlande, die mit tiefem Unwillen die Knechtschaft der Franzosen ertrugen und von einem Volksaufstand sich Rettung versprachen. Die suchten sich mit Schill in Verbindung zu setzen und begehrten ihn zu ihrem Führer. Namentlich gährte es in dem Königreich Westphalen. Die verschiedenen Länder und Volksstämme, die Napoleon zusammengeschweißt hatte, wollten sich nicht verbinden, es sei denn im Haß gegen ihren aufgedrungenen schwachen König. Denn dieser Hieronymus, so sagt man, hat auch nicht eine Eigenschaft, die ihn zum Könige befähigt. Jenseits der Elbe erhob sich von Katt und suchte mit seiner kleinen Schaar Magdeburg zu überrumpeln; allein die Theilnahme fehlte, und er mußte nach Böhmen flüchten. Davon wußte Schill und brannte vor Begierde, an dem Unternehmen Theil zu nehmen. Da kamen Boten aus den Wesergegenden und baten dringend um Schill's Hülfe. Alles sei, so sagten sie, zum Aufstand bereit, nur der Führer fehle noch. Schill sagte zu und ein gewisser Romberg ward mit der Versicherung baldiger Hülfe abgesandt."

„Mittlerweile erhob sich in Hessen der Aufstand unter Dörnberg. Ununterbrochen kamen Boten,

und man merkte, es mußte etwas Großes vorgehen, denn Schill war ungewöhnlich erregt; Romberg gieng ab und zu und selbst Damen erschienen bei Schill, um das Ihre zu thun für Deutschlands Erhebung. Der hessische Aufstand war klug durchdacht und von tüchtigen Männern unterstützt, aber die westphälischen Soldaten, auf deren Abfall Dörnberg gerechnet hatte, verließen ihn in der Stunde der Entscheidung. Hieronymus ward nicht gefangen, wie man beabsichtigte, sondern der Aufstand ward blutig gedämpft. Dörnberg flüchtete ebenfalls nach Böhmen zu dem Herzog von Braunschweig, und dem Unterhändler Romberg wurden in Magdeburg seine Papiere abgenommen. Diese verriethen Schills Theilnahme am hessischen Aufstand und es drohte ihm, von Cassel aus angeschürt, eine schwere Untersuchung."

„Da that er den bis zum letzten Augenblicke geheimgehaltenen Schritt, er führte sein Regiment am 28. April 1809, als gälte es nur einen Reisemarsch, zum hallischen Thore hinaus. In der Nähe von Potsdam ließ er halten und hielt eine begeisterte Rede an die Soldaten, forderte sie auf, die Ersten zu sein, die für Deutschlands Freiheit den Säbel zögen und versprach ihnen Sieg und den Aufstand des Volkes, wohin er sie führe. Mit diesen versprochenen Aufständen des Volkes ist es aber eine eigene Sache. Stunden der Begeisterung haben Viele, sagen auch wohl ihre Hülfe zu, aber wenn die entscheidende Stunde kommt, wenn sie Wort halten, von Weib und Kind wegziehen, das eigene Haus hinter sich anzünden und Alles verlassen sollen, dann gibt's ein feiges Besinnen. Dieses

Besinnen hat Schills Unternehmen vereitelt, das, wäre es vom Erfolg gekrönt gewesen, ihm unsterblichen Ruhm gebracht haben würde, das ihn aber jetzt als Rebell und Landesverräther, als meineidigen Soldaten und gesetzlosen Bandenführer brandmarkt. Und doch war Schills Plan hoher Ehre und Bewunderung werth, und wir, die wir unter ihm gefochten haben, wir wissen, daß wir für die gute Sache gearbeitet und gelitten haben, und hoffen, man werde uns anerkennen, wenn erst einmal Deutschland frei ist."

„Was mich betrifft, so eilte ich auf die erste Nachricht von Schills Entschluß ihm nach. Er hatte selbst an mich geschrieben und es mir freigestellt, ob ich ihm folgen wolle oder in Berlin die Schule besuchen, wie ich bisher gethan. Aber ich wollte Gefahr und Ehre mit meinem Wohlthäter theilen. Wir zogen nach Magdeburg; da hatten die Franzosen von unserer Ankunft schon gehört und wir mußten auf die Einnahme verzichten; Wittenberg that uns auch nicht die Thore auf, aber in Dessau wurden wir gut empfangen und über Cöthen, dessen Herzog als Franzosenfreund flüchtete, gieng es auf Hessen los, um Dörnberg zu helfen. Hier aber erfuhren wir die Vereitelung von Dörnbergs Plan, die Niederlage der Oesterreicher bei Regensburg, und zugleich kam ein verschärfter Befehl von Berlin, mit dem Regiment dahin zurückzukehren."

„Schill theilte das Alles den Officieren mit und fragte sie um ihre Meinung. Ein begeisterter Jubelruf war die Antwort, sie wären bereit, mit ihm in Schlacht und Tod zu gehen. Adolph von Lützow und Lieutenant Stock hielten Reden an die Soldaten und alle schwuren

dem Führer Treue. Nach verschiedenen andern Planen beschloß man, sich nach Ostfriesland zu werfen. Das ganze Corps, damals aus 400 Husaren, 6 reitenden Jägern und 50 Fußgängern bestehend, unter ihnen auch ich, gieng nun auf Magdeburg los. Die Besatzung bestand größtentheils aus westphälischen Soldaten, die rückten zum Treffen in die Nähe von Dodendorf aus. Lieutenant Stock ritt an sie heran und forderte sie auf, als Deutsche nicht gegen Deutsche zu kämpfen. Ein Schuß, der ihn niederstreckte, war die Antwort. Da begann das Gefecht und das Gemetzel war fürchterlich, Haufen von Leichen bedeckten den Platz und auch ich war unter den Verwundeten; der Herzog von Dodendorf, der Maurerjunge, der neben mir focht, ward mein Retter. Sechs Officiere und 160 Gemeine von den Westphälingern wurden gefangen, aber das Gefecht blieb dennoch unentschieden, und wir verloren die beßten Officiere von den Unsrigen. Es fehlte damals der Schill'schen Truppe noch an Fußvolk. Das ward zwar im Weimarischen ausgerüstet, aber die mangelnde Theilnahme des Volkes, wohin man kam, hinderte alle größere Unternehmungen. Auf dem Zug in die Altmark kam Major von Grolmann zum Corps, der rieth dringend zur Einschiffung nach England, weil Napoleon nach dem wiederholten Sieg über die Oesterreicher den Zug mit Gewalt zu hindern drohte, das Schill'sche Corps Rebellen und Briganden nannte und jeden Gefangenen mit entehrenden Strafen bedrohte. Zugleich wiederholten sich die Befehle von Berlin zur schleunigen Rückkehr. Aber der Würfel war gefallen, siegen oder sterben war Schill's Loosung geworden, und eben loderte sein Stern

noch einmal hell auf. Lieutenant von Quistorp war ebenfalls mit einer Anzahl Officiere und Gemeinen aus Berlin entflohen, und das Corps empfieng sie mit Rührung und Jubel. Nun ward ein ganzes Bataillon Pikenmänner gebildet und Schill faßte den Plan, festen Fuß an der Elbe zu nehmen und durch Mecklenburg mit der Ostseeküste in Verbindung zu treten. Er überwältigte Domitz an der Elbe, nahm Wismar und zog sich über Rostock nach Stralsund."

„Die holländischen und westphälischen Truppen hatten bis dahin vergebens versucht, dem Vordringen Schill's sich entgegen zu stellen, und da Napoleon keine Truppen hatte, die er dort verwenden konnte, so bot er die Dänen gegen uns auf, und Holländer und Dänen machten uns nun den Besitz von Stralsund streitig. Aber sie wurden geworfen und wir besetzten den Platz. Doch ein größeres Corps unter dem holländischen General Gratien rückte zum Ersatz heran, und vor ihm her flüchtete ein Schill'sches Corps, das von einem Streifzug nach Lübeck glücklich zurückgekehrt war. Nun hatten wir, etwa 2000 Mann stark, mit einem Heer von mindestens 5000 zu kämpfen, aber der Muth entsank uns nicht, denn wir trauten auf unsre oft erprobte Tapferkeit und auf die Festung mit ihren 150 Kanonen. Aber die Festung hatte schwache Stellen und eine derselben benutzten die Feinde; sie brachen am Knieperthore ein und es erhob sich mitten in den Straßen ein mörderisches Gefecht. Schill sprengte überall umher und warf ganze Haufen nieder, mit eigner Hand hieb er den Generallieutenant Carteret vom Pferde; aber schon bemerken die Seinen, daß er im Sattel schwankt,

eine Kugel hatte ihn getroffen. Und wie er sich wendet, um in eine andere Straße zu beugen, erkennen ihn einige Holländer, die an einer Pumpe sich aufgestellt hatten, schießen nach ihm, und da er stürzt, hauen sie ihn vollends vom Pferde. Niemand hatte seinen Fall bemerkt, darum wehrten wir uns in den engen Straßen wie Verzweifelte; es geschahen Wunder der Tapferkeit; zwei unsrer Husaren hieben einen holländischen Obersten vor der Fronte seines Regiments aus dem Sattel. Lieutenant von Helletius, dem das Pferd unter dem Leibe zusammenbricht, wehrt sich mit seiner Lanze gegen einen ganzen Trupp Feinde, und als auch diese Waffe ihm zersplittert wird, mit dem Stumpf, und als der rechte Arm ihm durchhauen wird, ergreift er den Stumpf mit der linken Hand und sinkt endlich, mit 21 Wunden bedeckt, zu Boden. Der Major von Brümow ward mit 150 Mann Husaren eingeschlossen und ihm Pardon angeboten, aber er verschmähte ihn und rüstete sich zum letzten Kampf. Da rief man ihm zu, Schill sei gefallen. Er will es nicht glauben, man überzeugt ihn endlich, aber er ergibt sich nicht, er gibt das Zeichen zum Einhauen, da verspricht man ihm freien Abzug mit Pferden und Waffen. Zu dem Fußvolk, das mit dieser Reitertruppe frei ausziehen durfte, gehörte auch ich; was also hinter mir in der Stadt geschah, habe ich nicht mit meinen Augen gegesehen, das hat man mir erzählt."

„Den Tod meines Wohlthäters beweinend, bin ich mit den entlassenen Truppen nach Preußen marschirt und dort entlassen worden. Die Hälfte unserer Kameraden war in Stralsund gefallen; wenige hatten

sich nach Rügen durchgeschlagen und wurden theils auf englischen Schiffen gerettet, theils versprengt. Meinen Herrn konnte man lange auf dem blutigen Felde nicht finden, und als man ihn fand, hielt es schwer, ihn zu erkennen, denn man hatte ihn völlig ausgeraubt und gräßlich zerfetzt. Als aber der letzte Zweifel schwand, da ließen ihm die Holländer den Kopf abschneiden und schickten denselben nach Cassel, damit Hieronymus an dem Haupt seines todten Feindes seinen Muth kühle. Man sagt, sie hätten das theure Haupt in Spiritus gelegt und den Holländern geschenkt als Siegesbeute. Seinen Leib aber hat man auf einem Karren in Stroh gewickelt auf den St. Jürgen-Kirchhof gefahren und in einer Ecke eingescharrt. Wo das Grab ist, das weiß ich, denn ich hab' es aufgesucht und Viele wußten es mit mir, und wenn das Vaterland frei ist, und hat dieses besten Märtyrers seiner Freiheit nicht vergessen, dann soll ein Denkmal den Enkeln sagen, wo der Held Schill ruht."

„Nun bin ich zu Ende mit meiner Erzählung, da ich meinen Freund und Vater bis auf sein blutiges Todtenbette begleitet habe. Was nun mein Leben betrifft nach diesem Trauertage, das ist kurz zu sagen. Anfangs bin ich umhergewandert, freundlos und geächtet, und habe um's tägliche Brod gearbeitet bei Bauern und Bürgern. Dann hat mich ein Freund Schill's erkannt und hat mich gekleidet und genährt und unterrichten lassen. Wer der Freund war, darf ich nicht sagen, denn ein Schwur bindet mich, und wo das geschah, das darf ich auch nicht sagen. In meiner Verborgenheit hab' ich das Schicksal meiner gefangenen Kameraden erfahren. Die nach

Preußen zurückgekehrten Officiere haben Festungsarrest bekommen, eine gnädige Strafe für Fahnenflüchtige, wie man sie nannte. Die aber von den Holländern gefangenen hat man erst nach Braunschweig und dann gleich Verbrechern nach Cassel gebracht. Von da führte man sie in die Festung Wesel, und dort hat man sie vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und die zehn Officiere, „wegen Diebstahl und offner Gewalt auf Wegen und Straßen verübt," zum Tod durch Pulver und Blei verurtheilt. Dort in der Nähe von Wesel, auf einer Wiese, sind sie stehend, mit unverbundenen Augen unter einem Lebehoch auf ihren König unter dem eignen Commandowort „Feuer!" erschossen worden. Einem ward nur der Arm zerschmettert, da riß er die Brust auf und rief: Hierher Grenadire, hier in's Herz schießt, und das war Karl von Keffenbringk, mein liebster Freund, damals erst 18 Jahre alt. Er fiel an der Seite unsers gemeinsamen Freundes Ernst Friedrich von Flemming. Die Unterofficiere und Gemeinen hat man nach Frankreich geschleppt und dort schmachten sie noch heute auf den Galeeren unter Mördern und Dieben. Und wie lange noch? Bis Gott die Ketten ihrer Brüder diesseits des Rheins bricht; dann werden auch ihre Ketten fallen."

6.

Noch sind die Furien nicht satt,
Noch ist die Hölle nicht gefüllet,
Noch wälzt das Glück sein blutig Rad,
Das nimmer seine Rollung stillet;

Noch hat Germanien nicht genug
Der Faulheit Sünden abgebüßet,
Wo Schmach aus Schmach und Lug aus Lug
Gleich Kröten aus den Sümpfen sprießet;

Noch will kein Hermann uns erstehn,
Noch winkt kein Retter mit dem Schwerte;
Der Lüge bunte Fahnen wehn,
Und Frevler folgen ihrer Fährte;

Und Knechte krächzen Dohlen gleich:
Hierher! hier herrschet Ruhm und Freude,
Dem Corsen gab der Herr das Reich,
Daß er die Völker herrlich weide.

Und Fürsten zittern blaß und bleich
Des Wälschen fürchterlichem Willen,
Er winkt, sein Wink trifft Dolchen gleich
Und seine Augen sind Bastillen. —

Jetzt brüten wir Verräther aus
Und feile Vaterlandsverächter,
Zertrümmert liegt der Freiheit Haus,
Zermürst die mächtigen Geschlechter.

E. M. Arndt.

Tief ergriffen von dem Großen und Schmerzlichen, das er erlebt, schwieg der Jüngling still; er lehnte sich zurück in seinen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, denn die Thränen stürzten ihm

unwillkührlich aus den Augen. Auch die Frauen im Kreise weinten und die Männer sahen ernst und schweigend vor sich hin. Da schlug in diese Stille hinein die Mitternachtsstunde, und mit dem letzten Schlage tönte unter Posaunenschall vom Thurme das Neujahrslied:

„Das alte Jahr vergangen ist,
Wir danken Dir, Herr Jesu Christ,
Daß Du uns in so viel Gefahr
Hast gnädiglich behüt dieß Jahr."

Alle fühlten tief den Ernst der Stunde, Alle sangen in ihren Herzen das alte gute Lied mit, und es war ihnen, als fühlten sie sich mit Tausenden und aber Tausenden ihres gedrückten und geknechteten Vaterlandes vereint zu Gebet und Flehen:

„Entzeuch uns nicht dein heilig Wort,
Welch's ist der Seelen Trost und Hort.
Vor Irrlehr und Abgötterei
Behüt' uns Herr, und steh uns bei."

Es war Keins in der Versammlung, dem nicht die ernste Scheidestunde der beiden Jahre 1811 und 1812 die eigne Schuld an des Vaterlandes Noth vor die Seele führte, und das mit frommen, ernsten Gelübden in den Vers des Neujahrsliedes einstimmte:

„Hilf, daß wir flieh'n der Sünde Bahn,
Und fromm zu werden fahen an;
Der Sünd' im alten Jahr nicht denk',
Ein gnadenreich Neujahr uns schenk'."

Tief dringt in solchen Augenblicken der innere Blick in das Dunkel der Zukunft hinein, das gläubige Herz möchte gleichsam mit Gewalt in den Rath Gottes einschauen, um die Erfüllung seines Gebetes zu erlauschen. Welch' ein Glück, daß Gott vor seine Zukunft den dichten Schleier seines ewigen Rathes gehängt hat! Denn welch ein Rath, welch ein unbegreiflicher Plan Gottes dämmerte mit dem neuen Jahre herauf! Wie dort in Lahnberg, so fühlten sich Tausende noch glücklich in ihrem gegenseitigen Besitze, und wenn sie der Zukunft gedachten, so erschien sie ihnen vielleicht nicht so dunkel und hoffnungslos, wie dort den stillen Menschen in der kleinen Stadt. Die Soldaten tranken einander ein fröhliches Kriegsjahr zu mit Ruhm und Schlachten und Ehrenzeichen; der Bräutigam tröstete die hoffende Braut mit dem baldigen Frieden und mit der Vereinigung auf immer; die Großen und Machthaber hoben die Gläser auf den letzten großen Sieg ihres großen Kaisers und erwarteten dann einen ewigen Frieden und die Verbrüderung aller Völker; und während dessen gieng der Engel des Todes durch alle Länder, durch alle Städte, durch alle Dörfer und zeichnete seine Opfer, die das neue schwere Jahr verlangte und ihre Zahl war schauerlich groß. Ströme von Blut floßen vor seinem kalten Auge und Bäche von Thränen strömten an ihm vorüber und er achtete es nicht. Ueber einem ungeheuren Leichenfeld lag eine lange stürmische Winternacht, bis es allmählich heller ward, und ein Morgen kam, wieder mit Schlachtendonner, aber doch mit dem Morgenroth des Sieges und der Freiheit.

Etwas von dieser Fernsicht mußte in der Seele des Professor Wilhelm aufgedämmert sein, denn sein Gesicht war leichenblaß und doch prägte sich eine ernste Entschlossenheit darin ab. Mit raschen Schritten war er an's Fenster getreten und schaute hinaus in die Nacht. Er hatte einen lauten durchdringenden Pfiff gehört, der allen Anwesenden entgangen war und sein Herz klopfte unwillkührlich, nicht aus Angst, sondern aus Erwartung, was ihm und den Freunden geschehen würde. Wie er sich von dem Fenster wegwandte, so sah er seine Freunde sich bestürzt von ihren Sitzen erheben, denn draußen auf dem Gange erhob sich Streit und Getümmel; man hörte den Pfiff auf der Straße wiederholt und dazwischen schalt die rauhe Stimme des wilden Martin. Er wehrte offenbar etlichen Männern, die eindringen wollten, den Zutritt. Der Herr des Hauses, der Stadtsyndikus Braun, öffnete die Thüre, und mit dem wilden Martin stürzte der Polizeirath Gaumer athemlos und sehr erbost herein und hinter ihm her drei bärtige Männer, in die Tracht der französischen Polizei gekleidet.

Der Polizeirath, sonst ein Mann von Anstand und Würde, hatte Mühe, sich zu sammeln und dem Amt, das ihn herführte, zu genügen. Er verbeugte sich zuerst gegen die Frauen, die aber den Gruß nicht erwiederten und dann gegen die Männer und sagte, indem er mühsam nach Athem schnappte: „Ich bedaure die Nothwendigkeit meines störenden Eintritts in diese geschlossene Gesellschaft zu dieser ungewöhnlichen Stunde, aber mein Amt und der Befehl meiner Oberen machen mir diese Störung zur Pflicht. Ich bin beauftragt,

Sie, Herr Professor Wilhelm, sogleich zu verhaften und an einen mir bezeichneten Ort bringen zu lassen. Machen Sie sich fertig, mein Herr, die Kutsche wartet schon auf sie. Ihnen aber, Herr Stadtsyndikus habe ich anzukündigen, daß Sie wegen unerlaubter Versammlungen in ihrem Hause bis auf weiteres Ihres Amtes enthoben sind. Zugleich soll ich alle Anwesenden unter polizeiliche Aufsicht stellen, und will zu diesem Zwecke mir ihre Namen aufzeichnen." Und mit der größten Ruhe griff der Mann in seine Tasche und holte seine Schreibtafel heraus. Während sein Blick über die Versammlung gleitete, zögerte bisweilen seine Hand, das sah man, einen Namen einzuzeichnen, den er hier nicht vermuthet hatte. „Auch Sie, Emma, hier?" sagte er leise, als er die Nichte seines Freundes, des Kriegskommissärs einzeichnete, und mit leichtem Erröthen antwortete das Mädchen: „Wie Sie sehen, Herr Polizeirath!" Lange weilte sein Auge auf Johannes; er wollte offenbar etwas sagen, aber er verschwieg es und räusperte sich nur. „So," sagte er dann, „nun ist mein Dienst gethan, und nun Herr Professor folgen Sie diesen Herren von der Polizei; Ihr Eigenthum wird noch in dieser Nacht versiegelt, und was Sie zu Ihrer Bequemlichkeit wünschen, das wird man Ihnen nachsenden; politisch Gefangene müssen sich übrigens an Entbehrung gewöhnen."

Der Professor nahm ohne ein Wort zu sagen, Hut und Mantel, reichte jedem der Anwesenden schweigend die Hand, deren fester Druck mehr sagte, als Worte es vermocht hätten und wandte sich nach der Thüre. Da warf sich Friederike, das ungestüme Kind,

an seinen Hals, küßte ihm die blassen Wangen zu wiederholten Malen und sagte unter Thränen: „Leb wohl, lieber Onkel, und halt dich frisch und stark, wir wollen für dich beten, daß dich der liebe Gott uns bald wieder gebe. Wüßten Alle, wie gut du bist, sie hätten dich nicht gefangen genommen.“ Dann riß sie sich los und eilte vor Allen zur Thüre hinaus.

Während nun die ganze Gesellschaft schweigend um die Kutsche stand, die ihren Freund entführen sollte, da nahte sich leise Friederike ihrem Retter, „Johannes,“ flüsterte sie ihm zu: „du bist dem Professor gut und hast Muth, eile der Kutsche nach und siehe, wohin sie ihn bringen. Nimm hier meine Sparbüchse,“ sagte sie, und reichte ihm ein Beutelchen mit Geld; „das zur Wegzehrung und nun schnell voraus, ehe sie deine Absicht merken, draußen vor der Stadt springst du hinten auf die Kutsche; eile und sei klug!“

Was das Mädchen in der Raschheit seines Wesens ausgesprochen hatte, das war auch von Johannes beschlossen gewesen, als er aus dem Hause trat. Schnell war er darum davon geeilt, um durch einige Nebengäßchen das Thor zu gewinnen, ehe die Chaise mit dem Gefangenen die breite Straße durchfahren hatte. Vor sich her sah er eine dunkle Gestalt eilen, die sich ebenfalls am Thor postirte und zu seinem Erstaunen erkannte er den Schusterkonrad. „Glückseliges neues Jahr, Herr Kamerad!“ rief ihm dieser entgegen, als sie sich erkannten, „und ein Pereat allem Franzosengeschmeiß diesseits und jenseits des Rheins! Aber fast muß ich glauben, wir sind einem Wild auf der Fährte! Gelt, ihr wollt sehen, wohin sie den Professor Wilhelm brin-

gen? Ich auch, denn ich wußte es schon vor einer Stunde; der Spitz war wieder besoffen und hat mir's gebeichtet, und wäre mit den Memmen hier in der Stadt etwas anzufangen, ich hätte die französischen Polizeihunde gegerbt, lederweich, sag' ich euch! Aber so haben sie das edle Wild, den Professor, gefangen. Seht, da kommt schon die Kutsche, ihr seid klüger wie ich, so springt ihr hinten auf. Da nehmt meinen Mantel, die Nacht ist kühl! In der Tasche ist ein Tropfen wider den Durst und ein Knackwürstlein mit Brot, und hier, Bruderherz, ist ein Thaler zur Wegzehrung. Und nun hinauf und Gott befohlen!" So rief der Schuster und hob mit Riesenkraft den Jüngling auf die Chaise, die in schnellstem Trabe vorbeifuhr. Durch das Rasseln der Räder hörte noch Johannes den Schlachtruf des Schusters: „Potz Jena und Auerstädt."

Die Nacht war kalt und dunkel, kein Stern warf seinen tröstlichen Schein auf den blinden Passagier, dem der Sitz auf der Kutsche keineswegs angenehm erschien. Die Straße war rauh und der Sitz hart und die Fahrt gieng wie der Wind. Alle zwei Stunden ward Halt gemacht und ein frisches Gespann vorgelegt, das schon bereit stand. Diesen kurzen Aufenthalt benutzte Johannes jedesmal, um voraus zu eilen und die erstarrten Glieder zu erwärmen. Der Tag brach endlich an, und noch war das Ziel nicht erreicht, und mit noch größerer Vorsicht mußte Johannes seinen Sitz behaupten oder aufgeben, je nachdem die Polizeisoldaten mehr oder weniger wachsam waren. Endlich gegen Mittag erschien am Horizont ein Schloß, der Wagen lenkte von der Landstraße ab und fuhr auf das

Gebäude zu. Es hatte sicher ehemals einem Ritter oder dem Herrn des Landes zu Schutz und Trutz gedient, nun aber hatte man seine Mauern stark genug gefunden, Diebe und Mörder und die in jener bösen Zeit für die Schlimmsten gehalten wurden, die unruhigen Köpfe, in sicherem Gewahrsam zu halten. Jetzt sprang Johannes herab, denn die Chaise hielt stille, und in dem nahen Gebüsch verborgen, das den Fuß des Hügels, auf dem die Feste lag, umgab, sah er, wie man den Professor zum Aussteigen nöthigte und wie er in der Mitte seiner Wächter den Berg emporstieg.

„Also dort hinter diesen Mauern sollst du dein warmes Herz verkühlen, du lieber, treuer Mann," sprach er traurig, „aber fasse Muth, ich bin nicht der Einzige deiner Freunde, du sollst dennoch frei werden, ehe du es meinest. Gottes Herz im Himmel ist ja ein Vaterherz und kann denen nicht widerstehen, die Tag und Nacht zu ihm rufen."

So sprach Johannes, warf noch einmal einen Blick hinauf nach dem Schlosse, einen zweiten auf die Gegend rings umher, um sich ihr Bild recht einzuprägen und trat dann den Rückweg an.

Unfern der Veste lag ein schönes Dorf und aus demselben kam auf einem Seitenwege ein Bauersmann auf ihn zu in seinem Sonntagsstaat. Ein blendend weißer Kittel fiel auf ein Paar gelbe Lederhosen, die in hohen Stiefeln steckten, und ein sogenannter Dreimaster beschattete ein schönes, lebhaftes Gesicht.

„Gott zum Gruß, Landsmann," sagte Johannes zu dem Bauer.

„Schönen Dank, junger Herr," war des Bauern Antwort.

„Wie heißt das Schloß da oben?"

„Sturmfels."

„Und das Dorf da unten?"

„Hassenau."

„Wen beherbergt denn das alte Gemäuer da oben?"

„Eulen und Krähen und Rothkrägen."

„Und die Rothkrägen da oben haben wohl die Eulen und Krähen zu bewachen?"

„Ja," sagte der Bauer, „und allerlei ungeflügeltes Gevögel dazu. Wer aus einem andern Ton singt, als er eben in der Welt beliebt ist, der kommt in den Käfig dort, und lernt er die neue Melodie, dann lassen sie ihn wieder los, lernt er sie aber nicht, dann behalten sie ihn bei sich."

„Und auf wie lange?"

„So lange Gott will."

„Und wer ist denn der Herr, der die Vögel einfängt und da oben in die Schule nimmt?"

„Das ist der große Bonapart und sein Bruder der kleine Napoleon, unser allergnädigster Herr und König, denn ihr steht hier auf der Grenze des Königreichs Westphalen."

„Wem war denn das Land früher?"

„Unserm Herrn, dem Kurfürsten von Hessen."

„Und ihr sehnt euch wohl wieder nach dem alten Regimente?"

„Herr," sagte der Bauer, „wer viel fragt, geht viel um, und was ich nicht weiß, das macht mich nicht

heiß; dient ihr eurem Herrn, ich diene meinem; ob ich's gern thue, das geht euch nichts an, das ist meine Sache."

Und von da an sprach der Bauer von Wetter und Jahreszeit, vom Getreidepreis und vom russischen Krieg; aber auf das Schloß und auf seinen Landesherrn war er nicht mehr zu bringen. Doch schien er mit Wohlgefallen auf die Rede seines jungen Begleiters zu hören, und als sie an den Hof des Bauern kamen, der zwischen Wald und Feld lag, da sagte er: „Seid ihr müde, so kehrt bei mir ein, ein Sitz am Ofen und ein warmer Trunk ist euch gegönnt."

Sie traten in das einfache, mit Stroh gedeckte Bauernhaus; von dem Spruch, der über der Thüre stand:

„All was mein Thun und Anfang ist,
Gescheh im Namen Jesu Christ,"

fühlte sich Johannes gastlich gegrüßt. Weniger gastlich schien der Empfang. Eine derbe Bauersfrau, die einst schön gewesen zu sein schien, und eben das volle Kinn nur mühsam unter den Bändern ihrer bunten Haube barg, begrüßte den Hausherrn nur mit einem kurzen: „Helfgott, Kaspar!" und er erwiederte eben so kurz: „Dank, Lore!" Zwei erwachsene Söhne und eine reich geputzte Bauerntochter, mit blondem Haar und hellblauen Augen, schoben sich schüchtern von einem Fenster zum andern und sagten kein Wort. „Lore," hub der Bauer an, „der fremde Herr ist mein Gast, rüste das Essen." Dann griff er in einen Schrank, nahm eine Flasche heraus, besah sie gegen das Licht gehalten, von allen Seiten, schenkte ein kleines Glas voll von der Flüssig-

keit, schnitt mit einem Messer ein Stücklein Brot ab und reichte den Laib mit dem Messer seinem Gast, hob das Glas und sagte: „Zum Willkomm eure Gesundheit, Herr!“ Mutter und Tochter rüsteten den Tisch, setzten eine große Schüssel mit Suppe darauf, in welcher vier Löffel steckten, für jeden der Männer einen; die Frauen aßen nicht mit am Tische. „Langt zu,“ sagte der Bauer und ergriff einen der Löffel. Des Essens aus einer Schüssel ungewohnt, zögerte Johannes einen Augenblick, aber dann überwand er sich und die kräftige Suppe schmeckte ihm trefflich. Nach der Suppe kam gesalzenes Schweinefleisch und davon schnitt sich Jeder ein Stück nach Belieben ab und legte es auf ein rundes hölzernes Plättchen; Teller schienen in dem Hause nicht gebräuchlich zu sein, eben so wenig Gabeln; breite Taschenmesser vertraten ihre Stelle. Während des Essens sprach Keiner ein Wort, und erst als der Bauer sein Messer am Tischtuch abgewischt, und es zusammengelegt in die Tasche gesteckt hatte, da lehnte er sich behaglich zurück und sagte: „Hat's euch geschmeckt, junger Herr, so wünsche ich euch eine gesegnete Mahlzeit, und nun sagt uns, woher ihr kommt und wohin ihr wollt, denn neugierig sind wir hier auf dem Markhof wie überall in der Welt.“

Johannes fand kein Bedenken, vor diesen schüchternen Leuten Herkunft und Namen zu nennen; auch die Absicht seiner Reise verschwieg er nicht; er fragte sogar, ob man Briefe und Nachrichten auf den Sturmfels bringen könne, und ob eine Flucht von da möglich wäre, wenn man von außen dazu behülflich sei. Die

drei Bauern saßen stumm dem Frager gegenüber; nur ein leises Blinzeln mit den Augen verrieth ihm, daß Erzählung und Frage den Hausherrn lebhaft beschäftige. Er wandte sich an seine Tochter, die eben eingetreten war und einen Theil des Gesprächs gehört hatte und sagte: „Was meinst du, Marielis, kann man durch die Rothkragen hindurch einen Brief an einen der Gefangenen da oben bringen?“ Das Mädchen erröthete lebhaft und sagte: „Wie man's angreift, Vater. Wenn man den Rothkrägen auf die Nase hängt, daß man einen Brief habe, dann werden sie sich vorsehen, wenn man aber zur Zeit hinaufkommt, wenn sie im Hofe in die Luft geführt werden, die armen Gefangenen, und man kennt den, dem der Brief sein soll, so getraue ich wenigstens ihn anzubringen.“ Erstaunt blickte Johannes auf das Mädchen und allerlei sonderbare Gedanken giengen durch seinen Kopf. Der Bauer mußte so etwas bei seinem Gaste vermuthen, denn er sagte: „Die Marielis muß den Gefangenen die Milch hinauftragen und zwar täglich und hier der Christoph begleitet sie.“ „O wenn das ist,“ sagte überrascht Johannes, „dann sei so gut, liebes Mädchen, und siehe dich nach einem Gefangenen um, den sie Wilhelm nennen. Du kennst ihn auch ohne Namen am stolzen, aufrechten Gang, an dem schönen, hellen Angesicht, an den großen, prächtigen Augen und an der hohen Stirne, die leider schon weiße Haare umgeben. Die Haare sind vor der Zeit gebleicht aus Kummer um die Schmach des Vaterlandes. Siehst du einen solchen Mann unter den Gefangenen, dann tritt getrost zu ihm hin, und sag' ihm dieß eine Wort: „„Der Falk hat den

Kerker des Adlers gefunden, und wird die Rose bringen.““ Sei gewiß, er versteht das Wort und was er dir dann antwortet, das merke dir.“ Des Mädchens Augen blitzten auf wie von einem tiefen inneren Gefühl; die Worte verstand es nicht, aber den Sinn errieth es wohl; denn aus dem Sprecher vor ihr glühte ein Gefühl, das theilte sie auch, den Haß gegen die Fremden und die Liebe zum Vaterlande. „Und jetzt,“ sagte Johannes, „laßt mich gehen, damit ich Morgen vor Nacht noch daheim bin in Lahnberg und die Freunde meines Freundes trösten kann. Habt Dank für Ehr' und Atzung und gedenkt meines Wohlthäters da droben.“ Damit reichte er Allen die Hand und schied. Wie der Bauer ihn mit rüstigen Schritten über den Hof gehen sah, da sagte er zu den Seinen in flüsterndem Tone: „Ein Dutzend von der Sorte im Jahr Neun unter uns und der Dörnberg hätte „Alle Neun“ geworfen.“

Das Jahr Zwölf begann wie alle Jahre. Die Vettern und Basen besuchten einander und wünschten sich Glück. Die Untergebenen gratulirten den Vorgesetzten, und diese erwiederten herablassend die Gratulation. Die Freunde fielen einander in die Arme, und hatten sie etwas Schweres auf dem Herzen, das sie drückte, so flüsterten sie einander zu: „Gott gebe dir und mir ein glückseliges neues Jahr und lasse uns finden, wonach wir uns sehnen.“ Das geschah im stillen Freundeskreise, den wir kennen, am ersten Tage des neuen Jahres mehr als einmal und am dritten Januar sagten sie einander: „Der Johannes Falk ist

wieder da und hat den Professor gefunden, die Rose muß blühen."

Die Frau Hessemer war unzufrieden mit ihrem Miethsmann und hieß ihn einen Tollkopf, der noch lange nicht die Hörner abgelaufen habe und sagte ihm, er solle vor seiner eigenen Thüre kehren, und wenn sie nicht wäre, die sie wäre, so hätte der Spitz das Nest da oben visitirt und den Vogel ausgeflogen gefunden. Solche Vögel wie er sollten wie das Täublein Noahs froh sein, wenn sie eine Stätte gefunden, da ihr Fuß ruhen könne, und es stünde ihm, dem Herrn Johannes, schlecht, den Hansdampf in allen Gassen zu machen. Wenn der Himmel einfalle wie eben jetzt, so seien alle Spatzen gefangen, und der Einzelne dürfe nicht dem lieben Gott in's Handwerk pfuschen. So sagte die Hauswirtin und der Gescholtene lächelte und versprach Besserung. Der Schusterkonrad aber riß täglich mehrmals das Fenster auf und rief seinem Nachbarn zu, so oft er sich blicken ließ: „Ihr Diener, Herr Kamerad! Potz Jena und Auerstädt, der alte Gott lebt noch!"

Der Herr Director hielt dagegen eine lange Rede zum neuen Jahr. Er sagte kein Wort über die plötzliche Entfernung seines Collegen, er schilderte nur die Zeit als eine große Zeit, das Jahr Zwölf als ein großes Jahr wegen der heiligen Zahl, und erhob den Machthaber der Zeit bis über die Wolken. Dann tadelte er die Thorheit derer, die an solche Größe nicht glauben wollten, die Verwegenheit derer, die sich wider den Helden des Tages auflehnten und die schweren Strafen dessen, der es wagen würde, das nicht erkennen

und anbeten zu wollen, was Gott selbst so sichtlich gesegnet habe. Man solle sich hüten, und damit blickte er auf die Missethäter, die unter polizeiliche Aufsicht gestellt waren, daß man nicht wider den Stachel löcke; Klugheit und Bewunderung geböten Gehorsam. Es war dem alten Manne ein rechter Ernst mit seiner Rede, und lag wieder so viel Wohlwollen und Schonung darin, daß sich die Schüler ohne Ausnahme gelobten, dem alten Lehrer Freude zu machen. Denn so sehr der alte Kraushaar auch am Triumphwagen Napoleons ziehen half, er würde sich nie dazu hergegeben haben, der geheimen Polizei behülflich zu sein oder einen seiner Schüler ihr preis zu geben.

Desto geschäftiger aber war der Polizeirath Gaumer mit seinen Helfern. Die Gefangenschaft des Professor Wilhelm war gleichsam das Signal zu einer förmlichen Spionirerei. Seine Creaturen beobachteten die Männer, wenn sie Abends beim Schoppen saßen, und drängten sich unter dem Schein der Freundschaft in die Häuser, um die Frauen zu belauschen, wenn sie hinter der Theekanne ein Wort fallen ließen, das ein Häkchen hatte. Selbst bei Nacht schlichen diese Gesellen umher, stellten sich hinter die Fensterläden und horchten dem Familiengespräch zu, und wo sie etwas erschnappten, da trugen sie es vermehrt und vergrößert ihrem Herrn zu und der berichtete es weiter, und so kam das stille harmlose Städtchen in den Verdacht, ein Nest von Aufwieglern und Briganden zu sein. Das drückte die Stimmung der Bürger nieder, und als man es gar für gerathen hielt, etliche Compagnien Soldaten in das

„böse Nest" zu legen, da ergriff völlige Muthlosigkeit die Herzen der Bürgerschaft.

Nur Einer schwamm in der allgemeinen Sturmfluth oben auf, das war der Schusterkonrad. Der wurde täglich zäher und widerhakiger, oder täglich verrückter, wie seine Nachbarin, die seufzende Wittwe Margarethe, zu sagen pflegte. „Mutter," sprach die zu der Hessemer, „könnt ihr noch dem Konrad das Wort reden, nach dem, was täglich vorfällt? Schier glaube ich, der Mond sticht ihn, denn wenn wir erstes Viertel haben, dann scheint es ganz mit ihm aus zu sein. Wenn er nur wenigstens den Nachbarn zu lieb und aus alter Freundschaft gegen uns die Possen ließe und an seiner Arbeit bliebe, dann wär er ja ein ganz respectabler Mann. Er trinkt nicht, er spielt nicht, er raucht nicht einmal Tabak; er pflegt seines alten Vaters, des Pirmasensers, und fragt nicht einmal, warum der Alte so viel spazieren gehe, statt ihm am Werktisch zu helfen. Er arbeitet Morgens bei Licht und Abends bis spät in die Nacht hinein, und manchmal, wenn ich nicht schlafen kann, sehe ich den Glanz seiner Glaskugel durch die Vorhänge hindurch, ich glaub, es ist manchmal schon Mitternacht vorüber; und doch ist der Mann wieder so toll, wenn's gilt, einem der Neumodischen einen Possen zu spielen."

Die Hessemer sah auf ihre Arbeit herab und lächelte vor sich hin; denn ihrer Tochter Gespräch an diesem Abend ließ sie einen Blick in's Herz der Wittwe thun. Was diese sich selbst nicht eingestehen mochte, das hatte sie längst erkannt, daß nämlich der Margarethe der Schuster gar nicht gleichgültig sei. Doch ließ sie sich

nichts merken, denn sie kannte das empfindliche Herz des armen Weibes, nur sagte sie heute: „Margarethe, das solltest du einmal dem Nachbar selber sagen, was du von ihm denkst, und ich wette, du gewöhntest ihm Manches von seinen Tollheiten ab.“

„Ich, Mutter“, sagte erschrocken Margarethe, „da käme ich bös an. Und wie kann ich's auch? Wer zählt die Possen, die er macht, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Neulich hat er dem langen Specht, der zu des Polizeiraths Creaturen gehört, den Kopf in ein Fenster gestoßen, an dem er horchend stand; dann hat er das schiefe Entenbeinchen vor der Thüre des Syndicus in einer Schlinge gefangen, und dem Stadtwachtmeister einen Esel auf den Rücken gemalt mit Kreide. Wie er den Spitz tractirt, das ist nun ganz außer aller Art; den macht er betrunken und nüchtern in einem Tag, geht Arm in Arm mit ihm durch die Gassen und lehrt ihn Schelmenlieder, und wo er eines Helfers braucht, da sind ihm die Galgenstricke von Buben, sein Hanfried und der Waschbärbel ihr Franz, eben recht. Mich wundert nur, daß sie ihm das Handwerk nicht schon längst gelegt haben. Der Polizeirath versteht sonst keinen Spaß und hat den Professor, der nicht halb so schlimm war, auf die Festung gebracht, Gott weiß wohin und auf wie lange, und so ein Hanswurst darf seine Schelmenstreiche treiben und man lacht dabei. Morgens auf dem Wochenmarkt, da solltet ihr einmal das Liedlein von dem Schusterkonrad hören, man schämt sich ordentlich, daß man zu seinen Nachbarn gehört. „Ei, Margarethe“, sagte neckend die Mutter, „so gehe doch und erzähle

dem Polizeirath Alles, was du weißt, er hilft dir gewiß von dem Brast. Er soll ja sogar die bezahlen, die ihm recht viel erzählen aus dem Städtchen, es braucht sogar nicht Alles wahr zu sein." „Mutter, ich sehe, auch ihr habt mich zum Utz, die ganze Welt utzt an mir, so will ich denn hinaufgehen und sehen, ob der Herr Johannes nicht wieder friert, der macht's wie die Affen; am warmen Ofen wärmt er sich, aber nachlegen thut er nicht, und da sitzt er vor seiner Lampe und hat Hände wie ein gesottener Krebs. Das ist auch einer von denen, die über den Schusterkonrad nur lachen, statt ihn zu schelten."

Lächelnd sah die Hessemer ihrer Tochter nach, und dann ließ sie die Arbeit auf einen Augenblick in den Schooß fallen, faltete die Hände und über ihr Angesicht gieng ein Lichtstrahl aus der Gotteswelt, in der sie am liebsten weilte.

Doch auch für den Schusterkonrad gieng der Krug so lange zum Brunnen, bis er brach. Das war ein unruhiger Freitag für das Städtchen, an dem der Schuster seinen Hanfried auf den Wochenmarkt schickte, um Butter und Käse für das Haus zu kaufen. Der Junge kam ungewöhnlich schnell heim und brachte mit den Einkäufen auch die Nachricht: „Meister, heute geht etwas vor, was auch nicht alle Tage geschieht. Die Soldaten sind ausgerückt und haben das Rathhaus besetzt und der Amtmann ist eben hineingegangen und der ganze Markt steht voll Bauern. Man sagt: die Rekruten sollen heute eingereiht werden." „Potz Jena und Auerstädt!" schrie der Meister, warf den Schuh, an dem er hämmerte, zur Seite, band in Hast das

Schurzfell los, gab dem Lehrling seine Arbeit und schoß dann hinaus, indeß der Pirmasenser ihm kopfschüttelnd nachsah und vor sich hin murmelte: „Weß deines Amtes nicht ist, davon laß deinen Fürwitz!“

Auf dem Markte gieng es allerdings unruhig her. Die Rekruten des ganzen Amtes Lahnberg waren einbeordert worden, und Väter und Mütter, zum Theil auch die Geschwister und die Bräute waren mitgekommen, zu sehen, ob nicht Dieser oder Jener noch frei zu machen sei. Es waren Wenige, die nicht mit solchen Gedanken hereingekommen waren in die Stadt. Noch ehe die Auswahl geschah, ließen sich ganze Schaaren bei dem Amtmann melden, um ihr Gesuch vorzubringen, und der Spitz, heute eine sehr wichtige Person, vertröstete da einen besorgten Vater, wieß dort eine bekümmerte Mutter zurück, nahm aber von Allen ein Trinkgeld, und verhieß dafür seine Fürsprache bei dem Herrn Amtmann und besonders bei dem Herrn Amtschirurgen, denn der sei heute die Hauptperson. Wie diese Hauptperson sich heute dem Rathhaus näherte, da entstand eine Todtenstille in der Menge, alle entblößten ehrerbietig die Häupter, die Frauen knicksten und die Bursche sahen in das schnurrbärtige Gesicht des gefürchteten Mannes, wie der arme Sünder in das Gesicht des Henkers.

Das war zu viel für den Schusterkonrad. „Ihr Hasenfüße,“ rief er in die Menge hinein, „ihr seid gar nicht werth, daß man aus euch Kanonenfutter macht! Weiberröcke sollte man euch anziehen, ihr Dorflümmel, und euch wie der Schill hochseligen Andenkens den Feiglingen that, vor der Fronte das Spinnrad drehen

lassen. Gienge mir's nach, ich ließe euch erst einmal durchfuchteln, daß der Herr Amtschirurg wenigstens neben den Flohbissen auch Striemen auf eurer zarten Haut fände. Potz Jena und Auerstädt! meint ihr, ihr wäret die Ersten, denen in dieser vermaledeiten Zeit der Soldatenrock mit Gewalt angezogen wurde? Hab's auch erfahren und kann seitdem wie der Stier die rothen Lappen nicht sehen, ohne zu stoßen. Ihr aber seid wie die welschen Kuller, aufblasen könnt ihr euch und die Flügel nachschleifen und pusten, aber wenn man nach euch greift, so steckt ihr den Kopf unter und gebt den Verfolgern den Steiß zum hauen Preis! Nehmt die Muskete und lernt schießen, wer weiß, wem die Kugel gegossen wird, dem Russen, wider den es jetzt gehen soll, oder dem Franzosen!"

„So?" sagte hinter ihm eine rauhe Stimme, „so wagt man hier zu Land zu reden und die feigen Rekruten zu trösten? Mensch, bist du des Teufels, oder hast du Lust, mit den Unken im Thurm Brüderschaft zu machen? Gleich zurückgenommen das Wort, oder Gott soll mich strafen, ich lasse dich krumm schließen hier auf offnem Markt!"

„Gemach, Männlein, gemach," sagte lächelnd der Schuster; „allzuspitz sticht nicht! Wer ihr auch seid, Männlein, laßt mir meine Weise, ich lasse euch die eure auch! Wir sind just in einer Zeit, wo man das Maul manchmal aufthun muß, sonst erstickt man an den Brocken, die einem zu schlucken gegeben werden!"

„Spitz," sagte der Fremde, „nehmt mir einmal diesen Aufwiegler da gefangen und setzt ihn auf 24

Stunden bei Wasser und Brot in den Thurm, ich will's bei dem Herrn Polizeirath verantworten!"

Der Spitz griff militärisch an seinen Hut und sagte: „Halten zu Gnaden, Herr Polizeiintendanter, der Mann ist im Oberstübchen nicht zu Hause. Dem haben bei Jena die Preußen das Gehirn verschüttert und seitdem spricht er lauter tolles Zeug. Sie nennen ihn hier den Franzosenfresser, aber er ist nicht so schlimm, als er aussieht."

„Alter Seehund," sagte lachend der Schuster, ohne sich im Geringsten um den Mann von der Polizei zu kümmern, „das hast du gut gemacht, nur Eins hättest du auch noch sagen sollen, daß Kinder und Narren die Wahrheit sagen." Damit gieng er lachend und unaufgehalten davon.

Er wollte jetzt heim, denn die Narrenrolle, die ihm der Spitz zugetheilt hatte, schmerzte ihn und er nahm sich vor, den Alten dafür zu züchtigen, und wär's auch nur, daß der Seehund schwimmen sollte im bezahlten Soff. Da traf ein durchdringendes Geschrei sein Ohr. Von der Rathhaustreppe herab wirbelte sich ein Haufen zankender Menschen und er erkannte den Bibermüller, wie er in Mitten mehrerer Soldaten, die ihn gepackt hatten und mit Gewalt fortschleppen wollten, sich wie ein Verzweifelter gebärdete. Er schleuderte sie von sich wie Federn, trat trotzig auf seine Füße, ballte die Fäuste gegen den Polizeirath, der mit geschwollener Zornader auf seiner rothen Stirne dastand und die Soldaten anfeuerte, den Rebellen zu knebeln, wenn er nicht gehe. „Mich knebeln?" rief er „der Erste, der mich anfaßt, verliert mit seiner eigenen

Waffe das Leben. Mich knebeln, weil ich die Wahrheit gesagt? herbei, ihr Leute, und hört, wie es hier zugeht. Damit der Bachpeter von Meierhausen seinen Fritz von den Soldaten loskriegte, dazu mußte mein Martin Soldat werden, der nicht einmal das Alter hat! Den Fritz hat der Amtschirurg zum Krüppel gemacht für 10 Ducaten, ich weiß sogar den Preis, und als ich das gesagt und der Herr Amtmann, — allen Respect vor ihm! — schon ein Einsehens zu bekommen schien, da hat das Polizeigeschmeiß meinen Martin und mich zum Rebellen gestempelt und nun sollen wir büßen für unser Verfahren. Ihr Männer, bis heute war ich kein Rebell, sondern ein ehrlicher Mann, der dem Kaiser gab, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, aber von dieser Stunde an bin ich ein Rebell und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich nur gezwungen das Schwert erhebe wider die Obrigkeit! Wer thut mir's nach?" Eine Todtenstille herrschte in der Menge, kein Arm erhob sich, kein Mund that sich auf; da sprang der Schusterkonrad die Stufen zum Rathhaus hinauf, trat neben den Müller und rief: „Bruder, spar' den Athem, das Lumpenzeug hat den Muth einer Schnecke. Wir müssens leider allein ausfechten! hierher ihr Soldaten, habt ihr Courage, hier stehen zwei, die heißen den Napoleon einen Hundsfott!"

Lautlos stand die Menge, unschlüssig die Soldaten, verblüfft und geärgert der Polizeirath. —

Da änderte sich die Scene, zwei Frauen stürzten die Treppe empor, die eine, ein junges blühendes Mädchen, warf sich dem Müller an den Hals und rief weinend: „Vetter, Vetter, kommt zu euch und denkt

an euer krankes Weib daheim!“ Das war die Ammi Schröder von Tiefengrund, des Martins Verlobte. Die Andere hatte den Schusterkonrad am Arme gefaßt, und mit abgewendetem Gesichte, als schäme sie sich ihres Muthes, zerrte sie an dem Widerstrebenden und sagte: „Schämt euch, Konrad, daß ihr euch gemein macht vor aller Welt. Pfui, ihr schlechter Nachbar!“ „Margarethe“, sagte der Schuster, „ist das euer Ernst?“ Und ein befriedigtes Lächeln glättete seine eben noch so aufgeregten Gesichtszüge.

Er wollte davon; aber eben legten die Soldaten auch an ihn die Hände und er wurde mit dem Müller, der jetzt ohne Widerstand folgte, in den Thurm geführt. Der Müller schritt zwischen den Soldaten wie ein gebundener Stier, der Schuster aber hieng sich an den Arm des Polizeidieners Spitz, was dieser schmunzelnd sich gefallen ließ und flüsterte ihm zu: „Nicht wahr, Alter, du sperrst uns zusammen in Numero Zwei? Da ist's luftiger und der Müller braucht Luft. Sollst auch auf meiner Hochzeit mit der Braut tanzen, und einen Trunk sollst du haben vom Besten, so oft deine rothe Nase in's Hasengäschen hineinriecht!“ „Sprecht leise, Konrad,“ sagte der Alte, „daß es Niemand hört, der Müller sollte in Numero Eins. Aber was thut man euch nicht zu lieb. Ihr habt mir's angethan!“ „Gelt, Alter!“ sagte der Schuster und küßte den Polizeidiener unter dem Gelächter der Menge.

Ueber Einsamkeit hatten die Gefangenen nicht zu klagen, denn der Platz vor dem Thurm ward nicht leer von Theilnehmenden und Leidtragenden. Zuerst kamen die Bauern, die von der Musterung und dem

Wochenmarkt heimzogen, stellten sich unter den Thurm, thaten die Dreimaster ab, drohten mit den Fäusten nach dem Rathhause hin, spien auch wohl, um ihre Entrüstung recht deutlich zu machen, weit aus, sagten aber kein Wort und giengen davon. Hinter ihnen erschienen die Schüler; die benahmen sich schon ganz anders; sie brachten ihrem Liebling, dem Franzosenfresser, ein Vivat hinter dem andern und der Polizei ein Pereat hinter dem andern, und giengen jubelnd und lachend davon. Wie der Abend nahte, kamen die Spießbürger des Städtchens. Die hatten erst fein ordentlich ihr Hausgeschäft und Handwerk für den Tag vollendet, und ehe sie zum Schoppen giengen, da zogen sie einzeln am Thurm vorbei, sahen hinauf, machten sauere oder süße Gesichter, je nachdem es ihnen um's Herz war, und giengen auch davon, um einander hinter dem Schoppen mit schielendem Auge nach den Mitgästen hin zuzuflüstern: „Herr Vetter, so thut's nicht mehr lange; wenn das freie Wort nicht mehr gelten soll, wer mag dann seinen Schoppen in Ruhe trinken!"

Mit den Bürgern war auch der Hanfried erschienen. Er hatte sich in seinem Schmerz nicht Zeit genommen, das Schurzfell abzulegen, und so saß er auf einem Stein, dem Thurm gegenüber, sah hinauf in's Angesicht seines Meisters und sein Gesicht spielte beständig aus dem Greinen in's Lachen hinüber, je nachdem das Gesicht des Meisters da oben hinter dem Gitter hell oder dunkel ward, oder je nachdem der Pirmasenser Entschlossenheit oder Rührung durch das von sich blasen schwerer Tabakswolken aus seiner Pfeife, oder durch ungeheuerliches schneuzen in ein großes,

blumiges Nasentuch an den Tag legte. Denn zwischen den theilnehmenden Gruppen, aber ganz in seinen eigenen Schmerz versunken, gieng der Pirmasenser wie auf einem Wachtposten vor dem Thurm auf und ab. Er schielte nur dann und wann nach dem Thurmfenster empor, wie der Haushahn, der den Habicht über sich in den Lüften wittert, rauchte gewaltig und sagte kein Wort, nur von Zeit zu Zeit räusperte er sich und dann erschrak der Hanfried und machte sein traurigstes Gesicht, denn es klang schaurig, das Räuspern des Pirmasensers, wie das Rüsten einer Kanone, ehe sie abgefeuert werden soll.

So war es Abend geworden. In den Häusern der Nachbarn zündete man schon da und dort ein Licht an und der Pirmasenser gieng noch auf seinem Posten hin und her, und der Hanfried saß noch auf seinem Stein. Beiden aber konnte man anmerken, daß sie wünschten abgelöst zu werden; denn der Pirmasenser verdoppelte sein Räuspern und der Hanfried stieß laute Seufzer aus, die gewiß zum guten Theil der verspäteten Abendsuppe galten. Da nahte zu ihrer Tröstung die Runde. Der Spitz, der Polizeidiener, gieng mit einer Laterne voran, oder vielmehr er wankte voran, und hinter ihm her kam mit einem Handkorbe die Frau Hessemer. Die sagte zu dem Pirmasenser: „Herr Nachbar, nun seid ihr abgelöst, nun geht heim; die Margarethe hat euch und dem Hanfried die Abendsuppe gekocht; die da oben sollen jetzt ihr Tractement bekommen und sich dann auf's Ohr legen. Der Herr Spitz hier, unser alter Freund, hat mit mir gemeint, Wasser und Brot, seien doch gar schlechte Trostmittel für einen

ausgeärgerten Magen — die Beiden da oben könnten den Tod davon haben — und hat mir erlaubt, ihnen eine Suppe zu bringen.“ „Ja Suppe,“ lallte der Polizeidiener, „gegen Frost und Aerger; weil sie es ist, Frau Hessemer, sonst geht mir nichts über den Dienst.“ „Nichts als nur ein Glas Schnaps!“ rief es hinter ihm, und der Hanfried lief davon. — „Nun sehe mir Einer den Rangen an,“ sagte der Spitz, hob die Laterne und leuchtete dem Buben nach; „ungehängte Spitzbuben sammt und sonders, Frau Hessemer. Kein Wunder, daß man vor lauter Aerger über das Teufelszeug dann und wann ein Glas braucht.“ „Gewiß, Herr Spitz,“ sagte die Frau Hessemer, „aber beeilt euch doch, daß wir hinaufkommen, der Wind bläst hier vom Wasser herauf.“ „Zu dienen, Frau Hessemer, zu dienen; aber der rechte Schlüssel muß auch gefunden sein, und von den Schlüsseln, die mir anvertraut sind, sieht just einer dem andern so ähnlich, wie ein Lahnberger Gassenbube dem andern. Haben sämmtlich einerlei Bärte und greinen in den Löchern, und wenn man sie nicht täglich schmiert, so gehen sie gar nicht vom Fleck.“

Endlich war der rechte Schlüssel gefunden, die Thür that sich knarrend auf und pustend und blasend schritt der Polizeidiener die steinerne Thurmtreppe empor, die Hessemer hinterdrein. Sie traten in's Gemach der Gefangenen. Der Müller lag ausgestreckt auf dem Stroh; der Schuster aber saß zu seinen Füßen, offenbar in einem Trostgespräch mit ihm begriffen. Der Schuster sah mit vor die Augen gehaltenen Händen den Eintretenden entgegen, aber er sagte kein Wort;

es war deutlich zu sehen, daß er sich vor seiner Nachbarin schäme. Der Müller aber richtete sich von dem Stroh auf und sagte: „Habt Dank, Frau Hessemer, für diesen Liebesdienst. Ich wußte, daß ihr unser nicht vergessen würdet. Vergeßt nun meiner heute Abend auch nicht in euerm Gebet, und habt ihr mein Weib lieb, so geht morgen in der Frühe nach der Bibermühle. Trefft ihr meine Katharine noch am Leben, so tröstet sie und haltet bei ihr aus, wenn's möglich ist, bis ich komme. Ich hoffe, ihr trefft den Herrn Pfarrer schon in der Mühle, wenn nicht, so sagt ihm von meinem Gefängnisse; vielleicht weiß er Rath."

Daß der Pfarrer Held schon zu der Stunde in der Stadt gewesen sei, wo die Schüler ihre Vivats und Pereats vor dem Thurme ausgerufen hatten, und daß er jetzt schon seit einer Stunde am Krankenbette der Müllerin sitze und mit dem Troste von oben die kranke Seele der Duldenden erfülle, das ahnte Keins, nicht einmal die Hessemer, und sie traute doch ihrem Freunde das Mögliche zu. Und doch war er für den Müller thätig gewesen, soweit seine Kraft reichte. Man glaubt nicht, wie schnell auf dem Lande die Nachrichten fliegen, die schlimmen noch schneller als die guten. Der Bibermüller saß kaum auf dem Thurm, so wußte es seine kranke Frau daheim schon und vergieng schier vor Herzeleid; dann erfuhr es der Pfarrer und nach ihm das ganze Dorf. Während aber der Jakobsstamm schalt und fluchte und der Peterstamm triumphirte, da nahm der Pfarrer den Hut und gieng zum Dorfe hinaus. Erst besuchte er die Müllerin und sprach ihr mit wenigen Worten Trost zu, und das kranke Weib

gewann seine Fassung wieder; dann schritt er rüstig auf die Stadt zu. Sein erster Gang galt dem Amtmann, den kannte er als einen Ehrenmann, der mit ihm seufzte über den Druck der Zeit und den offnen Sieg des Bösen. Der Amtmann, hieß es, sei im Hirsch zur Mittagstafel. Der Polizeirath habe die Herren von der Rekrutirung und die fremden Herren von der Polizei zu einem Mittagsmahle im Hirsch versammelt und das daure gewis bis zum Abend. — „Schlimm,“ sagte der Pfarrer zu sich, „sehr schlimm, doch der Herr wird helfen, nur getrost in die Höhle des Löwen, du ängstlicher Mensch! du heißt doch nicht umsonst Held!“

Ungemeldet trat er in den Saal ein, worin die Herren beim Mahle saßen. Dem Leibe war bereits mit Speisen sein Genüge gethan worden, und nun kreisete zum Nachtisch die Burgunderflasche, und roth wie der Wein waren die Köpfe, und die Reden der satten Menschen giengen über allerlei Felder hinweg, wie die Tritte des Esels durch die Blumenbeete, um die Distel am Zaun zu pflücken. Wer kennt nicht dieses Weidegehen der Esel in Menschengestalt, wenn sie nach ihren Disteln begehren. Was schön ist im Menschenleben und heilig im Menschenherzen, das wird da alles niedergetreten um der Distel willen.

Der Amtmann saß unter dieser Schaar wie ein Nüchterner unter Trunkenen; er war in sich hineingesunken und seine Gedanken weilten bei einem großen Worte, das er kürzlich gelesen. Zwischen den Bajonnetten der Franzosen und umringt von Spionen, französischen wie deutschen, hielt in Berlin der

Professor Fichte seine „Reden an die deutsche Nation.“ Und der hatte unter vielen köstlichen Worten auch das gesprochen, das dem Amtmann durch die Seele gieng, während die Esel nach der Distel strebten, und das Wort hieß: „Wer nur sein unsichtbares Leben betrachtet, der mag sein Vaterland im Himmel suchen. Aber für unser sichtbares Leben bedürfen wir eines sichtbaren Vaterlandes, das in der Fortdauer des Volkes seine sinnliche Ewigkeit findet und in welchem sich für dies besondere Volk alle Offenbarungen des Göttlichen auf besondere Weise mittheilen und gestalten. Wem ein solches Vaterland überliefert worden ist und in wessen Gemüth sich Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares durchdringen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert zu überliefern an die Folgezeit.“

Da hörte er, wie der Polizeirath sein Glas erhob und über den Tisch hinüber mit dem Amtschirurgen anstieß und lachend rief: „Da sehe einmal Einer den Mann an, sitzt er doch da, als hätten ihm die Hühner das Brot gefressen. Lustig, Herr Amtschirurg, lustig; wollte man den Kopf hängen, wenn so ein Trotzkopf wie der Müller einmal seinem Maul den Zügel schießen läßt, dann hätte man viel zu thun. Jetzt komm ich, sagt der Hanswurst. Mir war das böse Maul des Müllers ein gefunden Fressen, wollte schon längst dem Burschen zu Leibe und fand sich nur kein passender Vorwand. Der soll sitzen, bis er schwarz wird. Ueberhaupt fängt unsere Sache sich an zu arten. Der Professor sitzt und soll sitzen bis an der Welt Ende, der Müller sitzt und hinten drein hängen wir ihm noch

eine Untersuchung an den Hals; der Stadtsyndikus ist einstweilen vom Amt, und vom Brote soll er nächstens kommen, dafür stehe ich ihm. Die übrigen Patrioten wagen nicht zu mucksen, und wäre der alte Kraushaar nicht eben der alte Kraushaar und sähe es für eine persönliche Kränkung an, daß man einem seiner Pennäle zu Leibe geht, so müßten auch ein Dutzend Buben hinter dem Professor drein. In dem Kloster, sag ich Ihnen, meine Herren, da spuckt's mehr, als man meint. Mein Jean erzählt mir Wunderdinge, wie frech das junge Volk sei und welche Aeußerungen dort gegen den Kaiser fallen. Herr Polizeiintendant, merken Sie sich einstweilen diesen Posten! Bei meinem Jean fällt mir noch etwas bei. Der Junge ist wie geschaffen zum Polizeimann, ich habe ihm schon sehr schätzenswerthe Bemerkungen zu verdanken; darum ekelt ihn auch der alte Zopf im Pädagogium. Ich denke, man läßt ihn erst eine Carriere beim Militär machen und hat er die nöthige Dressur bekommen und sich die Hörner etwas abgelaufen, dann thut man ihn nach Paris und läßt ihn seine Studien vollenden." — „Wollen Sie ihn in ein kaiserliches Regiment thun, Herr College?" fragte aufmerksam der Polizeiintendant. — „Das wäre mein Wunsch," entgegnete der Rath, „aber der Junge will mit Gewalt unter die Westphälinger. Ich glaube Cassel und die bunten Röcke der Soldaten stechen ihm in's Auge. Nun, der Westphälische Hof ist auch etwas, was einen Jungen locken muß. Der König versteht's: leben und leben lassen. Potz Tausend, was hat der den kurhessischen Zopf so schnell herabgeschnitten! Was sind die alten starren Hessen so geschmeidig geworden

und tänzeln umher in den neuen Uniformen; und die Damen, wie gefällig und frei, man sieht seine Lust an den Reformen! Und dabei der König selbst! Recht des Volkes und der Schönen Freund! Täglich etwas Neues und Unterhaltendes! Der versteht, die Karten zu mischen, daß Jeder einen Trumpf bekommt und er selbst nicht leer ausgeht. Können Sie etwas für meinen Jean in Cassel thun, Herr Intendant, so werden Sie mich sehr verbinden. Und nun lassen Sie uns ein Glas leeren auf das Wohl Seiner Majestät, des Königs von Westphalen!" „Darauf trinke ich mit Freuden," sagte der Intendant, „und werde es höheren Orts zu rühmen wissen!" Und die beiden Männer reichten sich die Hände und flüsterten vertraulich und leise mit einander.

Da öffnete sich die Thüre und der Pfarrer Held trat herein. Der Amtmann gieng ihm entgegen und reichte ihm die Hand und leise flüsterte ihm der Pfarrer zu: „Helft mir heute, Herr Bruder! Ich will den Müller los bitten." „Spart die Mühe", sagte eben so leise der Amtmann, „ihr kommt zur bösen Stunde; Wein und Uebermuth treiben hier ihr Spiel!" „Meinetwegen und wenn die Welt voll Teufel wär', ich kann mit meinem Gott über Mauern springen!" Und freimüthig trat er vor den Polizeirath und brachte seine Bitte vor.

Mit finsterem ungeduldigem Gesichte hörte der die Bitte an und sagte mit allen Zeichen des Unwillens sich erhebend: „Herr Pfarrer, bekümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten und lassen Sie die Polizei ungeschoren. Der Müller hat die Strafe durch sein böses Maul reichlich verdient, und es spricht nicht zu

Gunsten Ihrer politischen Gesinnung, daß Sie stets bereit sind, für die zu bitten, welche mit Recht die Zucht trifft. Ihre Worte in Bezug auf die Gefangennehmung des Professors Wilhelm sind ebenfalls unvergessen, verstehen Sie mich? die Wände haben Ohren. Wundert mich nur, daß ich Sie nicht auch in der sauberen Abendgesellschaft im Hause des Syndicus traf. Ich warne Sie hiermit und damit Gott befohlen! Wünschen Sie sonst nichts, so lassen Sie uns unbehelligt mit Ihrer Gegenwart, Sie sehen, diese Gesellschaft ist eine geschlossene."

„Das wußte ich, ehe ich hereinkam", antwortete der Pfarrer, „aber das hielt mich nicht ab, meine Pflicht zu thun. Des Müllers Thun und Reden will ich nicht in Schutz nehmen, eben so wenig seine Strafe abbitten, nur darum wollte ich Sie ersuchen, den Müller heute, gerade heute nach Hause zu lassen, weil ich fürchten muß, daß seine kranke Frau den Tod von dem Schrecken hat."

„Krank oder nicht krank, todt oder lebendig, mir Alles einerlei," sprudelte der Polizeirath heraus. „Der Kerl soll sitzen und wenn das ganze Nest in der Bibermühle darüber abstirbt. Das mein letztes Wort und nun keins mehr. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Herr Pfarrer!"

Damit setzte er sich und that einen tüchtigen Zug aus seinem Glase.

„Und mein letztes Wort, Herr Rath", entgegnete der Pfarrer, „ist das, daß ich Sie wegen dieses sündigen Wortes vor Gottes Gericht fordere!"

Damit verneigte er sich und gieng der Thüre zu.

Und es war ein Glück, daß er gieng, sonst wäre ihm ohne Erbarmen ein Platz neben dem Müller bereitet worden. Denn blaß vor Wuth und zitternd an allen Gliedern erhob sich der heftige Mann und that einen fürchterlichen Eid, er wolle sich an dem Pfarrer rächen und wenn er selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Nur mit Mühe konnten ihn die Anwesenden beruhigen und er besänftigte sich erst einigermaßen, als der Polizeiintendant den Namen des Pfarrers Held in seine Schreibtafel eingetragen hatte. „Schreiben Sie," sagte der erzürnte Mann: „Pfarrer Held ein staatsgefährlicher Mensch!"

So giengen etliche Tage hin. Die Gefangenen saßen auf dem Thurm, der Polizeirath würgte noch an dem Aerger. Die Rekruten wurden schon auf dem Anger neben dem Fluß geschult, unter ihnen auch der Martin von der Bibermühle; da öffnete der Spitz einmal zu ungewöhnlicher Zeit die Thüre zum Gefängniß und sagte, indem er sich die Augen wischte: „Müller, erschreckt nicht, eure Frau ist gestorben, und soll morgen begraben werden, da hat der Herr Polizeirath es für gut gehalten, euch auf so lange zu entlassen. Ihr könnt gehen. Ihr aber, Schusterkonrad, sollt sitzen, bis der Müller wieder kommt!"

Der Müller ward sehr blaß, aber er sagte kein Wort, eben so wenig der Schuster. Und als der Spitz in seiner Gutmüthigkeit das Lob der Verstorbenen in vielen Worten schilderte und ihm die Hand reichte und traulich zu ihm sagte: „Müller, sprecht ein Wort, nur ein einzig Wort und macht euch das Herz leicht, scheltet lieber, wie ihr wollt, ich habe heute nichts gehört,

nur thut euch nicht Schaden an Leib und Seel';" da sprach dennoch der Müller kein Wort. Er reichte seinem Gefährten die Hand, die dieser schweigend drückte, und gieng dann hinter dem Spitz die Thurmtreppe hinab.

Kaum aber war er draußen, da sank der Schuster auf seine Knie. Seine Thränen strömten unaufhaltsam. Wer ihn hier gesehen hätte wie er betete und die Hände rang, wie er stöhnte und krampfhaft sich wand im ungeheuern Seelenschmerz, der hätte den närrischen, den scheinbar so muthwilligen und trotzigen Franzosenfresser nicht wieder erkannt. Und doch hatte der Mann diese beiden Seiten, und Niemand, als nur seine Nachbarin, die Hessemer, wußte, welch ein tiefes weiches Herz, welch eine glühende Vaterlands- und Menschenliebe in dem verrückten Schuster wohnte. Wie er hier im Gefängniß betete und rang, wie er für den Müller und für das geknechtete Vaterland betete, so hatte ihn die Nachbarin oft gesehen, ehe er am späten Abend die Lampe löschte, um sich zur kurzen Nachtruhe zu schicken. Es war ein unverwüstlicher Kern in dem derben, treuen Menschen. Er war ein ächter, deutscher Bürger, Gott und dem Vaterland getreu.

Der Müller gieng aufrecht durch die Straßen der Stadt, wie er sonst gethan. Er dankte ernst rechts und links für die Grüße, die ihm theilnehmende Bekannte aus den Fenstern zuriefen, aber er hielt Keinem Stand. Reichte ihm ein Begegnender die Hand und versuchte es, ein Trostwort anzubringen, dann entriß er sich ihm schnell, fast unfreundlich, und gieng rasch davon. Als er die Höhe vor der Stadt erreicht hatte,

sah er sich noch einmal um, und in seinem Blick lag die ganze Wildheit eines ungebrochenen Herzens. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste.

Da rief's aus einem Seitengäßchen ihm zu: „Gemach, Meister Müller, ihr seid schnell; so kann ich euch nicht nach, und ich möchte doch mit euch!" Es war die Hessemer. Der Müller stand ungern still; zögernd reichte er der Frau die Hand und gieng schweigend an ihrer Seite. Die Hessemer aber sagte: „Müller, ihr thut heute einen schweren Gang. Wenn ihr sonst aus der Stadt heimgienget, dann stand euch das Bild eurer Frau vor der Seele, wie sie euch entgegensehen, wie sie euch begrüßen, was sie euch fragen würde. Ihr waret ein guter Mann gegen euer Weib und hattet eure Marie lieb, auch da noch, als sie das blühende Mägdlein von ehemals nicht mehr war, sondern ein krankes Weib. Und eure Marie hatte euch lieb und hielt euch gar hoch, obgleich ihr auch nicht mehr der Bursche von ehemals, sondern oft ein jäher, strenger Mann auch gegen sie waret. Aber eure Ehe war eine gute und that euren Herzen wohl. Und nun ist das Alles aus. Ihr kommt heim und findet das geliebte Weib todt und euer Herz ist vereinsamt und die ganze Welt scheint euch wie mitgestorben und als stündet ihr auf einer wüsten Insel ganz allein. Ist es nicht so, Müller?"

Der Müller nickte mit dem Kopf und sagte abweisend: „Nun, was soll's damit?"

„Was es damit soll, Müller?" entgegnete die Hessemer und heftete ihre großen dunklen Augen auf die starren Züge des Mannes. „Ein gutes Weib habt

ihr verloren, und ein frommes dazu. Ich bin bei ihr gewesen bis zu ihrer letzten Stunde und bringe euch ihren letzten Gruß. Sie dankt euch für alle Liebe, die ihr in der dreißigjährigen Ehe ihr erzeigt habt und sie bittet euch, ihr zu vergeben, wo sie gegen euch gefehlt, und ihr ein gutes Gedächtniß zu erhalten, damit ihr euch als treue Ehegatten vor Gottes Throne wiedersehen könntet."

Des Müllers Brust arbeitete schwer, er seufzte und stöhnte und dann bedeckte er mit den Händen sein Gesicht und sagte unter Weinen: „Ach, ich ihr vergeben? Was hat sie mir Uebles gethan mein Lebenlang? Ach, nur Gutes hab' ich von ihr empfangen, und ich war oft doch so hart gegen sie! Ach Frau Hessemer, was das ein Weib war, das weiß nur Gott allein, ihres Gleichen gibt's wenige. Ach ich armer, armer Mann, was fange ich ohne sie an?"

„Habt ihr eure Frau so lieb gehabt," sagte mit ihm weinend die Hessemer, „so erfüllt auch ihre letzte Bitte. Sagt meinem Manne, so waren ihre letzten Worte, er solle sein hartes Herz bezwingen und sich unter Gottes Zucht beugen. Und sagt ihm, er solle nicht murren, daß ihm ein Stücklein Last von dieser Zeit mehr auferlegt würde, als Andern. Unser Herrgott wisse, warum er es thue. Er solle seinen Feinden in Meierhausen verzeihen, wie er wollte, daß Gott ihm verzeihen werde. Er solle den Martin getrost in den Krieg ziehen lassen und dem Buben das Herz nicht beschweren, sondern ihn ermahnen, daß er als braver Soldat seine Schuldigkeit thue. Nicht jede Kugel treffe, und der die Herzen lenke wie Wasserbäche, der lasse

auch vielleicht noch den Martin wie den Joseph sagen: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut mit mir gemacht. Die Buben, die hinter dem Martin kommen, solltet ihr weislich erziehen und dabei des Spruches eingedenk sein: Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn. Und die Ammi Schröder von Tiefengrund solltet ihr in Ehren halten, und wenn ihr Großvater todt wäre oder sie sonst entbehren wolle, so solltet ihr sie in die Mühle nehmen. Und wenn Gott etwas Menschliches beschlösse über den Martin, so solltet ihr sie doch als euer Kind ansehen und behandeln; denn sie sei ihr Herzblatt gewesen von Kindesbeinen an und habe ihr wohlgethan bis an die letzte Stunde; denn sie sei ein frommes Kind."

„Und nun, Müller," fragte die Hessemer, „wollt ihr das alles eurer Frau zu Lieb thun und halten?"

„Ja, Frau Hessemer," sagte der Müller, „ich will es thun und halten, mit Gottes Hülfe; denn ich vermag durch eigne Kraft wenig, ich bin ein alter knorriger Baum."

Und wie sie eintraten in die Mühle und am Bette der Todten niederknieten, da fiel der letzte Strahl der Märzsonne auf die stillen Züge der Todten und hauchte ein leises Roth auf die blassen Wangen.

Ein großer Theil aus dem Peterstamm gieng mit zur Leiche, als sie die Müllerin begruben, der Bachpeter und sein Fritz aber nicht.

7.

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.
Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn,
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In deiner Freiheit ew'gem Morgenroth,
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Theodor Körner.

Es war Freitag vor Pfingsten des Jahres 1812, da sah man dem Städtchen Lahnberg an, daß sich heute etwas Besonderes begeben würde. Die Buben, deren Schulen schon gestern waren geschlossen worden, hatten sich am frühen Morgen truppweise auf den Straßen gesammelt und redeten laut vom Abschied. Die Nachbarsleute riefen sich einander einen guten Morgen über die Straße zu und meinten, für einen solchen Abschiedstag sei doch eigentlich das Wetter viel zu schön; es würde heute viel Thränen geben, und die weinten sich eigentlich besser bei trübem Himmel. Die Soldaten, die in der Stadt lagen, sahe man Anfangs vor

den Thüren ihrer Wirte stehen und still und ernst zum wolkenlosen Morgenhimmel hinaufsehen, und dann nahm dieser und jener das Taschentuch heraus, grüßte halb lächelnd und halb traurig ein Mägdlein, das vorübertrippelte, und kehrte dann ins Haus zurück. Auf dem Markte standen Gruppen von Landleuten, Männer und Frauen. Die Männer schauten ernst und bekümmert vor sich hin und die Frauen suchten mit verweinten Augen die Nummern der Häuser, wo ihre Söhne einquartirt waren; denn der Abschiedstag war da, heute sollten die Rekruten ausmarschiren. Dazu hatte auch das halbe Bataillon, das zur Aufrechthaltung der Ordnung bisher in Lahnberg gelegen, ebenfalls Befehl zum Ausmarsch bekommen; es sollte zu seinem Regiment stoßen und mit diesem den gewaltigen Zug vermehren helfen, der gegen Rußland gieng. Gern oder ungern, das kam jetzt nicht mehr in Betracht; die Uniform war angezogen, der Fahneneid war geleistet, das Exercitium begriffen und Einer hatte nach und nach von dem Andern Courage gelernt; gegen wen und für wen, das war den Rekruten aus dem Amte Lahnberg ziemlich einerlei. Nicht so den Ihren. Denn wie die Trommel die Straßen durchschallte und jeder Soldat, von seinem Hauswirt begleitet, dem Gänseanger zugieng, wo die Musterung sein sollte, da flossen die Thränen aus den Augen der Mütter stärker und die tröstende oder auch zurechtweisende Rede der Männer fand kein Gehör mehr.

So belebt wie heute war der Gänseanger noch nie gewesen, selbst an Markttagen nicht. Was Lust an dem Anblick der Soldaten hatte — und deren wa-

ren außer der Jugend viele in Lahnberg — oder wer einen Burschen in den bunten Reihen dort hatte, der ihm näher stand, der war gekommen. Es hatten sich auch die Bäcker und Wirte des Städtchens eingefunden mit Speisen und Getränken zum Valettrunk, und die schlugen unter den Weidenbäumen am Ufer ihre Tische auf. Zwischendurch gieng die Waschbärbel mit einem Fäßchen rothgefärbten Branntwein, dem sogenannten Türkenblut, und sie zapfte in das einzige Gläschen, das sie hatte, Jedem nach Belieben, während der Franz die Brote zum Imbiß nachtrug. Der Spitz war einer der Ersten, der sich einschenken ließ, denn, meinte er, das gäbe heute einen heißen, mühseligen Tag und die Rührung sei doch gar zu groß, wenn man bedenke, wie manches von den Muttersöhnchen dort ins Gras beißen müsse. Dem Franz kam darüber das Lachen, zwar nicht laut, aber doch so, daß der Spitz es merkte, und er sagte zu dem Jungen:

„Du Steingässer Maulaffe, du verwetterter kleiner ungehängter Spitzbube, wo hast du gesteckt seit des Herrn Himmelfahrt? Zweimal hat die Steingasse Prügel bekommen von mir und meinem Collegen, und du warst nicht dabei. Einmal hat's Feuerlärm gegeben und du hast nicht an der Spritze gezogen und die Feuereimer von der Rathhausbühne heruntergeworfen und mir den schwersten auf den Kopf; Range von einem Steingässer, wo hast du gesteckt?“

Die Waschbärbel hatte sich nach dem Pirmasenser umgedreht, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und schenkte diesem unter einem Schwall von Worten das zweite an diesem Morgen ein. Der Bube aber sah

dem Spitz zähnefletschend ins rothe Gesicht und sagte: „Herr Spitz, habt ihr nie das Abweichen und müßt daheim bleiben, wenn's gerade einmal lustig zugeht? Nun seht, das hatte ich auch.“ „Ja, Steingässer,“ sagte lachend der Polizeidiener, „das glaub' ich, du und deinesgleichen habt täglich das Abweichen; heute aber haltet ihr euch wohl, das sag' ich euch, denn hier gibt's nichts zu lachen.“ Damit gieng er brummend davon.

Die Trommel hatte die Soldaten in die Reihen gerufen, der Major hatte die Rede gethan, die bei der Gelegenheit üblich ist, und hatte von der Rückkehr und dem Wiedersehen der Heimat gesprochen und war selber darüber gerührt geworden, das sah man ihm an; denn er ließ auch Weib und Kinder daheim. Dann hatten die Soldaten dem Landesherrn ein Vivat ausgebracht, und nun waren sie unter die Menge gemischt und schwatzten und tranken sich Muth zu und scherzten mit den Mädchen, und die Mütter giengen ihnen wie ihre Schatten nach und wollten nicht begreifen, daß die Buben so gar kein Herz im Leibe hätten und sie, die armen Mütter, sich allein trösten müßten; denn auch die Männer tranken und scherzten mit. Das Mannsvolk sei eben ein steinern Geschlecht.

Seitwärts unter einem Weidenbaume stand der Martin von der Bibermühle. Er hatte gestern von seinem Vater Abschied genommen, und da hatte der Müller gesagt: „Martin, daß ich dich ungern in den Krieg ziehen lasse, das weißt du, daß ich mir's gern etwas hätte kosten lassen, dich los zu kriegen, das weißt du auch. Aber du bist zu vernünftig, als daß du verlangen solltest, ich beschwerte die Mühle noch

mehr, als sie ohnehin belastet ist. Tausend Gulden verlangt jetzt ein Einsteher, denn gegen die Russen zieht Niemand gern. Aber da du nun Soldat bist und hast geschworen, so sei brav und der Fahne treu, thu' Niemand Gewalt noch Unrecht, denk an deine Mutter selig und der liebe Gott wird dir helfen und dich heimbringen." Und dann hatte der Müller seinen Martin geküßt, was er nie früher gethan.

Das erzählte der Martin eben dem Schusterkonrad, der ihn aufgesucht und der sagte: „Martin, dazu kann ich nichts mehr sagen, als Amen. Aber sieh', wer kommt da? Der Schultheiß von Meierhausen und die Ammi. Gott grüß dich, Ammi, du bist wie der Engel des Trostes. Komm her, Kind, und sprich noch ein letztes Wort unter vier Augen mit deinem Martin, wir wollen derweilen Wache stehen, daß euch Niemand stört." Und er nahm den Schultheiß am Arm und schritt unter den Bäumen auf und ab.

„Das lohn dir Gott, Ammi, daß du noch einmal gekommen bist, mir Lebewohl zu sagen," mit diesen Worten faßte der Martin des Mädchens Hand und sah ihr innig in die großen, schönen Augen. „Und du hast nicht geweint, Ammi, deine Augen sind hell und klar und hättest's doch auch Ursache, denn du hast mich lieb und siehst mich vielleicht heute zum letzten Mal. Aber du willst mich nicht betrüben und willst mir den Abschied leicht machen, darum weinst du nicht. Hab Dank dafür, du gute Seele! Ammi, ich weiß keine Zeit in meinem Leben, daß ich dich nicht lieb gehabt, und so soll es bleiben, und beim lieben Gott schwör ich dir, es soll mich dein Bild in die Schlacht

begleiten und mich gut und treu erhalten, und wenn ich falle und man begräbt mich in Rußland, dann behalt mich lieb und bleib bei meinem Vater, und thue ihm Gutes um meinetwillen. Dann magst du nehmen, wen du willst, meinetwegen auch einen vom Peterstamm, denn mir ist jetzt Alles gleich, aber das halt ich mir aus, sieh' auf die Mühle und behalt mich lieb. Willst du, Ammi?" — Das Mädchen war an seine Brust gesunken und weinte und schluchzend sprach sie: „Martin, Gott thue mir dieß und das, wenn ich Dein vergessen sollte; du bist mir lieber als die ganze Welt. Schon um deiner Mutter willen, thue ich, was du wünschest. Und jetzt komm', daß ich dich fest mache. Sieh' dieses Herzchen von Bernstein, das hat vor vielen Jahren ein fremdes, vornehmes Weib meiner Großmutter gegeben, die sie gepflegt im Krankenbette auf ihrer Flucht, und gesagt: Wer aus der Familie das Herz auf dem Herzen trüge, dem würde Gott vergelten die Liebesthat der Großmutter. So nimm's denn und trag's auf dem Herzen, du mein Herzblatt und Alles, und nun noch den letzten Kuß und nun: Lieber Gott erhalte ihn und schütze ihn und sei sein Schild!" Und das Mädchen legte die Hand auf des Burschen Haupt, flüsterte leise einen Segensspruch und eilte rasch davon.

Wieder rief die Trommel die Soldaten in die Reihen. Schmetternd tönten die Hörner und die Truppen setzten sich in Marsch. Ein lautes Lebewohl durchschallte die Luft.

Während das auf dem Gänseanger geschah, ward auch im Hause des Polizeiraths ein Abschied genom-

men, aber ohne Thränen und Lebewohl. In das Arbeitszimmer seines Vaters trat der Jean, um die Reise unter die Westphälinger anzutreten. Von einer mit seinen Kameraden durchschwärmten Nacht heimkehrend, war Jean nicht sonderlich gelaunt und liebte überhaupt die Kürze bei Allem, wo es Gefühl galt und hieß. „Schon gerüstet, Jean“, rief ihm sein Vater entgegen, „du bist rasch und pünktlich, das lieb' ich von dir! Nun mach's gut, Junge, und übertreib's nicht! Und hörst du, wenn dir in Cassel etwas zu Ohren kommt, das mir dienen könnte, dann wirst du es rapportiren. Dein Taschengeld soll nach diesen deinen Diensten, die du mir leistest, eingerichtet werden. Hast du des Intendanten Brief an den Herrn Schalch nicht vergessen? Von Herrn Schalch kannst du für deine künftige Carriere etwas lernen. Also mach's gut! A propos, hast du dich der Mutter empfohlen“? — „Ich kann die Mutter nirgends finden, Vater,“ sagte der Sohn ungeduldig. „Möglich,“ erwiederte der Polizeirath: „sie wird den Soldaten zu Gefallen gegangen sein. Nun ich will ihr deinen Gruß sagen. Gehab dich wohl!“ Damit reichte er abgewandten Gesichts seinem Sohne die Hand und las in seinen Acten weiter. „Jean,“ rief er noch einmal, als der Sohn schon in der Thüre stand, „Jean, bist du eingekleidet und kannst Urlaub bekommen, so zeig' dich einmal auf einen Tag bei uns. Ich möchte sehen, wie dir die Uniform steht und was die Schulfüchse droben im Kloster für Augen machen.“ Der Jean schmunzelte und gieng davon.

Zu derselben Stunde stand auch Johannes Falk an dem Thore des stillen Hauses in der Steingasse und

zog an der Schelle. Er hatte eben von seiner Hauswirtin einen Abschied genommen auf wenige Tage, wie er sagte, hatte gedrängt von dieser seiner ältesten Freundin, die Ursache angeben müssen, und war tüchtig von ihr gescholten worden und nun stand er betröpfelt wie ein Kind, das etwas verbrochen hat, an der Schwelle des stillen Hauses und läutete und läutete, und Niemand that ihm auf. „Herr Johannes," hatte die Hessemer gesagt, „nehmt mir's nicht übel, aber damals, als ihr bei mir einzogt und aus dem Kloster in euer Stübchen, und von euren Büchern ins Kloster gienget, da habt ihr mir besser gefallen. Seitdem euch aber der Teufel der Politik reitet, seitdem seid ihr ein Anderer. Ihr habt zwar nichts von eurem Fleiß verloren, und auch sonst seid ihr treu und gut geblieben, aber ihr seid zerstreut und einsylbig, thut geheimnißvoll und verlegen, sprecht viel mit euch selbst, stiert in ein Loch und verkehrt mit Leuten, die unter polizeilicher Aufsicht stehen. Wohntet ihr nicht bei mir, dann würde es euch übel ergehen. In's Westphälische wollt ihr?" sagte sie sehr leise, „den Professor Wilhelm wollt ihr aufsuchen und in seiner Gefangenschaft trösten? Kennt ihr die Polizei des Königs Hieronymus? Die steht an allen Wegen, die lauert hinter allen Büschen, die geht in allen Gestalten umher, die macht Löwenmienen und Schafsgesichter, wie es gerade dient, die hat Bettlerkleider und Weiberröcke an, wie es gerade dient, die kriecht an euch heran, wie das Schlänglein mit goldener Krone, und streicht euch um die Beine, wie ein schnurrendes Kätzchen, kurz, wollt ihr mit Gewalt in die Eisen, so geht über die Gränze nach Westphalen." „Aber, Frau Hessemer,'

hatte Johannes gesagt, „dem Freunde muß man treu bleiben, auch wenn es ihm übel geht, und was würdet ihr von mir halten, wenn ich den edlen Mann vergäße, der mir so viel Liebe gethan hat? Ist nicht das tägliche Brot, das ich esse, seine Gabe, und schon lange seine Gabe gewesen, ehe ich es nur ahnte? Nein, Frau Hessemer, scheltet mich immerhin, aber hier thue ich, was mir das Herz sagt.“ „Nun so thut in Gottes Namen, was ihr nicht lassen könnt, ihr Trotzkopf,“ hatte sie voll Unwille in Ton und Geberde gesagt und war davon gegangen. Wie er aber aus seiner Stube zurückgekommen, und zur Hausthüre hinausgewollt, da hatte ihm Margarethe eine reichliche Wegzehrung gereicht und gesagt: „Nehmt, Herr Johannes, und die Mutter läßt euch Lebewohl sagen, und ihr möchtet klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

„Ihr seid's,“ sagte die Jungfer Madlene und öffnete das Thor zum stillen Haus, „o hätt' ich das ahnen können, ich hätte mich mehr gesputet. Bitte mich zu exkusiren! Es ist heute kein guter Tag da drinnen! Die gnädige Frau sind sehr unwohl! Sie haben gestern Abend Briefe erhalten, die nichts Gutes enthalten haben müssen, denn die Fritzchen ist nicht aus den Kleidern gekommen bis heute. Der Herr Castellan aber sind im Garten und werden sich freuen, den Herrn Johannes zu sehen.“

„Noch da, Johannes?“ fragte erstaunt der Castellan, als Johannes in die Hütte trat, wo Jener mit Schreiben beschäftigt saß. „Ich meinte, du wärst mit dem Tag auf und davon?“

„Zum Glücke,“ sagte Johannes, „hörte ich, daß

des Polizeiraths Jean dieselbe Straße ziehen würde und den wollte ich voraus lassen. Der wilde Martin begleitet ihn und bringt den Schimmel aus dem Hirsch zurück."

„Der wilde Martin begleitet den Sohn des Polizeiraths nach Westphalen?" fragte erstaunt der Castellan?"

„Nicht wahr, das klingt sonderbar?" entgegnete Johannes; „aber das ist mein Werk, ich habe nicht geruht, bis der Martin dem Polizeirath seine Dienste anbot und da er ein guter Reiter ist und zuverlässig, freilich in anderem Sinne als der Polizeirath es gerne hat, so begleitet er den Jean bis Cassel, und dann stößt er zu mir. Wir haben Alles verabredet."

„Aber was willst du mit ihm und dem Schimmel, Johannes?" fragte leise der Castellan.

„Alles will ich, was möglich ist. Sehen will ich unsern Freund und sollte ich darüber ergriffen werden, und retten will ich ihn, auch auf die Gefahr, in's Gefängniß zu ihm gesperrt zu werden. Denn krank ist unser Freund, das deutet die Rose an mit zerbrochenem Stengel, die der Waschbärbel Franz von dem Markhof mitgebracht hat. O ich verstehe die Zeichen wohl. Da soll uns der Schimmel treffliche Dienste thun, denn der plaudert nicht, und der Paß des Martin hilft uns durch."

„Johannes, Johannes," sagte der Castellan mit tiefem Ernst, „du bist mehr als muthig, du bist tollkühn. Gehe nicht tiefer, als du Grund siehst. Wäre Fritzchen hier, dann ließe sie dich nicht so gehen; und sie soll auch von deinem Plan nichts hören, damit sie

sich nicht mehr ängstet, als ohnehin. Wir haben drinnen und draußen Herzeleid in Menge; neues dazu wäre mehr als zu viel. Ich sage nur: Johannes geh mit Gott, vergiß ihn nicht und verlaß nicht seine Wege. Wäre nicht alles Bemühen für unsern Freund bisher umsonst gewesen, ich hielte dich mit Gewalt zurück. Nun geh' mit Gott! Aber wie stehts mit dem Reisegeld?" Halb verschämt und halb lachend zeigte Johannes ein kleines Beutelchen und hielt es an zwei Fingern empor. Der Castellan nahm den Beutel, wog ihn in der Hand, und sagte: „Jugend, Jugend, wie bist du doch so gar glücklich! Aber so geht's doch nicht." Und er gieng ins Haus und drückte den gefüllten Beutel in Johannes Hand. Dann schieden sie.

Auf gebahnten und ungebahnten Wegen, meistens auf einsamen Waldpfaden, die ihm von der früheren Reise noch wohl bekannt waren, suchte Johannes den Markhof des Bauern Trautmann zu gewinnen. Als Fremder brauchte er nicht mehr dort einzukehren, denn auf allerlei Wegen, zuletzt durch den Franz aus dem Ritter, der mit einer Klugheit, die über seine Jahre gieng, Botschaft aus Lahnberg nach dem einsamen Markhof und von da zu dem Gefangenen auf der Bergveste gebracht hatte, war Kunde von dort gekommen, und auch Einladung. Was aber den ernsten Bauersmann so bereitwillig machte, in einer so ängstlichen Sache den Helfer zu machen, das war dem Johannes bis jetzt noch ein Räthsel. Denn in dieser Zeit galt nur das Sprüchlein: „Was deines Amtes

nicht ist, davon laß deinen Fürwitz." Aber warum sollte nicht auch ein deutscher Bauersmann ein Herz haben für des Vaterlandes Druck und darum die Hand bieten zum kühnen Wagniß, den verhaßten Fremdlingen Abbruch zu thun? So dachte Johannes und der Frühling um ihn her ward ihm zum Bilde des neuen Lebens, wenn einmal die Sonne der Freiheit die Fesseln des schweren Zeitwinters sprenge und alle Blüthen, die er mit eisernem Fuß getreten, neu als Vorboten einer bessern Zeit hervorrufen würde.

Und wie war er so schön der Frühling, ein ächter deutscher Frühling! Rein die Luft, blau der Himmel, grün der Anger und blitzend im Sonnenstrahl der rasche Bach mit seinen Erlen. Ueber dem Fruchtfeld die jubelnde Lerche, um die blühenden Obstbäume das Bienensummen und der Wald voll Frische und Finkenschlag! Wie lagen die Dörfer so bräutlich geschmückt zwischen den blühenden Bäumen und wie sang die Nachtigall so süß und frühlingsfroh in dem Fliederbusch über dem plätschernden Rohrbrunnen, als Johannes noch mitten in der Nacht die einsame Schenke verließ, die ihm für wenige Stunden Obdach und Labung gegeben hatte. Und wie es zum zweiten Male Abend ward und die Amsel im Markwald mit ihren vollen langgezogenen Tönen den Vögeln im Walde das Schlummerlied sang, da reichte der Bauer Trautmann dem müden Wandrer die Hand zum Willkomm. Auch den Hausgenossen war er kein Fremder mehr; heute wichen sie ihm nicht scheu aus und besahen ihn von der Seite, sondern die blöde Marielis lächelte ihm freundlich zu

und die Mutter Lore freute sich, einen Pfingstgast zu haben.

„Heute, Herr Johannes," sagte am andern Morgen der Bauer, „müßt ihr euch gedulden und stillhalten. Wir haben Nachtmahlstag und gehen nach Hassenau zur Kirche. Die Magd trägt heute die Milch auf den Berg und ihr bleibt hübsch in Haus und Hof. Da mögt ihr Wächter sein, denn mitnehmen dürfen wir euch nicht; das wäre, als hienge man es an die große Glocke und aus eurem Besuch da oben könnte dann nichts werden. Schleicht aber, was wir nicht hoffen wollen, so ein Rothkragen um den Hof her, während wir in der Kirche sind, denn das Geschmeiß hat keinen Sonntag, dann schließt nur die Thüre zu und geht auf die Oberstube. Andern sind sie wohl auch bis ins Haus eingedrungen und haben nach Schießgewehr gesucht, aber ich habe einmal Einen gezeichnet, und seitdem ist leidlich Ruhe auf dem Markhof."

Aber der sonnenhelle Pfingstmorgen gieng ohne Störung vorüber. Johannes nützte ihn, wie ihn ein Christ nützen soll, und die heilige Gabe des Tages ward auch ihm gegeben. Der Bauer und seine Familie kehrten gestärkt und befriedigt aus der Kirche zurück. Das einfache Mittagsmahl, heute doppelt einfach, war bald verzehrt, und der Bauer saß mit seinem Gaste im Schatten des Birnbaumes im Grasgarten und sein Auge folgte mit Wohlgefallen dem Aus- und Einflug der Bienen, die drüben am Scheuergiebel unter dem Strohdächlein ihren Stand hatten. „Das Bienenvolk dort hat eben seine rechte Weide," sagte er. „Seht nur, wie sie sich in Trauben an die Fluglöcher hängen,

sie berathen eben, ob sie schwärmen sollen oder nicht. Ich schätze, die Berathung wird bald zu Ende sein und vor Morgen haben sie vielleicht schon die Sach' ins Reine gebracht. Wißt ihr warum? Sie haben Eins, das uns fehlt, einen Weisel. Ach Herr Johannes, so ein Weisel thut auch unserm Volke Noth. Denn außer Dem, der im Regimente sitzt und Alles wohl führet, gilt doch bei uns das Sprüchwort: „Viele Köche versalzen den Brei!" Wir haben jetzunder viele Herrn, aber keinen Weisel, unsere Herrn führen uns aus, aber nicht ein; lassen uns fliegen und verfliegen, und so schwärmt ganz Deutschland von lauter Bienen, die wohl alle ihren Stachel haben, aber brauchen sie ihn, so ist er ihr Tod. Aber mit einem Schwarm, von seinem Weisel geführt, da nehm's Einer auf, der trieb den Bonapart selbst aus dem Felde! Ihr habt's versucht unter dem Schill, und wir," fügte er leiser hinzu, „unter dem Dörnberg, was hat's geholfen? Der Flug ist zerstreut, der Stachel ist abgebrochen."

„Wart ihr auch dabei, Trautmann?" fragte überrascht Johannes und stand von seinem Sitze auf.

Der Bauer zog ihn leise auf die Bank zurück und sagte flüsternd: „Wollt ihr schweigen? Hier haben die Bäume Ohren. Ja, ihr junger Wagehals, ich war dabei und Mancher hier rings umher, dem man's nicht ansieht und nicht ansehen darf, sonst gieng es ihm übel. Ja, ich war dabei und reut mich mein Lebtage nicht. Aber bei meiner Lore darf ich davon nicht reden; die meint, sie hätte von da an ihre grauen Haare. Nun ich war dabei und hab sie auch, aber nicht aus Angst, sondern aus Braſt."

„Wenn ihr euch heute Abend in's Bette legt, so seht euch doch das Bette zuvor an, denn in ihm hat mehr wie einmal Einer geschlafen, dem haben sie jetzt sein Bette auf dem Forst bei Cassel gemacht, dort ruht er, bis unser Herr ihn weckt mit der letzten Posaune. Das war der Oberstlieutenant Andreas Emmerich, ein Mann, der alle Anlage zum Weisel hatte, dem aber nur Eins fehlte, die Besonnenheit. Der hatte vielen Herrn schon gedient, aber immer treu und nie den Feinden seines Vaterlandes, und hatte in Amerika wie in Preußen, in England wie bei uns einen guten Namen, aber einen schlechten bei den Franzosen, denn denen that er Abbruch, wo er konnte, und war ihm keiner listig genug. Dem gieng's wie dem Burschen im Mährchen, er mußte das Gruseln noch lernen, aber er hat es nie gelernt, auch da nicht, als er sein Pfeifchen aus dem Mund that dort oben auf dem Forst und zu den Soldaten, die ihn erschießen sollten, sagte: „Kameraden, ich bin fertig!“ Damals war er zwei und siebenzig Jahre alt. Was aber Alles in den zwei und siebenzig Jahren steckte, das weiß bis jetzt Niemand, das läßt sich auf keine Kuhhaut schreiben.“

„Hört nur eins seiner Wagestücke. In den sechziger Jahren diente er unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig wider die Franzosen. Der Herzog hätte gern gewußt, was in dem Felleisen stecke, das ein französischer Courier ins Hauptquartier bringen sollte, das damals am Main stand. Sein Sohn empfahl ihm dazu den Rittmeister Emmerich, und der ließ sich auch nicht faul finden; nur bedung er sich aus, daß er sich aus seinem Regiment etliche auswählen

dürfe, die gleich ihm das Gruseln nicht kennten. Das mögen wohl saubere Bürschlein gewesen sein! Denen ließ er dann weiße Mäntel machen, wie sie die französischen Reiter damals trugen, und mit ihnen ritt er bei Nacht und Nebel mitten durch die französischen Vorposten hindurch, um den Main zu gewinnen. Dort überlistete er einen Fährmann, indem er ihm hinüberrief, daß eine Kutsche mit sechs Pferden solle übergefahren werden, und nahm den Mann selber mit, damit er ihn nicht verriethe. Etliche Stunden von Frankfurt legte sich die Truppe auf die Lauer, mußte aber zwei Tage und zwei Nächte warten, ehe der Courier kam. Kurz zuvor fingen sie erst einen unschuldigen Menschen, der Limburger Käse führte und darüber wäre ihnen beinahe der Courier entgangen. Doch statt des einen waren es ihrer zwei. Denen nahmen sie ihre Ranzen ab; Emmerich ließ Uniform und Mantel zurück und mit der Reisekaputze des einen, die Briefschaften in einem Felleisen vor sich, setzte er an einer anderen Stelle wieder über den Main und kehrte bei einem Förster im Hanauischen ein, den er kannte, denn er war selbst ein Hanauer, aus Kilianstätten gebürtig. Der Förster schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er den Emmerich erkannte und sagte: Seid ihr denn verrückt, Rittmeister, wir sind ja rings von Franzosen umringt. Nichts Neues für mich, Herr Oberförster, gab der Emmerich zur Antwort, schafft mir nur einen zuverläßigen Boten zu Pferd, ich muß die ganze Nacht reiten, bis ich den Herzog treffe. Der Bote ward geschafft, das Felleisen ward ihm aufgeladen, und nun gieng's die ganze Nacht durch. Gegen Morgen kehrten

sie in einem einsam gelegenen Wirtshause ein, um sich zu erfrischen; aber kaum abgestiegen, überfiel sie eine Schaar von zwölf französischen Husaren mit einem Wachtmeister, und zwangen den Emmerich, der sich für einen Kaufmann aus Bremen ausgab, ins Hauptquartier zu folgen."

„Der Bote war indessen mit dem Felleisen entwischt. Der Emmerich aber trabte gezwungen hinter der Truppe drein. So gieng's in den Wald. Da kam hinter ihnen her einer der Reiter gesprengt, der sich noch am Wirtshause verweilt hatte, um eine Flasche Brantwein zu fassen. Die bot er seinen Kameraden an, dazu auch ein Frühstück. Das war List, denn der Husar war ein Deutscher und hatte den Emmerich erkannt und wollte ihn retten. Wie nun die Husaren von den Gäulen stiegen und sich im Gras lagerten, blieb der Emmerich sitzen, und ehe sie sich's versahen, sprengte er mit seinem Klepper in den dichten Wald hinein. Zu seinem Schrecken merkte er, daß der Wald bald zu Ende gieng, und da auch die Franzosen ihm auf der Fährte waren, so ließ er das Pferd laufen und versenkte sich selbst bis an den Hals in einen Flachstümpel. Vorsichtig hob er nach einiger Zeit den Kopf aus seinem nassen Versteck, arbeitete sich dann selbst heraus und bemerkte, daß das eben verlassene Wirthshaus nicht weit davon liege. Genug, daß ich's kurz mache; der Wirt half dem Emmerich zu einem trockenen Hemd und sonst auf die Beine, und als er bei dem Herzog wieder ankam, und sich wegen des verlorenen Felleisens keines guten Empfangs versah, da saß der Herzog schon im Zelt und las die

Briefe, die er darin gefunden hatte. Der Bote hatte den Fang in die rechten Hände gebracht. Ein schön Stück Geld, so sagte mir der Emmerich, habe ihm der Fang eingebracht, und ich glaub's."

„Seit nun der Bonapart Herr der Welt ward, und es nichts mehr zu fechten gab, da wohnte der Emmerich hier in der Nähe, und ihm wie uns Allen wurmte es, daß man uns den Kurfürsten aus dem Land gejagt und die Gränzsteine also verrückt hatte, daß wir nicht mehr wußten, sind wir Hessen oder Braunschweiger, Hannoveraner oder Sachsen; Westphälinger sollten wir heißen, und das gefiel uns schlecht. Doch wie Noth um den Namen, wäre nur die Wirtschaft sonst etwas nutz gewesen. Aber die war von Anfang an ein Heisa und Juchhe am Hof und ein Zähneklappern und Zetermordio durch's ganze Land hin. Und so ist es noch heute. Alles hat andere Namen, auch die Steuern; aber geringer sind sie nicht geworden, und vor dem Spionengeschmeiß kann man, mit Salvon zu melden, das Hemd nicht wechseln. Da sagte Einer zum Andern: Wo soll das hinaus? Hat Israel ein Recht gehabt, sich wider die Syrer zu erheben, was ist der Hieronymus mehr als der Antiochus, die bittere Wurzel? Ja, sagte der Emmerich, ihr habt Recht, und es sind im Hessenland Viele meines Gleichen und eures Gleichen, die denken gleich uns, und habt ihr Muth, so kann etwas aus dem Aufstand werden; denn auch die Soldaten sind zu Hunderten gewonnen, und ich weiß Einen, der hat nichts Geringeres vor, als den Hieronymus mitten in seinem Taumel aufzuheben und ihm ein kühl Plätzchen zu geben,

bis weiter Rath wird. Und daß es uns Ernst war, das mögt ihr daraus abnehmen, es wußten viele Tausende um den Plan, und die Spione, die der Hieronymus bezahlt, gehörten alle zu den gewichsten, aber sie hörten auch nicht einen Pieps."

„Da kam die Nachricht, den 21. April sollt' es losgehen und wir Schwälmer sollten nach Homberg rücken und bei guter Zeit dort sein, dorthin wollte der Oberst Dörnberg kommen und uns anführen und wo möglich sein Jägerregiment mitbringen. Nun, wir ließen uns nicht faul finden. Schießwaffen hatten wir nicht viele mehr, denn man hatte uns sehr wehrlos gemacht; da streckten wir die Sensen, steckten sie auf feste Stangen, nahmen Mundvorrath mit und marschirten nach Homberg und hießen uns des Kurfürsten neue Garde. Das Getümmel in dem Homberg hättet ihr sehen sollen! Bauern, Bürger, Schulmeister, Pfarrer, Jäger, Soldaten zu Fuß und zu Roß, wohl zusammen bei 8000 Mann, drängten sich durcheinander und sahen sich nach Einem um, der das Commando übernähme. Der kam denn auch gegen Abend; sein Pferd war mit Schaum bedeckt, und er selber war in großer Aufregung. Sein Regiment, das in der Nähe von Cassel lag, hatte nicht zum Volk übergehen wollen, und so kam er allein, um das Wagestück mit uns zu unternehmen. Es wurden noch viele Tausende erwartet, aber sie kamen nicht, und doch durfte man mit der Ausführung nicht zögern. Also wurden Reden gehalten, die Säbel geschwungen, Fahnen und Bänder vertheilt, und zwischen durch gieng mancher schöne Herr und sprach Muth ein, und es klang gar lieblich, wenn

so ein zartes Jüngferchen zur Tapferkeit ermunterte. So thaten besonders die Edeldamen aus dem Stift zu Homberg und mich wundert nur, daß sie nicht mitzogen, denn an Muth fehlte es ihnen nicht. Nun Gottlob, uns auch nicht! Nur Einer und der Andere von den Kürassiren, die in Homberg lagen, gieng noch vor dem Abmarsch durch die Lappen, und das war sein Glück, denn den Soldaten gieng es nachher am übelsten."

„So marschirten wir denn bei dunkler Nacht aus Homberg heraus auf Cassel los, der Dörnberg an unserer Spitze. Wie der Morgen dämmerte, so waren wir an der Knallhütte und meinten, jetzt gieng's mit klingendem Spiel in Cassel ein. Denn so waren wir während der Nacht durch die Dörfer gezogen. Ueberall empfieng uns Alt und Jung mit Gesang und die Glocken läuteten, und hörte Mancher damals das Lied zum letztenmal: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Wie wir an der Knallhütte standen, da that's plötzlich einen Knall und mir nichts, dir nichts, riß eine Kanonenkugel meinen Nebenmann zu Boden. Halt, dacht ich, die meinen's Ernst! Darauf war nicht gerade gerechnet! Aber so oder so, wir können uns wehren. Nun folgte Schuß auf Schuß, die Kartätschen rasselten in unsern Haufen hinein wie Erbsen in der Tenne, und wir hatten nur einige Katzenköpfe, die brummten zwar auch, aber sie werden wenig Thaten gethan haben. Genug, wir wehrten uns und giengen tapfer drauf hinein; aber die Menge thut's nicht im Kriegshandwerk, sondern die Ordnung; das merkten wir bald. Und als das Ding so an drei Stunden gedauert hatte, da hieß

es: Rückwärts! aber Alles in Ordnung! Aber da halte Einer Ordnung, wenn die Kartätschen im Rücken die Aeste von den Bäumen schlagen und Husaren mit den blanken Säbeln in die Flanken fallen. Wir suchten laufend das Weite, verbargen uns, so gut es gieng, hinter Hecken und Gebüsch und kamen todtmüde wieder in Homberg an. Doch leider nicht alle. Wir Schwälmer waren so ziemlich noch beisammen, aber das ganze Volksheer war zerstreut, die Officiere auf der Flucht nach aller Herrn Länder, die Gemeinen meistens eingefangen und in das Castell gebracht. Der Dörnberg ist entkommen, nachdem er als Einer der Letzten das Schlachtfeld verlassen und mit ihm einige Andere, die sollen jetzt in Böhmen bei unserm Herrn, dem Kurfürsten, sein."

„Wie jetzt die Polizei ihre Ernte hielt, könnt ihr euch denken, ihr Weizen hatte im Sonnenschein geblüht, aber jetzt trug er auch Frucht. Und kommt ihr einmal nach Cassel, dann seht euch die Tenne an, auf der sie den Weizen gedroschen haben. Rechts an der Straße liegt ein Anger, der heißt der Forst. Dort ist immer der zehnte Mann aus den gefangenen Soldaten, und sonst noch mancher treue Hesse erschossen worden. Und noch nicht kalt, hat man sie auch dort begraben. Auf ihr Trauergeläute und auf Sang und Klang warten sie noch, wie lange, das mag Gott wissen."

„Der Bauer schwieg ergriffen still und Johannes wischte sich eine Thräne aus den Augen und drückte dankend seinem Wirte die Hand. „Nicht wahr, Vater Trautmann," sagte er, „ihr haltet doch immer noch

an der guten Sache und helft mir darum meinen Freund von dort oben retten?" „Allemal," sagte der Bauer, „halte ich fest und was ich thun kann, den Heuschrecken, die unser Land verwüsten, den Weg zu verrammen, das thue ich; denn so will's mein Eid, den ich meinem rechtmäßigen Herrn, dem Kurfürsten, geschworen. Dem in Cassel hab' ich nicht geschworen; denn ich kam nicht, als sie mich zur Eidesleistung beschieden; sie wollten mich zwingen, aber ich that's nicht. Da haben sie's, schätz ich, endlich vergessen; ich aber nicht. An mir haben sie sich verguckt."

In der Sonntagskleidung von des Trautmann's Zweitem, dem Henrich, die Haare kurz geschoren und hinten nur ein Wetterdächlein, das über den Kragen fiel, die Zipfelmütze tief in's Gesicht gezogen und möglichst bemüht, den langsamen schlotterigen Gang seines Doppelgängers nachzuahmen, dazu einen Eimer mit Milch an der rechten Hand, stand zwei Tage nach jenem Gespräch der Johannes Falk vor dem Thore der Burgveste und zog die Schelle. Neben ihm stand, mit dem Gesicht nach dem Thor gerichtet, die Marielis, und konnte des Lachens nicht Herr werden; denn der Ernst ihres Begleiters war ihr gar zu lustig. Sie hatte an dem Abenteuer eine solche Freude, daß sie sich vergebens bemühte, ihr blühendes Mädchengesicht in Ruhe zu bringen, und sie lachte noch, als ein Schließer die Thüre öffnete und neckend sagte: „Marielis, gälte dein freundlich Gesicht mir, ich wäre im Stande und liefe von hier fort ohne Urlaub, und liefe dir nach und wenn's dahin gienge, wo der Pfeffer wächst." „Schade um euren breiten Rücken, Herr Sergeant,"

sagte lachend das Mädchen, ihr habt wahrscheinlich das Sprüchlein vergessen: Wer desertiren will und weiß keinen Weg, der bleibe bei der Compagnie, dann kriegt er keine Schläg'." „Bleiben gelassen, du Schäckerin, so heißt's nicht," sagte der Soldat, „sondern so heißt's: Wer desertiren will und weiß nicht wo 'naus, der gehe zu dem Schätzel hin, da ist er zu Haus!" Und damit umfaßte er das Mädchen mit dem Arm und schritt voraus, ohne sich um ihren Begleiter zu bekümmern. „Geht," sagte sich sträubend Marielis „sonst gebe ich euch Milch zu trinken, wie schon einmal! Henrich, gib mir den Eimer und warte dort im Hof, bis ich wiederkomme." Unter den Scherzen der Soldaten, die sich's im Hofe und vor den Thüren bequem gemacht hatten, schritt das Mädchen in die Küche des Schlosses.

Während dessen machte sich der Henrich, unbeachtet von den Soldaten, im Hofe zu schaffen. Er sah, daß das Schloß in Hufeisenform gebaut, aber theilweise sehr verfallen war. Der eine Flügel schien gar nicht gebraucht zu sein und hatte oben und unten Brüche in Menge. So war auch die Brustmauer, die nach der offenen Seite des Hofes lag, sehr zerfallen; aber an ein Entkommen nach dieser Seite hin war nicht zu denken. Denn dachjäh gieng der Felsen in die Tiefe und in seinen Spalten hatten wilde Rosen sich angepflanzt. Aber prächtig war von hier aus die Aussicht. Ein großer Theil des Hessenlandes mit seinen Bergkuppen und Wäldern lag offen vor dem Blicke des Schauenden, und unzählige Kirchthürme, die aus den Wäldern ragten, verriethen die Dörfer in den Thälern. Stundenlang hätte der verkleidete Henrich

hier hinabsehen und sich in die Zeit hineinträumen können, wo die Flüchtlinge, die nun umherirrten oder hinter Gefängnißmauern seufzten, die Heimat und die Freiheit wieder gefunden hätten.

Aber er vergaß keinen Augenblick seine Verkleidung und seinen Zweck. Langsam wie ein gelangweilter Bauernbursche drehte er sich manchmal nach dem Hofe um, und mit zerstreutem Auge weilte er einige Minuten auf den Soldaten und ließ es dann von Fenster zu Fenster gleiten, um sich aus den Gesichtern der Gefangenen, die sich da oben sonnten, ein bekanntes heraus zu suchen. Er hatte Zeit zu dieser Abwechselung, denn die Marielis wollte nicht kommen. Stunde um Stunde gieng hin, der Henrich setzte sich endlich auf die Mauer und da er schwindelfrei und die Mauer sehr breit war, so legte er sich endlich darauf und hatte so mehr Zeit und Muße, an den Fenstern hin und her zu schauen. Da endlich that sich droben ein Fenster auf, und in diesem Augenblicke läutete die Mittagsglocke den Soldaten zum Essen. Das Gesicht mußte dem Henrich bekannt sein, er ward über und über roth, aber die Schildwache sah das nicht; er nahm eine Rose, die er im Knopfloch getragen, langsam heraus, und als wollte er sich strecken, hielt er sie empor. Die Schildwache gieng ihren Weg auf und ab. Der Mann am Fenster sah den Burschen auf der Mauer, sah die Rose in seinen Händen, stutzte und sah schärfer, und als der Schläfer auf der Mauer die Zipfelmütze abnahm und sich mit ihr den Schweiß abwischte, da hatte der Gefangene hinter dem Gitter keinen Zweifel mehr. Beide sahen sich mit wechselnden Mienen und leisen Erkennungs-

zeichen ins Angesicht. Dann verschwand der Mann hinter dem Gitter und man hörte aus dem Gebäude eine Schelle. Nicht lange, so knarrten schwere Riegel, die Schloßthüre that sich auf und der Gefangene erschien, von einem Schließer begleitet, im Hofe. Er setzte sich, der entbehrten Bewegung sich freuend, sogleich in Gang, gieng erst mitten im Hofe auf und nieder, blieb dann stehen und besah sich den Himmel, an dem die leichten Wolken zogen und schritt dann auf die Brustwehr zu, vermied aber sichtlich den Schläfer, der ihm unverwandt mit den Augen folgte.

Jetzt entfernte sich auch der Schließer und nun schritt der Gefangene langsam der Mauer zu. Unfern von dem Burschen trat er an die Brustwehr und leise flüsternd sagte er: „Hab Dank, mein lieber Johannes, daß du mich besucht; wie geht es unsern Freunden in Lahnberg?"

„Davon ein andermal, lieber Vater," flüsterte Johannes, „heute bin ich hier, um dir zur Freiheit zu helfen. Die Minuten sind gezählt, denn jeden Augenblick kann der Schließer zurückkehren, und eben sehe ich das schalkhafte Gesicht der Marielis dort hinter dem Gitterfenster; sie mahnt zum Aufbruch. Also nur schnell noch dieses: Gehe einige Tage hinter einander dort in den verfallenen Schloßflügel, als suchtest du die Kühle, und versuche es, durch eins der hinteren Fenster in den Zwinger zu gerathen, der darunter liegt, die Höhe soll sehr unbedeutend sein. Dann siehe nach, ob dort ein großer Hollunderstrauch steht und hinter demselben eine Oeffnung in die Tiefe sich zeigt. Das ist eine Treppe, die führt in ein Gewölbe und das Gewölbe

mündet durch einen unterirdischen Gang in's Freie. So sagt der Trautmann vom Markhof, der hier oben alle Schliche kennt, und hätten sie die Oeffnung in der Mauer nicht verschüttet, so könne dir geholfen werden. Für den besten Fall sollst du dein weißes Taschentuch an den Hollunder binden, und getrost hinabsteigen in die Tiefe, wir kommen dir durch den Gang entgegen."

„Willst du den Hals brechen, Henrich?" rief in diesem Augenblick die Marielis, „hast lange genug geschlafen, während ich der Köchin half, nun mache, daß wir heimkommen!" Langsam und mit allen Zeichen eines verdrossenen, maulenden Burschen, den man aus seiner Mittagsruhe gestört hat, erhob sich der Henrich von der Mauer und humpelte hinter der Schwester drein, und der Corporal, der wieder mit der Marielis scherzte, gab ihm zum Abschied noch einen Klaps auf den Rücken, den er mit eingezogenen Schultern hinnahm.

„Seid ihr zufrieden mit mir, Herr Johannes?" fragte im Hinabsteigen das Mädchen. „Marielis, du verdienst den besten Mann im Hessenland," gab der Jüngling zur Antwort, „denn so klug wie du, ist nicht Eine auf hundert Stunden in die Weite." „Meint ihr," sagte lachend das Mädchen, „die Art von Klugheit lernt man hier zu Land von der Mutter; schade nur, daß die Mannsleute sie allein haben wollen; meinetwegen!"

Einige Tage darauf gegen Abend finden wir im dichten Gebüsche des Waldes, der die eine Seite des Sturmfels umgab, unsern Johannes und den Bauer

vom Markhof. Der Erstere tritt von Zeit zu Zeit an eine lichtere Stelle des Waldes und schaut nach dem Schlosse hinauf.

„Immer noch kein Zeichen da oben, Vater Trautmann," sagt er, „und der Martin will mit Gewalt fort, wie ihr sagt, und der Mann hat Recht, wir dürfen ihn nicht halten. Was mag der Polizeirath vermuthen, daß er so lange von Cassel bis Lahnberg unter Weges bleibt!"

„Alles wahr," brummte der Bauer, „aber meint ihr denn, ihr brächtet den kranken und müden Mann von da oben ohne den Schimmel bis über die Grenze? Also, schätz ich, ihr macht lieber dem Polizeirath einen blauen Dunst vor die Nase, als daß ihr den Rothkrägen in die Hände fallt. Wie ist's aber, habt ihr in meiner Abwesenheit es versucht durch den Gang da nach dem Schloß hinaufzudringen?"

„Ja, Vater Trautmann," sagte Johannes, und es schien ihn bei der Erinnerung an den Versuch zu überlaufen, „ich war ein gut Stück in der Höhle, aber eine Kleinigkeit ist ein solcher Nachtmarsch nicht. Dächse und Steinmarder haben Nachtaugen, die im Finstern sehen und keine Gedanken im Gehirn von verzauberten Schlössern mit Verließen für arme Gefangene, oder Erzählungen von Räuberhöhlen und Vehmgerichten. Aber Unsereiner, dem in seiner Kindheit solch' Teufelszeug in Menge ist beigebracht worden, der kann sich der Angst nicht erwehren, er käme nicht wieder mit heiler Haut an das Tageslicht."

„Glaubs euch wohl," sagte lachend der Bauer, „und gieng mir Anfangs ebenso. Aber was thut ein

Bursche nicht, einem Mägdlein zu lieb! Meiner Lore Vater war Schloßbauer da oben und war keiner von den Mildesten. Dazu ward das Thor gar zu früh Abends zugeschlossen und die Schlüssel hatte der Castellan. Wie ich dann einmal so zwischen Licht und Dunkel um den Berg her kreiste, da winkt mir der alte Förster Leonhardt herzu und sagt: Kaspar, wie wär's, wenn ich dir einen Bau zeigte, durch den du auf das Felsennest da oben kommen könntest, ohne die Schlüssel beim Castellan zu holen? Das wäre! sagte ich. Ihr wißt zwar alle Schliche hier herum, aber da hinauf geht kein Weg, als der im Zickzack um den Berg her, es müßte sich denn Einer zum Vogel machen und von Oben hineinfliegen können. — Gilt's deinen braunen Hühnerhund? sagt er. — Nun war mir der Hund an's Herz gewachsen und ich hätte ihn um kein Geld hergegeben, aber die Liebe zu meiner Lore überwog, ich besann mich kurz und sagte: Es sei gewettet, Förster, wenn ihr mir nur kein Jägerlatein vormacht! — Komm her, Kaspar, sagt er, und führte mich an dieses Gebüsch; er theilte die Brombeerenhecken auseinander und da that sich die Höhle vor mir auf, wie sie euch entgegenglotzt, so dunkel und feucht, daß mir das Herz klopfte. — Jetzt rasch besonnen, sagte der Jäger und mir nach. Er machte einen Katzenbuckel und schlüpfte hinein und ich hinter ihm drein, aber nicht ohne für mich hin zu sagen: Alle guten Geister loben den Herrn."

Langsam sich unterbrechend war der Bauer auf die Waldlichtung getreten und hatte nach dem Schloß emporgeschaut, da winkte er schweigend seinen jungen Freund heran, der unverwandt in die dunkle Oeffnung

des Ganges schaute, und sagte leise, als wenn die Bäume Ohren hätten: „Seht ihr das Tuch da oben? es flattert im Winde, das ist das Zeichen, jetzt frisch und in Gottes Namen hinein, ihr müßt in dem breiten Gewölbe sein, wenn euer Freund herabsteigt. Das Gewölbe ist so ungefähr die Mitte." Mit einem raschen Händedruck verabschiedete sich Johannes uud trat den dunklen Weg an.

Von Schritt zu Schritt verlor sich seine Angst, aber die Höhle ward immer enger, je mehr sie sich empor wandte. Das Gewölbe war theilweise zusammengestürzt und bedeckte den Boden und auf Händen und Füßen mußte der beschwerliche Weg zurückgelegt werden. Ohne den scharfen Luftzug, der von oben herab in die Höhle drang und seine erhitzten klopfenden Schläfe kühlte, wäre Johannes seiner Sinne nicht mächtig geblieben, denn der Rettungsweg seines Freundes, das gestand er sich keuchend, war doch ein gar beschwerlicher. Doch das Gewölbe ward erreicht, und mit seinen bereits durch die Dunkelheit geschärften Augen erkannte er in der Gestalt, die oben die steile Wendeltreppe herabstieg, seinen Freund und fiel ihm mit einem lauten Freudenruf um den Hals. „Gemach, gemach, Junge," sagte zitternd der Professor, „deine Liebkosungen sind mir sehr labend am hellen Tage, aber hier erschrecken sie mich. Eile, zeige mir den weiteren Weg, daß wir aus diesem Dunkel hinauskommen."

Schweigend ergriff Johannes des Professors Hand, hieß ihn sich vorsehen und bücken und noch beschwerlicher und länger deuchte ihn die Rückkehr durch den bergab führenden Stollen.

Doch das Ziel ward endlich erreicht und über und

über mit Staub und Schmutz bedeckt und geblendet von dem Abendlichte, das durch die Bäume brach, standen sie aufrecht vor der Höhle und lagen sich frohlockend in den Armen. „Das später," sagte dringend der Bauer, „jetzt schnell auf und davon; auf den Markhof dürft ihr nicht zurück. Dort darf euch Niemand sehen, und ehe die drei Kanonenschläge da oben ertönen und der Umgegend anzeigen, daß ein Gefangener sich selbst den Ausgang gesucht habe, müßt ihr im dichtesten Walde sein. Dort weiß ich ein Plätzchen, dahin hat mein Christoph den Mann mit dem Schimmel schon voraus geführt. Jetzt rasch hier ins Dickicht und wenn auch die Hälfte eurer Kleider an den Hecken hängen bleibt! Was schadet's euch? Bei Tage dürft ihr doch nicht marschiren und bei Nacht sind alle Katzen grau."

Nach einer Stunde angestrengten Marsches war der bestimmte Platz im Walde erreicht. Es war eine kleine Waldwiese, von herrlichen hohen Buchen umgeben, deren Schatten der aufgehende Mond über die Wiese warf. Dort hielt wirklich der wilde Martin mit dem Schimmel und in diesem Augenblicke dröhnten über den Wald hin die drei Kanonenschläge. „Sie haben euch lange gesucht, Herr," sagte der Bauer, „und euch Zeit gelassen; nun laßt uns die Nacht benutzen. Rasch auf den Gaul, ihr seid müde! Gib den Sack her mit dem Proviant, Christoph, und dann heim zur Mutter und sag ihr, sie sollt' ohne Furcht sein, bis nächsten Abend wär' ich, so Gott will, daheim, und kommt ein Rothkragen auf den Hof, so laßt die Marielis das Gespräch führen, die ist klüger als ihr alle zusammen!" Damit ergriff er den Zügel des Schimmels, warf den Brot-

sack auf den Sattelknopf und schweigend setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war eine herrliche Mainacht. Der Wald lag im Mondenschein mit seinen hohen Bäumen wie ein schlafender Riese. Kein Lufthauch bewegte die Blätter, nur von Zeit zu Zeit drang Eulenruf durch den Forst, oder aufgestört aus seinem Schlafe, flatterte ein Vogel im Gebüsche. Rechts und links durchkreuzten sich die grünen Waldwege; aber ohne sich zu besinnen, lenkte der Bauer das Pferd stets einer bestimmten Richtung zu. Seinem Begleiter, dem wilden Martin, entgieng es freilich nicht, wie der Bauer dann und wann auf einer Waldblöße den Blick zum Sternenhimmel hinaufwarf und sich nach den Wegzeigern da oben richtete. Darob gewann der Führer in seinen Augen von Stunde zu Stunde und er gesellte sich dicht an seine Seite, während Johannes schweigend hinter dem Pferde drein gieng.

„Hört, Alter," sagte der Bauer zu seinem Begleiter, „ihr seid auch nicht hinter den Kühen aufgewachsen; der Schimmel hier wendet stets seinen Kopf nach euch hin, als fürchte er euch zu verlieren."

„Roß kennt Martin und Martin kennt Roß," war die kurze Antwort.

„Da seid ihr wohl viel mit Pferden umgegangen?"

„Wie Martin war so groß" — damit bückte er sich im Gehen — „da ist gewesen der Roß sein Freund, und wie Martin ist gewesen so groß" — damit streckte er sich militärisch — „da ist er gewesen Roßhirt und hat geführt die Roß auf die Puste und hat viel Roß geritten und sehr wilde und hat Roß sehr lieb."

„Und wo liegt das Land, wo ihr die Pferde gehütet habt?“

„Das liegt dort, wo der Stern steht, der groß hell Stern und wo der groß Fluß fließt und heißt Ungarn.“

„Nicht wahr und da seid ihr Soldat geworden und habt dem Kaiser gedient?“

Der Martin legte seine rechte Hand militärisch an seine Mütze und sagte: „Gott segne den Kaiser und das Ungarland auch.“

„Und warum geht ihr nicht dem Stern nach und an den großen Fluß? denn daheim ist's doch jedem Christenmenschen am wohlsten.“

„Der Martin will heim, will allzeit heim,“ sagte der Ungar in gar wehmüthigem Tone, „der Martin hat Weib und Kind dort, wo der Stern steht; aber der Martin darf nicht. Der Franzos hat den Martin gefangen und gebracht in sein Land und der Martin hat gewollt heim und ist desertirt ein — zweimal und hat viel Schläg bekommen. Und dann ist er wieder desertirt und ist gekommen nach Lahnberg und hat kein Geld und weiß kein Weg, und hier Franzos und dort Franzos, Franzos überall. Deutschmann gut Mann, Lahnberg gut Stadt; gibt armen Husaren Brot und Trost. Tante Fritzchen sehr gut, Professor sehr gut, Schuster sehr gut, Waschbärbel sehr gut, Bauern sehr gut, und Martin heilt krank Roß sehr gut.“

„Verstehe, lieber Alter,“ sagte der Bauer, „ihr seid Einer von denen, die wie der lahme Storch am Wasser müssen still halten, während die Kameraden in die warme Heimat ziehen. Aber seid getrost, unser

Herrgott lebt noch. Wenn der Kurfürst heim kommt, dann zieht ihr auch dem Stern nach, und wenn wir hier auf unsern Bergen die Freudenfeuer anzünden, dann seht ihr daheim Weib und Kinder wieder. Und wenn's geschieht, dann halt ich drei Hochzeiten auf einen Tag und dann wollen wir eure Gesundheit trinken, und aller derer, die mit uns rufen: Vivat Deutschland und unser Kurfürst dabei!"

Der Mond war untergegangen, die Sterne verblichen allmählich, und roth besäumte Wölkchen zogen am östlichen Himmel hin. Die Vögel begannen sich in den Büschen zu regen und der Wald ward lichter. Noch einige Schritte und der Blick in ein Thal that sich auf.

„Da stehen wir an der Grenze des neugebackenen Königreichs Westphalen," sagte der Bauer. „Das ganze Gebäck ist verunglückt, so wie der Grenzstock, den ein Farbenschmierer hier überpinselt hat. Seht, das Weiß und Roth bricht schon durch das Kümmelviolette durch, oder wie die Farbe sonst heißt. Hier trink ich eure Gesundheit, Herr Professor, und eure, ihr junger Schillsoldat, und eure, Bruder Kaiserlicher! Wozu die Redensarten?" sagte er nach einer Pause, als sich die Dreie um seine Hand stritten und jeder seinen besonderen Dank, der Professor einen sehr gerührten Dank sagte, — „wozu unter deutschen Brüdern die Redensarten? Da liegt euer Weg vor euch, auf dem euch Gott geleiten wolle, und dort hinter mir der meine. Der Bauer Trautmann hat nicht viel Worte; wo's aber gilt, dem Franzosengeschmeiß einen Possen zu

spielen, da scheut er auch einen Nachtweg durch den Wald nicht. Nun gehabt euch wohl!" —

Der Professor sah ihm gerührt nach und sagte dann zu seinen Begleitern: „Das ist ein ächter deutscher Bauer, und so lange seinesgleichen noch nicht ausgestorben ist, hat's mit dem Vaterlande keine Noth. Die bringen das Schiff wieder ins Fahrwasser und wenn die Segelstangen auch schon zwischen den Klippen krachen. Aber wohin mit mir? Frei bin ich, aber was nützt mir die Freiheit? Ich kann mich ihrer nicht wie der Vogel in den Lüften freuen, im Sonnenstrahl wärmen und in den Büschen verstecken. Sagt, Martin, alter Freund, wo soll ich hin?" „Professor ist wie Martin ein lahm Roß, möchte laufen und kann nicht. Franzos hier, Franzos dort, Franzos überall. Lahm Roß bleibt in seinem Stall." „Also ich soll bleiben, wo ich bin, mit andern Worten, ihr meint, in der Nähe von Lahnberg wäre ich noch am sichersten? Was meinst du, Johannes?" „Ich weiß ein Plätzchen," sagte dieser, „da sucht dich Niemand und verräth dich Niemand, dahin bring' ich dich und hab' die Wege schon vorher ausgekundet. Sie gehen durch viel Wald in weitem Bogen um Lahnberg her. Aber der Martin muß vor uns heimkommen, damit die Polizei nicht Argwohn schöpft. Der Schimmel da plaudert nicht; aber seine Farbe verräth uns. Also frisch auf den Schimmel, Alter, und der Landstraße wieder zu! Dein längeres Ausbleiben wird der Schimmel entschuldigen; denn solche Reisen sind gegen sein Temparament." „Schimmel treu Pferd," sagte der Martin, „aber alt Pferd." Damit gab er seinen Ge-

fährten die Hand und ritt ins Thal hinein; die beiden Andern aber zogen sich tiefer in den Wald zurück.

Es war in der ersten Morgenstunde der kommenden Nacht, da hörte der Schultheiß von Meierhausen seinen Hofhund so laut bellen, daß er aus dem Schlafe auffuhr. Da däuchte es ihm, als wenn ein leiser Finger an die Scheiben seiner Schlafkammer klopfe. Unter Herzklopfen — denn er war sonst gerade kein Mann von Muth — öffnete er das Fenster, und auf dem Holzstoß vor dem Hause stand ein Mann, der sagte: „Schultheiß, der Vetter von über dem Rhein ist da und bringt Grüße von allen Verwandten und bittet, ihr wollet ihm eine Herberge gönnen; denn er ist müde und hat der Feinde viel." Der Schultheiß stutzte und überlegte; doch plötzlich schien ihm ein Licht aufzugehen. Er verschloß das Fenster, und nach einer Weile knarrte ein Riegel. Eine Seitenthür von den dreien, die aus dem alten Gebäude in den Hof giengen, that sich auf, eine heiße zitternde Hand griff nach der des Professors und geleitete ihn eine knarrende Wendeltreppe hinan. Ein Schlüssel drehte sich ächzend in einem alten Schlosse und sie traten in ein Gemach, in dem eine dumpfe Luft herrschte. „Hier setzt euch nieder auf den breiten Stuhl, bis ich Licht gemacht habe," sagte der Schultheiß, schloß die Thüre leise hinter sich und schlich behutsam hinab. Nach geraumer Zeit kam er mit einer brennenden Laterne wieder, hob sie in die Höhe, daß ihr Schein das Gemach leicht erhellte und sagte dann: „Hier ist noch Alles wie im Jahre 1777, da ist nichts verrückt von seiner Stelle. Hier hat die Base gewohnt und hier soll auch der Vetter wohnen. Aber der Vet-

ter darf nicht ins Dorf wie die Base und nicht in die Kirche und nicht zu seinem David; er muß sein der Hausgeist, der das Gesinde schreckt und die alten Sagen von dem alten bösen Haus wieder den Leuten ins Gedächtniß ruft. Und ist Flucht nöthig — denn auch die Geister können durch die Hexenmeister ausgetrieben werden — dann geht die Wendeltreppe hinab in den Keller und durch den Keller führt ein Gang hinüber in den alten Thurm; ihr versteht ja schon! Nun gute Nacht, Herr Vetter," sagte zähneklappernd der Schultheiß, „und verschlägt es euch nichts, so leuchtet mir hinab, dann könnt ihr die Laterne behalten, meinetwegen bis es Tag wird nach dieser langen, langen Nacht. Ihr versteht ja schon!"

Um dieselbe Zeit hatte der Müller von der Bibermühle den Mahlburschen ins Bett geschickt und füllte den Trichter mit Korn; da klopfte es mit fester Hand an seine Thüre und Johannes trat in die Mühle. „Meister Müller," sagte er, „ich bin müde geworden im Dienste für Einen, den ihr auch liebt; gebt mir ein Plätzchen zum Ausruhen!" Der Müller sagte kein Wort, sondern er öffnete eine Stubenthüre, wies schweigend auf ein dastehendes Bett und wartete weiter seines Amtes bis zum Morgen.

8.

Es heult der Sturm, es braust das Meer,
So liegts auf Deutschland hart und schwer,
Das Vaterland in Ketten!
Es gilt, — die Hand ans Herz gelegt,
Wem muthig ein Herz im Busen schlägt —
Das Vaterland zu retten!

Es heult der Sturm, es braust das Meer,
Wir schwören bei Allem, was heilig und hehr,
Das Vaterland zu retten!
Ob auch der Wüthrich dräut und schnaubt,
Ob Allen er das Herz geraubt,
Wir sprengen seine Ketten.

Es heult der Sturm, es braust das Meer,
Es ziehn Gefahren um uns her;
Drob laßet heut uns sorgen!
Und was wir heut hier Kühnes geschafft,
Das wollen wir mit Muth und Kraft
Vollbringen am folgenden Morgen.

Fr. Lange.

„Was mich betrifft, so gehe ich die Russen zu schlagen; die Zeit flieht, bis Ende September muß Alles vorbei sein; vielleicht kommen wir sogar noch zu spät. — Ich bin auf dem Wege nach Moskau; mit zwei Schlachten werde ich im Reinen sein. Ich werde Thula niederbrennen; der Kaiser Alexander kommt dann auf den Knieen und Rußland ist wehrlos. Alles ist bereit und wartet auf mich.“ So sprach in denselben Tagen, wo der Professor Wilhelm aus dem Gefängniß entsprungen war, wohin man ihn ohne Urtheil und

Recht gesetzt hatte, der Kaiser Napoleon zu einem seiner Gesandten, den er nach Polen schickte. Das sagte er in Dresden, und dorthin waren aus allen zinspflichtigen Ländern von Portugal bis nach Rußland die Fürsten und Großen gekommen, um den Blick des gefürchteten Mannes auf sich zu ziehen und wo möglich ein gnädiges Lächeln zu empfangen. Da sahe man Kaiser und Könige, Fürsten, Grafen und Herren gezwungen und freiwillig in den Vorzimmern harren, bis es dem Gebieter über Land und Leute gefalle, ihnen eine kurze Audienz zu gewähren. Und während der allmächtige Mensch hier Einen mit dem Blick seines düsteren Auges niederschlug und dort Einen aufrichtete, begeisterte er alle fast ohne Ausnahme für den kühnen Gedanken, Rußland müsse gedemüthigt werden; denn von dort drohe den Völkern die Knechtschaft, und von Moskau aus müsse den Nationen der ewige Friede verkündigt werden.

Die Lustbarkeiten, die es in Dresden gleichsam als Vorspiel des Triumphzuges nach Rußland gab, waren nur ein schwacher Ausdruck des Siegesjubels vor dem Sieg, der die Hunderttausende beseelte, die eben auf allen Wegen durch Deutschland dem großen Siegesziele, Moskau, zuzogen. Nie waren die Heere Napoleons mit solcher Siegesgewißheit in den Krieg gezogen, wie dießmal, nie hatte sich die Zuversicht ihres Führers der Menge seiner Soldaten so mitgetheilt, wie auf diesem Zuge nach Rußland. Selbst die gezwungenen Soldaten aus den unterjochten Ländern oder aus den Staaten des Rheinbundes theilten diese Stimmung, und je weiter der Marsch von der Heimat, um so

verbreiteter die Stimmung: „Wir sind auf einem Sommerfeldzug nach Rußland, zur Schlacht wird es schwerlich kommen, Beute gibts in Fülle, Ehre und Auszeichnung, und von Moskau aus, der Wunderstadt, schreiben wir den ersten Brief nach Hause; wie wird man uns dann bewundern!"

Ein französisches Regiment hatte Rasttag im Städtchen, und die ungebetenen Gäste ließen sichs wohl sein. Sie waren ja in Freundesland, und zu eitel, als daß sie den guten Willen der Lahnberger hätten bezweifeln können. Für sie hiengen die Kirschbäume so voll ihrer ersten saftigen Früchte, für sie brachten die Gärten die ersten Frühgemüse, und zu ihrer Unterhaltung standen die Mädchen der Stadt so lange am Brunnen auf dem Marktplatz. Alle gewohnte Ordnung war einen Tag lang umgekehrt, und der Muthwill und die Narrheit trieben ihr Spiel in Straßen und Gärten der Stadt. Selbst die ernsteren Einwohner ließen kopfschüttelnd und doch lächelnd dem Gebahren der Fremdlinge den Gang; „denn," sagten sie, „das kann man wenigstens den Franzosen nicht nachsagen, daß sie Spielverderber seien; man gebe ihnen, was sie wollen, und lasse ihnen heute einmal ihren Willen, morgen sind wir sie gottlob los!"

War der alte Kraushaar mit in den allgemeinen Strudel hineingezogen, oder meinte er, es seinem großen Kaiser zu Ehren thun zu müssen, er hatte auch die Schule für diesen Tag ausfallen lassen, und die Schüler trieben sich zwischen den Franzosen umher, versuchten ihr eben gelerntes Französisch, ließen sich erzählen und mitunter foppen von den Muthwilligen,

und namentlich hatte der Tambourmajor, ein himmelhoher, martialisch aussehender Mann, beständig einen ganzen Schwarm in seinem Gefolge; denn er gab bald hier, bald da Proben seiner Geschicklichkeit im Fechten mit dem Degen, warf den Stab mit dem silbernen Knopf haushoch in die Luft und fing ihn wieder, bot unter Scherzen den Mägdlein Unterricht im Menuettanzen an und schwadronirte, als könne er allein mit seinem Stab Moskau einnehmen und die ganze russische Armee vernichten.

Und dieses vielbewunderte Menschenkind hatte wunderbarer Weise sein Quartier bei dem Pirmasenser im Hasengäßchen bekommen. Bei der Nachbarin, der Hessemer aber, war ein Elsässer einquartiert, der durchaus nicht Deutsch verstehen wollte. Der Tambourmajor war, den Schnurrbart streichend und schwadronirend, bei dem Pirmasenser eingetreten; der hatte ihn mit militärischem Anstand empfangen. Der Schusterkonrad aber hatte ihn keines Blickes gewürdigt, hatte auf den Schuh, an dem er arbeitete, losgeschlagen, als hätte er den Franzosen selbst auf dem Leisten und war dann davon gegangen, und zur Nacht nicht wiedergekommen. Das war schlimm für den Pirmasenser, er radbrechte nur einige französische Wörter und der Franzose verstand kein Wort Deutsch. Aber daß der Soldat essen wolle, das merkte der Pirmasenser wohl und der Hanfried ward nach der Annelore gejagt, und diese kam zwar, erklärte aber, sie könne nur für Deutsche kochen und nicht für Franzosen, der Herr Vest möge doch nur dem Franzosen eine Wurst und einen Krug Bier hinstellen, dann werde er schon zufrieden sein.

Und wieder mußte der Hanfried laufen, und er that's mit Widerstreben und nicht ohne daß er dem Franzosen Gesichter schnitt, wie sie nur ein deutscher Schusterjunge schneiden kann, der in der Furcht vor seinem Herrn und im Kampf mit den Straßenjungen aufwächst. An der Wurst ließe sich nichts ändern, obgleich der Hanfried bei sich überlegte, ob er sie nicht etliche Male durch den Straßenkoth schleifen solle; den Bierkrug aber trank er in dem Winkel hinter der Schenke halb aus und füllte ihn dann wieder am Marktbrunnen. Der Franzose verschlang die Wurst und würgte auch unter allerlei Flüchen einen Theil des Bieres hinab, und der Hanfried stand in der Ecke und ward blau im Gesicht vor verhaltenem Lachen, indeß der Pirmasenser in einer Sprachmischung, die weiland bei den Thurmbauern zu Babel nicht ärger gewesen sein kann, seinen Gast unterhielt. Der aber verzog darob keine Miene, sondern legte sich in das nächste Bette, ohne zu fragen, ob seinetwegen Einer auf dem Fußboden campiren müsse oder nicht.

Am darauf folgenden Morgen war der Franzose ausgegangen und zu Mittag nicht wieder gekommen, das Dünnbier hatte ihn wahrscheinlich geschreckt; deßhalb übergab der Pirmasenser dem Hanfried Werkstatt und Haus, schlenderte durch die Straßen, sah dem Muthwill der Franzosen eine Zeitlang zu und stieg dann kopfschüttelnd zwischen den Gärten bergan. Die Thüre zum Garten seiner Nachbarin stand offen, und er trat hinein. Die Hessemer rupfte Salat für ihre Einquartierung. „Ihr Diener, Frau Nachbarin," sagte der Pirmasenser, „wie steht's heute mit eurem Fran-

zosen, kann er jetzt Deutsch?" „Er kann's, Nachbar, so gut wie wir Beide," sagte fortarbeitend die Hessemer. „Gestern Abend verstand er's schon, konnt's aber noch nicht reden, heute spricht er; und wie steht's mit eurem?" „Der versteht kein Wort, aber ich kam doch gut mit ihm fort. Was ein Glück für mich, daß ich in meinem langen Soldatenstand gelernt habe, in fremden Zungen mich leidlich auszudrücken. Wir hatten gar allerlei Leute in Pirmasens unter uns. Ihr hättet nur sehen sollen, wie artig der Franzose war, als ich ihm das Essen auf den Tisch stellte und ihm sagte: Jetzt essen der Herr gefälligst manger und dann legen sie sich coucher! Das verstand er und ließ sich's trefflich schmecken. Aber wie brachtet ihr den euren zum Reden und zur Ruhe?" „Nun," sagte die Hessemer, „er kam tobend herein, warf seinen Tornister auf den Tisch, daß er krachte, und welschte so etwas her von Fressen und Saufen, und mischte darunter etliche Flüche. Halt, dacht' ich, du bist nimmer ein Franzose, und ich sagte: hier zu Land essen die Menschen und die Thiere fressen, und ein Franzose säuft nicht, sondern er trinkt. Essen und Trinken soll bald auf dem Tische stehen, Fressen und Saufen aber nicht, seid nur so gut und nehmt euren Tornister von dem Tisch, daß ich das Tuch auflegen kann, wie es in Deutschland Sitte ist. So, sagt' ich, als er den Tornister nahm und ihn in die Ecke trug, hier steht das Essen und Gott segne es euch! Und wie es Schlafenszeit war, und ich betete mit den Meinen den Abendsegen und der Herr Johannes las das Capitel aus der Bibel, da legte der Franzose auch seine Hände zusammen, aber er sagte noch kein

Wort und wünschte auf Französisch eine gute Nacht. Wie wir Morgens am Frühstück sitzen, da kommt die Jungfer Madlene aus dem Schlößchen und bringt einen Gruß von der Herrschaft und fragt nach Salat und Küchenkräutern, und der Bursche hört die Jungfer Madlene sprechen, da schießt ihm, so wahr ich lebe, das Wasser in die Augen, er erkennt in ihr eine Landsmännin; er fragt woher? und wie sie ihm sein eigen Dorf nennt, da kann er plötzlich Deutsch, und wie er weiter forscht, und findet eine Verwandtin in ihr, da fällt er ihr um den Hals und ist auf einmal aus dem Franzosen ein so guter Deutscher geworden, wie ich und ihr. Dann sprachen sie von seinem Vater, der bei dem Herrn Castellan im Schlößchen sei, was ich aber nicht recht verstand, und sie nahm den Burschen mit und seitdem hab' ich auch meinen Franzosen nicht wieder gesehen."

Der Pirmasenser schnäuzte sich gewaltig und in sichtbarer Rührung und sagte dann: „Wißt ihr, Frau Nachbarin, wo das Geheimniß liegt? Das liegt in der Muttersprache. Der Bonapart schweißt jetzt alle möglichen Länder zusammen und meint, wenn er die Grenzen gemacht und die Grenzpfähle mit neuen Farben angestrichen habe, dann giengen die Völker zusammen wie die Jochochsen. Prosit die Mahlzeit, Herr Bonapart! wo der Hase geheckt ist, da ist er am liebsten; Gleich und Gleich gesellt sich gern, und Jeder schwätzt am liebsten wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Der Deutsche wird mit dem Franzosen nie ein Franzose und wenn man sie unter ein Joch zwänge, die Sprache leidet's nicht, und auch das Blut nicht."

„Bravo, Pirmasenser," sagte der Johannes, der von der Hütte aus, wo er bisher gesessen, dem Alten zugehört hatte, „das war gut gesagt; aber das müßt ihr mir doch zugeben," fügte er neckend hinzu, „Soldaten sind diese Franzosen und das tüchtige, und wer sie gut anführt, der kann mit ihnen die Welt erobern; in so einem Tambourmajor da steckt ein General!" „Nun, nun, Herr Johannes," sagte der Alte, „fechten können diese Franzosen und haben schon viel erfochten; aber Soldaten, nein, das sind sie nicht. Sind das Soldaten, vor denen der Tambourmajor mit seinem Stecke hertanzt, wie ein Possenmacher? Sind das Soldaten, von denen ein Jeder seinen eignen Tritt thut, unbekümmert um Trommel und Musik, und wo der Eine den Andern neckt und foppt im Glied; wo Keiner auf das Kommando des Majors hört, und muß ihm von dem Unterofficier zugerufen werden, so daß man meint, man stünde in einer Judenschule, wenn so ein Regiment exercirt? Da hättet ihr uns Pirmasenser sehen sollen, das waren Soldaten! Propre von Kopf bis zu Fuß, und wenn unser hochseliger Herr Landgraf Parade hielt und es hieß: Steht! dann bewegte sich kein Gesicht, man hätte an den Nasen hin eine Linie ziehen können. Und wenn wir marschirten, dann hob sich kein Fuß um einen Zoll höher als der andere, das ganze Bataillon war wie e i n Mann. Das waren Soldaten!" „Und was sind denn die Franzosen, Alter?" fragte Johannes. Da bog sich der Pirmasenser zum Ohr seines jungen Freundes, sah sich erst rings um und flüsterte ihm dann ein einzelnes Wort in die Ohren. „Das, Herr Johannes, waren sie und

das sind sie bis heute. Da ziehen sie nach Rußland, wie sie sagen, um den Frieden für die Welt in Moskau zu holen und um Ruhm zu suchen, ich sage euch, es ist nicht wahr, stehlen wollen sie. Alle Länder haben sie ausgeraubt, ihr eignes mit, und da ist kein Unterschied zwischen einem Gemeinen und einem General; sie stehlen Alle. Da führen sie jetzt ganze Regimenter Wagen mit sich, darin soll Proviant sein. Profit die Mahlzeit! leer sind die Karren; ich kenne den Klang eines vollen und eines leeren Karren gar wohl. Der Bonapart gibt jedem Soldaten nur auf vier Tage Lebensmittel beim Ausmarsch, den fünften Tag muß er schon stehlen. In den Wagen da wollen sie die Beute heimfahren, der Russen Gold und Silber. Sie sind Alle auf den Raub angestellt, sagt, ich hätt's gesagt!"

„Das möchte euch bös bekommen, Alter, wenn ich's sagte."

„Bös bekommen? Widerlege mich Einer, der es kann; es kann's Keiner. Warum fingen sie den Spectakel an, der mit dem Königsmord endigte? Sie hatten kein Geld, sie mußten es stehlen; da mußte erst das Wasser trüb gemacht werden, damit sie fischen konnten. Warum brachen sie über die Grenze? Weil sie ohne Hosen und Schuhe waren und den Deutschen beides von den Beinen ziehen mußten. Hättet ihr diese sogenannten Nationalgarden im Jahre 92 gesehen, wie ich sie gesehen habe, ihr glaubtet, was ich glaube. Es war im October 92; es denkt mir noch wie heute. Mein hochseliger Herr, der Landgraf, war gestorben und ich hatte mit manchem braven Mann den Abschied

bekommen, und war betrübt darüber und das Handwerk wollte mir nicht flecken; da dachte ich, du gehst einmal ins Bärenthal zu deinem alten Kameraden, dem Adam, der dort am Zoll saß, und sprichst mit ihm von der guten alten Zeit und deinem hochseligen Herrn. Wie ich in's Bärenthal komme, so höre ich schon von Weitem Läuten und Schießen und ein Geschrei, als wenn die Welt untergienge. Auf den Straßen wimmelte es von Franzosen, die nannten sich Nationalgarden von Bitsch, die sahen aus, als hätten sie ihre Montur auf einem Trödelmarkt gekauft. Einer hatte einen Stiefel und einen Schuh an den Beinen, Einer Kniehosen mit Schnallen, und ein Andrer Hosen mit Lederbesatz. Einer trug einen Dreimaster, und ein Anderer eine rothe Mütze. So waren auch ihre Waffen. Jagdflinten, Karabiner und Musketen waren die Gewehre, und die Säbel hiengen ihnen an Stricken um den Leib und waren so, daß es schien, sie hätten sie früher zu Hackmessern gebraucht. Nun, das Völklein machte Brüderschaft mit den Bärenthalern und caressirte sie so lange mit dem Worte Freiheit und Gleichheit, bis sie zusammen dem Oberförster ins Haus rückten und den bedrohten; dann mußte er mit hinaus und zusehen, wie sie die herrschaftlichen Teiche ausfischten. Nach dieser Heldenthat rissen sie vom Zollhaus das hessische Wappen ab, ein Bube steckte es auf eine Stange und hielt es Jedem vor, um darauf zu speien. Aber wer's nicht that, das war der Oberförster und mein alter Adam. Der sagte: ich habe 40 Jahre das Brot meines Herrn gegessen, wie sollt ich meines Fürsten Wappen verunehren! Auch ich habe

ihnen gesagt, was sie wissen mußten und darüber etliche Püffe bekommen, aber die haben mich nicht geschmerzt. Die kamen mir so süß vor, als wenn mein hochseliger Herr zu mir sagte: Flügelmann Best hervor!“

„Kurzum, Herr Johannes, je weiter die Freiheit, desto größer der Diebstahl. Sie lehrten die Bauern in die Wälder brechen und die Jagd verderben, sie lehrten sie, die Steuern verweigern und die Spione machen gegen ihre gute Herrschaft. Nicht überall fuhren sie so ab, wie in Pirmasens, wo die Bürgerschaft Mann für Mann erklärte, sie wolle von ihrer Freiheit nichts wissen; der Landgraf sei ihnen stets ein treuer Herr gewesen, sie wollten ihm auch treu bleiben. Trotz dem aber drangen sie in den Schloßgarten, hieben den schönsten jungen Baum um, machten ihn frei von seinen Aesten und gruben die Stange auf dem Paradeplatz ein, oben darauf eine rothe Freiheitsmütze. Dann tanzten sie um den Freiheitsbaum her, wie unsinnig, sangen ihr Ça ira! und soffen bis tief in die Nacht hinein, auf ungerechte Kosten; denn man gieng mit dem Geschmeiß um wie mit rohen Eiern, daß man nur keins zerbreche. Zum Dank stahlen sie dann meinem Herrn zu Darmstadt noch etliche Kisten mit Silbergeschirr und wichtigen Papieren, die man ihnen in Buchsweiler aus den Händen gerissen und nach Pirmasens gebracht hatte. Dort im Lichtenbergischen machten sie noch weniger Federlesens, und meinten das Recht zu haben, die deutschen Fürsten im Elsaß geradezu ausziehen zu dürfen. Also das Silber hatte man ihnen unter Mühe entrissen und es in Pirmasens wohl verwahrt. Aber wie sie anfiengen, den Freiheitsbaum

aufzurichten und lange Finger zu machen und drohten, meines hochseligen Herrn Eigenthum sich anzueignen, da faßte sich ein treuer Diener das Herz und belud etliche Wagen mit den Kisten, um sie nach Darmstadt zu flüchten. Aber das hatten die Spürhunde ausgewittert, denn ich schätze, sie riechen das Geld wie der Hund die Wurst, genug sie hielten die Wagen an, raubten die Kisten und erklärten den Inhalt für Nationalgut nach demselben alten Franzosenrecht, das sie noch heute anwenden, wenn sie den Hieronymus nach Cassel einlogiren und den Primas nach Frankfurt, und ihre Marschälle mit Rittergütern ausstatten, die sie denen abnehmen, die nicht pariren wollen. Kurzum, Herr Johannes, was die Atzel da oben im Birnbaum den Gärten rings umher, das sind die Franzosen unserm deutschen Land. Kein Sämlein kann aus der Erde, die Atzel pickt davon, und kein Vogel kann ruhig seiner Brut warten, die Atzel säuft ihm die Eier aus, und scheucht ihr sie, dann schilt sie euch noch aus und droht euch mit dem Schwanz. Und noch einmal kurzum, unser Herrgott muß ein Einsehen haben und Rosse und Reiter ins Meer versenken; denn gegen Menschenkraft sind sie gefeiet. Nichts für ungut, Herr Johannes, ich muß heim und nach meinem Tambourmajor sehen, denn mein Konrad hat das Franzosenfieber bekommen und ist auf und davon. Das wird ihm viel Spott einbringen."

In derselben Stunde, als die Franzosen in Lahnberg einzogen und mit den Quartierbilleten von Haus zu Haus giengen, ob sie das rechte getroffen hätten, und den ankommenden Gästen helle und trübe Gesichter

gemacht wurden, je nachdem der Hausherr gesinnt war; da stand auch ein Fremder an dem Thore zum Schlößchen, das in die Steingasse führte und zog die Schelle. Er stand und stand schon eine Viertelstunde und im stillen Hause regte sich nichts. Die Steingässer hatten Zeit, sich den Mann recht zu betrachten. Er war von hoher Gestalt und derbem Gliederbau, nur sein Nacken war etwas von Alter gebeugt und unter dem dreieckigen grünen Hute, auf dem eine Vogelfeder steckte, sahen weiße herabhängende Haare hervor. Seine Kleidung bestand aus grauem Tuch mit grünen Aufschlägen und die Füße steckten in hohen Gamaschen. Er stand fest in einem Paar derber bestaubter Schuhe und an seiner Seite hieng ein kurzer Hirschfänger; sein Büchsenranzen war gefüllt. Ein Soldat war er nicht und doch schien er mit den Soldaten gekommen zu sein. Er stand unbeweglich unter der Schelle und zog sie von Zeit zu Zeit, neigte dann sein Ohr ein wenig zur Seite und lauschte, aber keine Spur von Ungeduld über die Vergeblichkeit seines Schellens bemerkte man an seiner Miene. Der Mann schien warten gelernt zu haben.

Nicht so die Waschbärbel im Ritter. Sie hatte eine Zeitlang aus dem Fenster dem Bemühen des Alten zugesehen und ihm dann ein Zeichen gegeben, er müsse härter ziehen; dann hatte sie ihrem Franz die Weisung ertheilt, den Fremden in seinem Bemühen zu unterstützen, und als auch das nicht geholfen, da war sie selbst herzugekommen und hatte gesagt: „Es ist wider alle Raison, was das Hochmuthszeug da drinnen euch warten läßt. Gewiß ist Tante Fritzchen nicht daheim,

die hätte längst ein Einsehen gehabt. Das kommt Alles daher, wenn man sich über Seinesgleichen erhebt und Niemand das Maul gönnt, und sich Quartierfreiheit geben läßt, während eine arme Wittwe ihren Franzosen kriegt, und wenn sie ihn auch nicht will und nicht brauchen kann, von wegen schlechter Kost und engem Logis. Aber hören sollen sie da drinnen und wenn sie die Ohren mit Baumwolle verstopft hätten! Marsch, Franz, hinauf an's Astloch und einen Pfiff hinein gethan, daß es ihnen in die Ohren gellt!" Der Fremde wollte abhalten, aber der Bube kletterte auf den Rücken seiner Mutter, die belfernd Stand hielt, und ein Pfiff durchschnitt die Luft so gellend und so anhaltend, daß der Alte sich die Ohren zuhielt. „Jetzt paßt auf", sagte schmunzelnd die Bärbel, „ob das nicht hilft!"

Und es half wirklich. Der Castellan erschien selbst und öffnete die Thüre und mit Erstaunen sahen die Waschbärbel und ihr Franz, daß die beiden Männer sich in die Arme sanken und der Castellan ausrief: „Du bist's, mein lieber alter Klein?" Und dann fuhr sogleich wieder die Thüre in's Schloß.

„Klein heißt der fremde alte Mann, mein Sohn, Klein heißt er," sagte die Waschbärbel, „aber nun schnell wieder hinauf an's Astloch und gesehen, was sie nun machen." „Mutter," sagte nach einer Pause der Franz von seiner Mutter Schulter herab, „das war sehr rührend. Denkt nur, die Jungfer Madlene hat den Alten auch geküßt und geht hinter drein, wie der Castellan den Mann in's Schlößchen führt, und sie weint hinter ihm her." „Hat sie geweint, die Jungfer Madlene?" sagte die Waschbärbel und griff selbst nach ihrer

Schürze, „ach, ihr Leute, was eine Zeit! Die Jugend lacht und die alten Leute weinen, das kommt Alles vom Kometen und von den verdammten Franzosen! Gott verzeihe mir meine Sünd'!"

Noch in derselben Stunde klopfte der Castellan an die Thüre des Zimmers, in welchem die Frau von Tiefenbrunn am offnen Fenster saß und die Kühle des Sommerabends genoß und sagte unter einer tiefen Verbeugung: „Gnädige Frau, ein Schachtheimer ist da und wünscht seine Aufwartung machen zu dürfen. Seinen Namen möchte er vor der Hand nicht nennen, um zu sehen, ob die gnädige Frau ihn noch erkennten nach langen Jahren." „Ein Schachtheimer?" sagte die Schloßfrau gedankenvoll, „was will ein Schachtheimer bei mir? Nun," sagte sie nach einigem Besinnen, „er mag kommen!"

Der Blick der Schloßfrau glitt über die Bilder hin, die an der Wand hiengen und ein Seufzer stahl sich aus ihrer Brust. „O Jugend, o Schachtheim!" hauchte sie leise vor sich hin. Wieder klopfte es an die Thüre; der Castellan öffnete, ließ den Alten in die Stube hinein und entfernte sich rasch. Die Schloßfrau war aufgestanden und dem Fremden entgegen gegangen. Der blieb in sichtlicher Rührung in der Mitte der Stube stehen und seine Augen ruhten eine Zeitlang auf der Gestalt der Herrin und auf den grauen Haaren, die unter der schwarzen Haube hervorsahen. Auch die Dame musterte ihrerseits den Fremden, dann aber gieng plötzlich ein Sonnenstrahl über ihr Angesicht und mit dem Ausruf: „Tobias, mein lieber alter Tobias!" faßte sie die beiden Hände des Alten, und drückte sie in un-

beschreiblicher Rührung an ihre Brust. Der Alte weinte und stöhnte. „Ach du weinst, mein lieber Tobias, o weine nicht! Ich bin deiner Rührung nicht werth! Laß mich dir aber sagen, wie ich mich freue, dich wieder zu sehen, dich alten treuen Freund meiner Jugend! Ach und wie gut siehst du aus, du hast wenig gealtert, du hast noch die alten lieben Augen, die über dem jungen wilden Mädchen wachten, und die die Jungfrau warnten; o hätte ich dem treuen, warnenden Blicke gefolgt, wie so anders wäre es jetzt mit mir! Aber komm, lieber Alter, hier sollst du sitzen und ruhen! Keine Entschuldigung! Du bist ja mein ältester Freund, du sollst an meiner Seite sitzen, das ist dein wohlverdienter Ehrenplatz! Aber was treibt dich in deinen alten Tagen noch über den Rhein zu uns und zwar mit den Franzosen? Gehörst du zum Regiment, das heute einzog?“

Der Alte deutete auf seine Kleidung und sagte mit mühsamer Fassung: „Das war, seitdem mir's denkt, meine Uniform und soll sie auch bleiben, bis Gott mich mit dem Rock des ewigen Heils bekleidet. Ich bin meines gnädigen Herrn, des Herrn von Tiefenbrunn Förster, obgleich noch wenig zu forsten ist.“ „Kann mir's denken, lieber Alter,“ sagte die Schloßfrau, „nicht wahr, die Franzosen haben bös gehaust in Schloß und Wald und haben dir wenig zu thun übrig gelassen?“

„Nun, so nutzlos ist dennoch mein Amt nicht auf dem alten Flecke. In dem Schlosse nisten die Spatzen und die Rothschwänzchen, und der Wind streicht ungehindert durch die offenen Fenster, der Park gleicht einer Wildniß und in den Teichen leben nur Frösche.

Aber der Wald, je nun der Wald, der fängt wieder an zu wachsen. Das gute alte Holz, die stolzen Bäume, die sonst da standen, die sind verschleudert und versilbert worden und das Geld haben die Diener der großen Nation verschlungen. Aber ich habe hinter ihnen her den Boden wieder angesäet und so fünfzehn bis zwanzig Jahre geben schon einen schönen Schlag. Ich wohne noch im Parkhäuschen und genieße mit Eurer Gnaden Erlaubniß ein Stück davon, darauf ich mein Brot ziehe, und pflanze da und dort einen Baum auf die Zeit hin, wo die gnädige Herrschaft wieder bei uns einzieht."

„Und daran glaubst du, guter Alter?" sagte die Schloßfrau zutraulich, „und siehst doch, daß der Strick täglich fester gedreht wird, an dem wir geführt werden. Mit den Franzosen bist du heute gekommen und weißt auch, wohin sie ziehen und weißt auch, daß ihr Kaiser nie fester gesessen hat, als jetzt und doch sprichst du von einer Veränderung! Wir, lieber Alter, werden uns verändern, wir werden bald ins Grab gehen, aber die Macht dieses großen Menschen und seines stolzen Volkes, die wird wachsen."

„Gnädige Frau," sagte der Alte, „allen Respect vor Eurer Gnaden Meinung; ich hab' sie auch schon gehabt in schwachen Stunden und liefere ja mein eigen Fleisch und Blut jetzt auf die Schlachtbank. Denn mit meinem Enkel, der unter den Franzosen dient, bin ich bis hierher gereist. Da braucht' ich nicht Paß und Reisekarte. Der Junge jubelt und schwört nicht höher, als bei seinem Kaiser und mir bricht darüber das Herz, denn ich weiß, was ich weiß. Ich hab' ja nicht um-

sonst meine Bibel gelesen und erkannt, daß Gott so großen Herren viel Macht gibt, Schaden zu thun, daß er sie aber stürzt und niederwirft, wenn die Zeit seiner Geduld aus ist. Denn eine Geißel ist dieser Bonapart auf die breiten, stolzen Rücken, bis sie sich demüthigen und beugen; dann aber bricht der Tag der Gnade an. Ich bin kein Prophet, aber ich glaube dem Prophetenwort: ‚Das weiß ich fürwahr, wer Gott dient, der wird nach der Anfechtung getröstet und aus der Trübsal erlöset,‘ Hiob am Dritten.“

Mit Rührung sah die Schloßfrau in das treue, gläubige Auge des Alten, aber dann ward sie plötzlich sehr ernst; eine tiefe Blässe überzog ihr Gesicht; es gieng ein schwerer Kampf in ihrer Seele vor, sie schien unentschlossen, ob sie reden oder schweigen solle und mit mühesamer Fassung sagte sie: „Was hilft auch eine bessere Zeit, was hilft die Rückkehr, ich wäre ja einsam dort, wie ich es hier bin. Die Meinen sind mir so gut wie todt.“

„Todt?“ sagte der Alte, „todt? Ich meine gehört zu haben, der gnädige Herr dienten unter den Kaiserlichen. Der Friede, auf den wir warten, wird ihn euch zurückbringen.“

„Nie, nie,“ sagte die Schloßfrau mit niedergeschlagenen Augen; „er hat sich von mir geschieden. Er schreibt von Zeit zu Zeit an den Castellan; an mich nicht mehr, schon seit Jahren nicht. Als ich noch jünger und trotziger war, da hab' ich Gleiches mit Gleichem vergolten, seit ich aber alt werde und Gott mich gedemüthigt hat, daß ich ihn und meine Sünden erkannt habe, da jammert mich seine Entfremdung,

und ich habe ihm geschrieben und um seine Vergebung gebeten; er hat mir nicht geantwortet. Tobias, du bist der einzige Mensch auf Erden, der mein Leben ganz kennt, und mit dem ich auch von den Verirrungen meines frühern Lebens reden kann; sag', geschieht mir nicht Recht?" — Der Alte schwieg bescheiden. — „Du schweigst? Du willst mir nicht wehe thun? Thue es immerhin, ich läugne nichts, ich beschönige nichts. Dasselbe Volk, das jetzt die deutschen Männer seinem Ruhme opfert, das hat zuvor die deutschen Frauen seiner Lust geopfert. Von Frankreich kam und kommt nichts Gutes. So denke ich jetzt, seit ich wieder eine Deutsche geworden bin. Erst schickte dieses Volk seine Kammerdiener, seine Abbé's, seine verlüderlichten Abenteurer mit hohen adeligen Namen herüber, die schlichen sich wie Schlangen in die deutschen Familien ein, und hatten sie das deutsche Haus bis auf den Grund verdorben, dann giengen sie davon. Das Opfer dieser Teufel bin auch ich geworden, aber mit durch meine Schuld. Der leichte Weltton gefiel mir, den die gewandten Fremdlinge brachten; das Wechseln mit Neigung und Versprechen war mir gefällig, und dem einzigen Menschen, der es eigentlich treu mit mir gemeint hat, dem habe ich die Treue gebrochen und im Leichtsinn den Schwüren eines Mannes geglaubt, der mich nicht liebte und nicht ehrte und darum bald verlassen hat. Und damit ich recht für meine französische Abgötterei gestraft werde, so verblendete Satan das Herz meines einzigen Sohnes, daß er wie toll mit um den Freiheitsbaum tanzte, meine Ermahnungen und Drohungen in den Wind schlug, meinen Fluch nicht scheute, son-

dern im Heere dieser Republikaner Dienste nahm. Ja ich fluchte ihm; ich hätte es nicht thun sollen, aber ich that's! Gekränkt durch meinen Mann, erbittert durch das schamlose Treiben der Republikaner, fluchte ich dem einzigen Kinde, das mir Gott zu meinem Troste gegeben, und stieß es damit für immer von mir. So stehe ich denn allein in der Welt. Mein Berthold lebt schwerlich noch, sonst hätte er wenigstens einmal ein Lebenszeichen von sich gegeben. Und er, den er verführt hat, sein Kamerad, der Sohn meines alten, treuen Castellan, der Gottfried Meier, wo mag der jetzt sein? Alles haben mir die guten Leute geopfert, daß ich aber ihre Liebesdienste stets nur mit einem inneren Vorwurf annehmen kann, das schmerzt mich doppelt. Ach er war ein so guter Junge, der Gottfried, du erinnerst dich gewiß, Tobias, und den Aeltern so anhänglich; aber die Liebe zu meinem Berthold, an dem er wie an einem Helden hinauf sah, trieb ihn auch in den Strudel hinein, und auch er ist verschollen! Und wie viel Tausende solcher deutschen Familien aus den Ländern über dem Rhein mögen sein, die noch trauern über den Verlust verblendeter Kinder! Das ist der Fluch dieser bösen Zeit, sie verwirrt alle Begriffe, sie hebt alle göttlichen Gebote und alle menschlichen Pflichten auf, und stürzt Alles dem einen Strome nach und der verschlingt Tausende. Das ist Satans Ernte und Triumph! Ach mein Berthold, mein Berthold!" rief händeringend die Schloßfrau, stand auf und sah zu dem Bild ihres Sohnes empor, das mit jugendlich heiterem Blick auf sie herabzuschauen schien.

Der Alte folgte ihrem Blicke, erhob sich ebenfalls

und sein Auge hieng mit Wohlgefallen an den freundlichen Zügen des ihm gar wohl bekannten Gesichtes. „Ja," sagte er, „so sah er aus vor mehr als 20 Jahren; aber jetzt würde er sich selber nicht mehr erkennen. Jetzt ist sein Gesicht dunkel und gebräunt, seinen Mund beschattet ein schwarzer Bart, die hohe Stirn ist von einem Säbelhieb durchfurcht und die Augen sehen trübe zu Boden, das Herz leidet unter dem Fluch der Mutter!"

„Was sagst du, Alter, bist du im Traum?" rief die Schloßfrau, faßte den Arm des Försters und drückte ihn mit aller Kraft. „Sagst du Wahrheit oder sprichst du im Traum?"

„Ich sage Wahrheit, gnädige Frau, Herr Berthold lebt, ich habe ihn selbst gesehen und bin darum in meinen alten Tagen hieher gereist, um zu erfahren, ob der Fluch der Mutter noch die alte Kraft hat, oder ob die Mutterliebe bereit ist, dem Reuigen die Arme zu öffnen."

„Und wann sahst du ihn und wo ist er? Schaffe ihn, Tobias, laß mich ihn sehen, ich bitte dich auf meinen Knieen, foltere mich nicht! Hast du ihn mitgebracht, so bringe ihn, ich will deine rauhe Hand dafür küssen wie die Hand meines größten Wohlthäters!"

Dem Alten flossen die Thränen über die welken Wangen, er nöthigte seine Herrin auf den Sitz zurück, nahm selbst einen Stuhl und setzte sich in ehrerbietiger Entfernung ihr gegenüber. „Gnädige Frau," sagte er, ich will erzählen, was ich weiß; viel ist's nicht, aber doch etwas, das einem Mutterherzen wohl thut. Gott weiß, ich erzählte gerne mehr. Aber diese Zeit

ist wie die Bilder in einem Guckkasten, es geht Alles rasch an einem vorüber. Also es sind etwa zwei Monate, da hatte ich einen Baum gepflanzt mit allerlei Gedanken an die Zukunft und lehnte mich auf meinen Spaten und sah nach dem Schloß hin, wie es so erbärmlich in seiner Nacktheit da lag; da kam der Mauer entlang ein Officier auf mich zu, grüßte militärisch und sagte: Lieber Vater, wem gehört das Schloß da? Ich nannte Ihren Namen, und er fragte weiter: Und wo wohnt die Frau von Tiefenbrunn jetzt? — — Und der Herr des Schlosses? fragte er weiter, und fragte so viel und so rasch, daß ich mir den Fremden schärfer ins Auge faßte, und mit einem Male erkannte ich ihn und sagte: Junker Berthold, trügen mich meine alten Augen nicht, so kennen wir einander von lange her. Ja wohl, lieber alter Tobias, sagte er und fiel mir um den Hals. Du pflanzest Bäume, sagte er, für wen? Für meine gnädige Herrschaft, sagte ich, wenn sie wiederkommt! Wenn sie wiederkommt? sagte er, und ich, darf ich auch wiederkommen? Gewiß, Junker, sagte ich, das dürft ihr, und dann machte ich ihm eine solche bewegliche Schilderung von dem, was ein Mutterherz sei und was die Schrift sage von der Liebe, die nimmer aufhört, daß er weich wurde wie ein Kind, und mir versprach, er wolle an euch schreiben und eure Vergebung erbitten. Und dann gieng ich mit ihm durch den Park und sah, wie er da und dort stille stand und das Sonst und Jetzt mit einander verglich. Er suchte nach den Lauben und Lusthäuslein und fand einen Haufen Schutt, auf dem der Hetterich wuchs. Er sah sich nach dem Springbrunnen um und ich sagte

ihm, als seine Frau Mutter noch hier gewesen, da hätten sie die Bleiröhren geraubt und für Nationalgut erklärt. Das schien ihm zu wurmen. Und wie wir durch die Zimmer und Säle des Schlosses giengen und er die Zerstörung sah und den Muthwillen an Thüren und Wänden und las die Schandsprüche, die sie an die Wände gekratzt hatten, da fuhr sichtlich der alte böse Feind wieder in ihn hinein; der Soldatenteufel flüsterte ihm zu: seine Weichheit sei seiner nicht würdig, genug, er nahm schnell Abschied, und denkt nur, er nannte mir nicht einmal den Namen seines Regiments. Nur das erfuhr ich von ihm, daß er bisher in Spanien gedient, aber die Erlaubniß erhalten habe, dem Feldzuge gegen Rußland beizuwohnen. Dort hat er auch vor Jahren schon den Gottfried aus den Augen verloren, entweder, sagte er, sei er geblieben oder gefangen worden. Ich für mein Theil glaube, der Junker Berthold kam mit dem Heimweh in der Brust aus Spanien, und wollte die Mutter aufsuchen; als er aber den Gräuel am Gute seiner Väter sah, der von seinen eigenen Landsleuten geübt war und eures Fluches dabei gedachte, da hat er Zweifel an eurem Herzen bekommen und ist wieder in den Krieg. Gott erhalte ihn, bis er Glauben gelernt hat und die Rückkehr gefunden."

„Amen," sagte die Schloßfrau, stand auf und zog die Schelle. Tante Fritzchen erschien und fragte leise nach der gnädigen Frau Befehl. „Fritzchen", sagte die Schloßfrau, „bringe das Abendbrod für mich und für unsern alten Freund da, und dann komme selbst und bitte auch deinen Vater in unsern Kreis. Die alten Schachtheimer wollen heute zusammen der guten

alten Zeit gedenken und sich an einander freuen, so weit es die böse Zeit erlaubt. Und meinem alten Klein da machst du das beste Zimmer im Hause zurecht und bettest ihn weich und warm; seine Eichen haben ihm die Franzosen geraubt, aber die Treue konnten sie ihm nicht nehmen, die ist tief in seinem Herzen gewurzelt."

Tante Fritzchen verneigte sich und sagte: „Wir haben noch einen Gast an diesem Abend, darf der mitkommen? Der Pfarrer Held von Meierhausen ist bei uns." „Welche Frage, Fritzchen, der Pfarrer Held ist sehr willkommen" sagte die Schloßfrau, „der ist auch einer von den guten Alten."

Aber der Pfarrer Held war heute nicht der Alte; es schien ein Kummer auf seiner Seele zu lasten; er war zerstreut und gab nur mit halbem Ohre Acht auf das, was die Schloßfrau mit ihren Gästen besprach. Ehe er in's Schlößchen kam, war er erst im Hause seines Freundes, des Stadtsyndikus Braun gewesen, und die Eindrücke, die er von da mitgebracht, lasteten schwer auf seiner Seele. Das Haus des Stadtsyndikus fühlte den ganzen Druck der schweren Zeit. Seine Bewohner waren einander in herzlicher Liebe zugethan, sie waren einfach und genügsam und ihre Herzen entbehrten des Trostes von oben nicht, und doch lag eine Schwermuth auf ihnen, die auch der Zuspruch des liebsten Freundes nicht verbannen konnte. Denn wer mag dem Freunde alle Wunden zeigen? Für manche gibt es nur eine Heilung und die verzögert der weise Arzt im Himmel oft länger, als wir begreifen können.

Schon vor dem unglücklichen Neujahrsabend, der

dem Professor die Freiheit und dem Stadtsyndikus das Amt genommen hatte, war es dem Hausfreunde so vorgekommen, als wenn irgend eine dunkle Stelle im Leben und in der Erfahrung dieser guten Leute sei, die bei der leisesten Erinnerung einen düstern Schatten über ihr Gemüth warf. Doch wer mochte da forschen, wo sie selbst schwiegen; der Pfarrer Held that das am wenigsten. Gegen ihn war der Freund sonst aufrichtig und er wußte ihn gegründet in dem Boden des Glaubens und begeistert für alles Gute und Deutsche; er ehrte sein Schweigen über den Kummer, den er allein tragen wollte. Aber das konnte dem Hausfreund nicht verborgen bleiben, daß häusliche Noth die guten Menschen drückte. Der Stadtsyndikus besaß nur das Haus, das er bewohnte und auf dem ruhte ein Kapital, und seine Besoldung, die er von der Stadt bezog. Da es nun dem Feinde gelungen war, ihn von dem Amte zu entfernen, bis jetzt freilich noch ohne eigentlichen Richterspruch, so hörte seine Einnahme gänzlich auf, und die Noth ward mit jedem Tage größer, ohne daß die Freunde es merkten, denn Scham schloß dem Stadtsyndikus den Mund. Es war nach und nach so weit gekommen, daß Frau und Tochter sich eines Stücks ihrer gewohnten Bequemlichkeit nach dem andern entäußern mußten, und daß in wenigen Häusern des Städtchens so dürftig gelebt wurde, wie in dem des Stadtsyndikus. Eine Reise nach der Residenz, um das verlorene Amt wieder zu gewinnen, war fruchtlos geblieben und mit dem bitteren Gefühl, daß bei Menschen keine Rettung möglich sei, kehrte er nach Haus zurück. Man glaube ihm ja, sagte man ihm, daß er unver-

dächtig sei und keine strafwürdige Handlung gegen die Regierung begünstigt habe, aber seine Gesinnung sei verdächtig und er könne nicht läugnen, daß er wenigstens unklug gehandelt habe, sich mit verdächtigen Menschen abzugeben und dann und wann eine Aeußerung fallen zu lassen, aus der hervorgehe, daß er es mit dem bestehenden System nicht gut meine. Die Leute, die das sagten, waren hohe Staatsbeamte und zuckten dabei mit den Schultern und zwinkerten mit den Augen, als wollten sie damit andeuten: „Wir theilen ganz dein Gefühl, aber sei kein Narr und versuche es, wider den Strom zu schwimmen; wie eben in Paris gepfiffen wird, so muß in Lahnberg getanzt werden." Ja, Einer der Rathgeber, und der war noch der Ehrlichste, sagte: „Herr Stadtsyndikus, Ihre Verlegenheit rührt einzig daher, daß Sie der Polizei kein freundlich Gesicht gemacht haben; versuchen Sie es einmal mit Lachen, statt mit Sauersehen, und ich stehe Ihnen dafür, das Blatt wird sich freundlich für Sie wenden. Brachten ja doch," sagte das Männlein mit Schmunzeln, „die Aegypter weiland den Krokodillen Opfer dar, warum sollte ein Mann, der Weib und Kind hat, nicht so einem Polizeikrokodill die Thränen abzuwischen versuchen, ich sage, versuchen; doch das ist ein Rath, den der Freund dem Freunde gibt; andere Zeiten, andere Sitten; jetzt ist's eben in der Welt Sitte mit dem großen Haufen zu rufen: Groß ist die Diana von Ephesus!"

„Das war das erste ehrliche Wort, das ich seit lange gehört habe," sagte der Stadtsyndikus, als er durch das Thor der Residenz zu Fuß wanderte; denn

mit der Post reisen, das erlaubte seine Armut nicht. „Aber ihr guten Leute, ihr seid alle leidige Tröster; was mich drückt, und warum man mich drückt, das liegt viel tiefer. Ihr meint, der Feind könne durch ein freundlich Wort und eine demüthige Rede gewonnen werden; ach nein, er liegt wie das Raubthier seiner Beute gegenüber und wirft sich darum noch nicht auf die Zitternde, weil er sich an ihrer Angst laben will. Ich und der Polizeirath, wir kennen einander, und weil wir uns kennen, darum haßt er mich bis in den Tod; er siegt, und ich unterliege. Doch nein, ich unterliege nicht; Gott läßt mich dem Bösen nicht zum Raube, aber fort muß ich, damit die Meinen Ruhe haben; ernähren kann ich sie doch nicht; sie sollen wenigstens ihren Gatten und Vater nicht gefangen sehen ohne Urtheil und Recht. Mein Weib ist stark und Friederike muß zu ihrem Besten lernen, stark zu werden; sie ist ohnehin viel zu hoffnungsreich und über ihr Alter hinaus, so in Neigung wie in Abneigung. Was müssen doch die deutschen Frauen Alles lernen in dieser Zeit! Die Schwätzer ertragen, die Zudringlichen abwehren, die Töchter hüten gegen das Zeitgift, das in der Luft herrscht, die Söhne hingeben, damit sie die Schlachtfelder düngen und die Saat des Unterdrückers nur um so üppiger aufschieße; o Gott, o Herr, sieh doch endlich darein und gib deinem Namen Ehre und rette unser Volk!“

Und der Mann war stehen geblieben mitten auf dem Wege, und während die Thränen über seine Wangen herabrannen, hatte er flehend die Hände erhoben. Er war mit seinem Gotte allein. Wo er stand und

gieng, das wußte er nicht, er sah und hörte nichts um sich her; er bemerkte nicht, daß ein Mann neben ihn getreten war und ihn staunend und gerührt betrachtete. Erst als der Fremde in tiefem Baßton sagte: „Dazu spreche ich Amen!“ erwachte er aus seiner erhöhten Stimmung und wich scheu zur Seite, indem er dem Fremden einen finstern Blick zuwarf und sagte: „Die Straße ist breit genug, Herr, um Jedem seinen Weg und seine Gedanken zu lassen; denkt, ihr hättet einen Verrückten vor euch und geht eurer Wege!“

„Gemach, Herr, gemach,“ sagte der Fremde, „denn einmal sind wir einander nicht so fremd, als es scheint, und dann sagen mir eure Worte, daß wir einerlei Meinung sind in der Hauptsache.“

„Mag sein, daß ihr mich kennt,“ sagte abwehrend der Stadtsyndikus, „ich heiße Braun und bin aus Lahnberg und dahin geht eben meine Reise. Euren Namen und eure Wege will ich nicht kennen, und eben so wenig kümmert mich eure Meinung.“

„Das heiße ich kurz angebunden,“ sagte der Fremde, so stachelicht war der Ernst Braun, den ich einst gekannt, nicht. Er muß viel erfahren haben, oder haben dich vielleicht die Polizeispione in der Residenz geschreckt, alter Kamerad, daß du mich nicht mehr kennst?“

Immer noch voll Mißtrauen sah der Stadtsyndikus den Fremden an und schüttelte den Kopf.

„Nun, so muß ich dir selber auf die Spur helfen,“ entgegnete der Fremde. „Es lag drunten am schönen Neckar ein hohes Schloß mit breiten, hohen Hallen. Seine Fenster, deren es Hunderte hatte, glänzten im Sonnenschein, und weite Gärten, mit hohen Mauern

umgeben, waren beschattet von Traubengängen und Obstbäumen, und nach Norden zu warf das Schloß seinen Schatten auf einen mächtigen Wald, in dem die Hirsche zur Weide giengen und auf den Ruf des Försters hörten. Denn zahm war das Wild und zahm waren die Fische in den Teichen drunten im Wiesengrund, und die Höfe wimmelten von Federvieh. Und jedesmal, wenn die Herbstzeit kam, und das Obst im Schloßgarten reifte, und die Teiche gefischt wurden und ein Besuch da oben dem andern die Hand gab, dann brachte man einen Knaben auf einem Nachen den Neckar herab bis unter das Schloß, und dann stand ein anderer Knabe seines Alters schon am Ufer und konnte es nicht erwarten, bis der Fährmann die Kette angehängt hatte; er sprang mit gleichen Füßen in's Boot, riß den Ankömmling aus dem Nachen, und jubelnd gieng's dann den Berg empor, erst in die Arme des alten Komthur, seines Oheims, dann in die Ställe und dann in Garten und Feld, und dann an den Neckar mit dem Fischernetz, und das so viele, viele Jahre. Sag', Ernst Braun, wie hieß der Knabe?"

„Friedrich von Reisach!" sagte überrascht der Stadtsyndikus.

„Ja, alter Freund, so heißt er noch und freut sich, seinen Kameraden Ernst nach langer Zeit wiederzusehen. Der Onkel Komthur ist gestorben, der Amtmann Braun, meines Ernst Vater, ist todt, die Franzosen haben die Commende verschenkt an einen ihrer ehemaligen Korporäle, jetzt Marschall, und die beiden Kameraden von damals stehen hier als reife Männer auf offener Straße und der Eine will den Andern nicht kennen? Wäre

mein alter herrlicher Onkel noch am Leben, der würde sagen: Allons, Musje Ernst, fall' dem Friedrich um den Hals und dann hinaus und gerauft bis Einer den Andern am Boden hat; das frischt die Freundschaft auf! Sieh Ernst, ich bin noch der Alte; ein Junggeselle wie damals, habe nirgends viel Ruhe; bin Student gewesen und Soldat und Bauer, und eben bin ich im Begriff, nach Spanien zu gehen und den Engländern zu helfen wider das Franzosenvolk. Dort hat der Bonapart seine einzige wunde Stelle und an die will ich mich hängen wie ein Blutegel und an meinem Theil saugen, bis ihm der Athem ausgeht. Bleib' ich hier, so packen sie mich und stecken mich ein und das wäre mein Tod. Schwarz bin ich ohnedieß und kein Land hat mich gerne auf lange Zeit. Denk' nur, in der Residenz ließen sie mir sagen, ich möchte so gut sein und mich bald empfehlen, denn man fürchte, sich durch mich höheren Orts Verantwortung zuzuziehen. Da bin ich denn stehenden Fußes zum Thor hinausgegangen und habe meinen Bedienten beauftragt, mit dem Reisewagen nachzukommen. Er kennt mich, daß ich wenig Geduld habe und wird eilen. Also in Lahnberg wohnst du und willst dahin zu Fuß? Daraus wird nichts. Ich bringe dich heim in meinem Wagen, denn auf einen Umweg kommt es mir nicht an.

So giengen sie eine Zeitlang neben einander und freuten sich des Wiedersehens; dann kam der Wagen und sie stiegen ein. Stunden lang redeten sie von nichts anderem, als was damals jedem fühlenden Deutschen das Nächste war, von des Vaterlandes Noth, und der Syndikus hörte heute zum ersten Male, wie die

Zeitverhältnisse von einem Manne aus den höheren Ständen beurtheilt wurden, der das Getriebe der Franzosen und ihrer Freunde sehr genau kannte, und von glühendem Hasse gegen die Fremdenherrschaft erfüllt war. „Gott muß bald ein Wunder thun,“ sagte er, „sonst gehen die Männer meines Schlages auch noch im Vaterland aus; denn die sich nicht fangen lassen wollen durch List, die treibt man aus. Wie Viele meiner Freunde wandern schon in der Fremde umher! Die meisten sind nach England geflüchtet, und mich allein schonen sie, denn ich gelte für verrückt und Kinder und Narren läßt man die Wahrheit sagen. Es wundert mich, daß du noch nicht von dem tollen Reisach gehört hast. Glaub' mir, Freund, ich bin nicht toller, als heut zu Tage Jeder, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Und daran fehlt es mir, ohne Ruhm zu melden, nicht. Ich habe mehr Duelle mit Franzosen und Deutschfranzosen gehabt, als ich zählen kann, und könnt' ich an ihn, ich forderte auch den Napoleon. Doch den wird ein Anderer fordern, als ich bin, wenn es Zeit ist. Denn der tolle Reisach glaubt an einen Gott, der im Regimente sitzt. Aber da sprech ich nun schon seit Stunden und gönne dir kaum einmal ein Wort und habe dich noch nicht einmal gefragt, wie du gelebt hast und wie du das geworden bist, das du bist, wohlbestallter Stadtsyndikus in Lahnberg?“

Der Syndikus erzählte bis zu einem gewissen Punkt seines Lebens, da hielt er ein und suchte leicht darüber hinweg zu kommen. „Halt,“ rief sein Begleiter, „da laß uns einmal stehen bleiben, keine Aus-

flüchte, Alter, du bist vom Amt entsetzt, und wer ist der Schurke, der ehrliche Männer bei euch quält?"

„Das ist der Polizeirath Gaumer," gab der Syndikus zur Antwort.

„Und woher seine Bosheit gerade gegen dich, denn der Verdächtigen werden doch noch mehr in Lahnberg sein, sonst wäre das Nest nicht werth, daß es der Erdboden trüge."

Der Syndikus schwieg lange, und suchte dann seine Gesinnung, von der er kein Hehl gemacht, als Ursache zu bezeichnen; aber der Herr von Reisach sah ihn durchdringend an und sagte dann: „Ernst, die Wahrheit! Wir waren gegen einander stets aufrichtige Buben, laß uns auch aufrichtige Männer sein! Dich drückt mehr, als du sagen willst, hat dir der Schurke sonst wehe gethan?"

„Nun," sagte mit tiefer Blässe auf dem Angesicht der Syndikus, „soll es sein, daß ich noch einmal von dem rede, was ich seit Jahren in mir verschlossen habe und was zum Glück nur mein Weib weiß, sonst Niemand, als nur der Eine noch, der um dieses Wissens willen mich tödtlich haßt? Nun, so sei es, und höre mich still an und halte meine Ergriffenheit nicht für Schwäche; ich kann nicht anders."

„Gedenkst du noch, daß manchmal mit uns Knaben ein Mägdlein spielte, ein Bild von Lieblichkeit und Unschuld?" — „Deine Schwester Cornelia," gab Reisach leise zur Antwort, „ja ich erinnere mich ihrer und hätte gewiß noch nach ihr gefragt, was ist mit ihr?"

„Sie ist todt und ist gestorben am gebrochenen Herzen, da sie noch halb Kind und halb Jungfrau

war, und ihr Mörder ist der Gaumer in Lahnberg. Du weißt, daß dein Oheim sehr gastfrei war, der alte Komthur, und daß er es so genau nicht nahm mit seinen Gästen, wenn sie nur einen vornehmen Mann mitbrachten und Franzosen waren. Denn der Alte war ein Franzosennarr und hielt alles Gesindel, das über den Rhein strömte, für königlich an Stand und Bildung. Da kam auch so ein Zugvogel, der nannte sich einen Chevalier von St. Just, Fahnenjunker in der Garde des unglücklichen Königs Ludwig, und bat um gastfreie Aufnahme. Daß der Kerl kein ganzes Hemd auf dem Leibe und keinen Pfennig in der Tasche hatte, das fiel deinem guten Onkel nicht auf; so kamen sie ja alle, diese Emigranten. Dafür aber konnte das Bürschchen lügen wie gedruckt und sprach nach deines Oheims Versicherung ein vortreffliches Französisch. Nun, der Landstreicher bekam Kleider auf den Leib und Geld in die Tasche, machte den angenehmen Unterhalter bei Tafel, jagte, fischte, spielte mit dem Alten, und der Alte konnte ihn nicht mehr entbehren und behielt ihn sehr lange bei sich.

Auch in's Amthaus kam er zu meinen Eltern und that da so freundlich und herablassend, wußte einen solchen Schein der Demuth und Sitte anzunehmen, daß ihn meine Mutter nicht ungern sah; mein Vater traute ihm nicht. Der hatte schon zu viele dieser Vögel ein- und ausfliegen sehen und warnte vor dem Fremden. Ich war damals auf der Schule und als ich heimkam und nach meiner Schwester Cornelia fragte, da hieß es, sie sei krank, und wenn ich sie besuche, so solle ich mit Vorsicht reden und noch lieber gar nichts, ihr

Gemüth sei leidend und man fürchte manchmal für ihren Verstand. Ich trat in ihr Schlafzimmer; da lag der Schatten meiner blühenden, lebensfrohen Schwester, eine Blume, geknickt, ehe sie aufgeblüht war; sie reichte mir die welke zarte Hand aus dem Bette und sagte: Komm her, Ernst, und laß mich in dein Auge sehen! Sie sah mir lange in's Auge, bis es sich mit Thränen füllte und dann sagte sie: Du bist gut, Ernst, bleibe es auch, es sind so viele Menschen auf der Welt, die scheinen gut und sind so sehr böse. Die sind wie die Schlangen mit glatter, schöner Haut und mit Giftzähnen im Munde. O daß man nie geboren wäre, um nicht die bösen Menschen kennen zu lernen! Ich fragte die Schwester nicht nach dem Grund ihrer Klagen, es gieng dabei ein Schauer durch mein Herz, auch hatte man mir alles Fragen verboten."

„Aber ich wollte wissen," fuhr nach einer Pause der Syndikus fort, „was meiner Schwester geschehen sei, darum gieng ich in die Schloßküche zu der alten Brigitte, du wirst dich ihrer noch erinnern — und fragte die. Die Alte sah mich mit Entsetzen an, schlug dreimal das Kreuz und sagte: Gott und alle Heiligen wollen mich behüten vor dem Bösen! Und dann bog sie sich zu mir herab und sagte: Der Franzos hat's gethan, oder vielmehr der Böse durch ihn. Geht, Musje Ernst, und betet für euer Schwesterlein, aber fragt nichts weiter. Franzosenvolk und Teufelsspuk stecken in einem Sack! Als ich wieder in den Ferien heim kam, war Cornelia begraben, die Mutter lag auf dem Krankenbette, der Vater war weiß vor Kummer geworden, und der alte Komthur weinte wie ein

Kind, denn Cornelia war sein Liebling. Jetzt, wo ich Mann bin, kenne ich die That des Gauners. Sie ist von vielen Franzosen an vielen deutschen Töchtern geübt worden, und hat unendliches Wehe in die Familien gebracht. Selbst bis in's Mark hinein verdorben, jammert sie nicht der Blick der Unschuld aus dem deutschen Mädchenauge, nicht das Heiligthum eines deutschen Mädchenherzens. Sie würgen wie die Marder auf dem Taubenhaus."

„Aber, und das ist der Fluch meines Lebens und daran bin ich alt geworden vor der Zeit, denke dir, plötzlich kommt ein Mensch aus der Residenz nach Lahnberg, stellt sich als den Polizeirath Gaumer vor, und ich erkenne zu meinem Entsetzen in ihm den angeblichen Chevalier von St. Just. Damals that der Schurke, als könne er kein Wort Deutsch; als ich ihn wieder sah und auf der Stelle erkannte, da sprach er unsere Muttersprache mit Leichtigkeit. Er ist also einer von den Grenzern, etwa aus dem Elsaß oder Lothringen, und der neue Betrug machte mir ihn nur um so fürchterlicher."

„Aber wie kam denn der Kerl nach Lahnberg und wo war er früher?" fragte entsetzt Reisach. Und ohne eine Antwort abzuwarten, sprudelte es sogleich aus ihm heraus: „Und du hast ihn nicht gefordert und niedergeschossen wie einen Hund?"

„Bei Leibe," sagte der Stadtschultheiß und legte beruhigend die Hand auf den erhobenen Arm seines Freundes, „ich will nicht auf dem Blutgerüst sterben als Mörder und den Namen meines Hauses entehren."

„Halt!" rief plötzlich sein ungestümer Begleiter,

und über dieses donnernde Halt erschrak der Knecht sichtlich. „Halt!“ schrie er noch einmal. „Johann, sind meine Pistolen in Ordnung?“ „Alles zu Befehl, Herr Baron,“ antwortete mit bebenden Lippen der Kutscher. — „Dann fahr zu, Johann!“ — „Ernst, ich sage dir, den Kerl mache ich kalt, denn von einem solchen Schurken die Welt befreien, das ist ihr eine Wohlthat!“

„Meinst du?“ sagte lächelnd sein Begleiter, „dann gäb's ein schönes Heckenfeuer heut zu Tage und das Pulver würde noch theurer werden. Ach, Freund, laß doch dem die Rache, der recht richtet; dem Polizeirath wird seine Zeit auch kommen, und ich glaube, sie ist sogar schon da. Wer redlich denkt, zieht sich von ihm zurück, und nur gefürchtet werden, ist doch schon Strafe genug. Dazu steht er unter der täglichen Zucht eines bösen Weibes, die er aus einer willigen Magd zu einer unwilligen Herrin erhoben hat, und die rächt alle Mädchenseelen an ihm, die er je vergiftet hat.“

Der Herr von Reisach hörte seinem Begleiter lange und stille zu, und als sie die letzte Nachtherberge mit einander gehalten hatten und am folgenden Morgen sich Lahnberg näherten, da schien es dem Syndikus, als wenn ein großer Theil der Hitze seines Freundes verraucht sei; denn er sprach nur von der Zukunft, nicht von der Gegenwart.

Doch wieder sollte seine Wuth entflammt werden, und dießmal noch nachhaltiger. Wie sie sich Lahnberg näherten, sahen sie im Thale vor sich eine dichte Staubwolke und durch sie schimmerten in der Sonne die Bajonette der Soldaten. Es war das französische

Regiment, das eben seinen Einzug in die Stadt vorbereitete. Aus den Nachzüglern und den Marketenderinnen erkannte Reisach, daß es Franzosen waren. Da erschallte zum zweitenmale sein gebietendes Halt! und dann wandte er sich mit zornrothem Angesichte zu seinem Begleiter und sagte: „Bis hierher, Freund Ernst, und nicht weiter! Ich wollte dich begleiten und deine Frau kennen lernen, und den Schurken Gaumer züchtigen, beides muß ich mir bis zu einer andern Zeit aufheben. Hier scheiden sich unsere Wege, und brauchst du mich, so weißt du, wo ich zu finden bin zwischen heute und vier Wochen; damit für jetzt genug! Und nun komm, Ernst Braun, daß ich dich zum Abschied küsse und dir sage, daß du noch der alte gute Kerl von ehemals geblieben bist. Nun lebe wohl und denk' manchmal an den tollen Reisach! Umgekehrt, Johann!" schrie er dann und der Wagen rollte nach der entgegengesetzten Seite weiter; der Syndikus aber suchte durch die Gärten und Nebenstraßen sein Haus.

Er war noch nicht lange daheim und hatte kaum die ersten Fragen seiner Frau beantwortet, die auch keine tröstliche Antwort enthalten konnten, da kam schon der erste Franzose, wies sein Billet vor und machte sich's ohne Weiteres bequem. Ihm folgte schnell ein zweiter und dritter und der fünfte und letzte wunderte sich, seine Kameraden in einem und demselben Quartiere zu finden. Der Stadtsyndikus und sein Weib wunderten sich nicht; sie erkannten auf der Stelle, daß diese Ueberlastung eine neue Bosheit des Polizeiraths sei, und fürchteten noch Schwereres. Aber bekümmert sahen sich die Eheleute an, woher für die fünf ungebetenen und

hungrigen Gäste die Speise in dem leeren Hause zu finden sei. Da indessen der Syndikus der französischen Sprache mächtig war und den Soldaten ein möglichst heiteres Gesicht zeigte, auch die Beschränktheit seiner Mittel nicht verschwieg und sie um Schonung bat, so waren die Fremden artig und genügsam und die Sache machte sich leichter, als man Anfangs meinte.

Aber der Rasttag, der unglückliche Rasttag machte neue Sorge. Nach dem Mittagsessen verschwanden die Franzosen, aber womit sie verköstigen, wenn sie zum Abend heimkämen? Borgen bei Metzgern und Bäckern, das thaten in Lahnberg nur die Aermsten, und diese mit Widerstreben, und der Stadtsyndikus sollte es thun? Aber es war kein Kreuzer im Hause des sonst so angesehenen Mannes und kein Muth in dem Herzen, den Gang zu einem der Freunde zu wagen und um ein Darlehen zu bitten. Die Hausfrau durchgieng weinend alle Räume des Hauses und fand nichts; Friederike machte tausend Pläne und verwarf sie wieder, denn die Mutter hatte aus einem tiefen Schaamgefühl ihr verboten, der Noth des Hauses draußen zu erwähnen. Daß die Beiden in Abwesenheit des Vaters nur von wenigem trockenem Brote gelebt hatten, das ahnte Niemand. Doch ja, das Auge der wahren Liebe sieht scharf; der Hessemer war die Noth des Hauses nicht entgangen und nach ihrer stillen Weise erschien sie als Helferin.

Während der Pirmasenser und ihr Hausbursche noch droben in ihrem Berggarten in der Hütte saßen und plauderten, hatte sie still sinnend ihren Tragkorb gefüllt und war an der Hauptthür des Hauses, da der

Stadtsyndikus wohnte, vorübergegangen und in die Steingasse eingetreten. Plötzlich blieb sie stehen, als falle ihr etwas ein und trat zur Hinterthüre hinein. „Frau Syndikus," rief sie die Treppe hinauf, „Frau Syndikus, auf ein Wort! Weiß sie auch, was die Franzosen am liebsten essen? Salat und Eierkuchen. Da hab' ich denn von meinem Ueberfluß etliche Häupter mitgebracht, und meine, die Frau Syndikus sollte das hungrige Volk heute Abend mit Salat abspeisen. Dazu hat mich der Bibermüller, ihr kennt ihn ja, er vergißt weder Böses noch Gutes, das ihm jemals widerfahren ist, so reichlich mit Eiern und Speck bedacht, daß ich nicht weiß, wohin damit. Er schickt täglich etwas durch die Ammi herein, angeblich, um dem Herrn Johannes eine Freude zu machen, den er besonders liebt; aber der braucht es eigentlich nicht, denn er verdient mehr, als er bedarf; des Müllers Meinung geht dahin: er will keine Liebe schuldig bleiben. Ist's der Frau Syndikus nicht ungelegen, so mag meine Margareth vor Abend einsprechen und den Ueberfluß bringen, hab ich dann einmal Mangel, dann sprech' ich auch vor; getreue Nachbarn rechnet ja Dr. Luther zum täglichen Brot. Nichts für ungut, Frau Syndikus, und ich wünsche einen ruhigen Nachmittag!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, denn die Rührung hatte sie verhindert, stand die Frau Syndikus da, und sah mit feuchten Augen der Weggehenden nach. Dann sagte sie vor sich hin: „Du Kernweib, von dir kann man etwas lernen: glauben, wo das Herz in Nacht ist, und lieben, wo das Herz abgekühlt ist bis auf den Grund. Mein Gott, gib auch mir diesen Glauben und

diese Liebe, denn die Zeit meiner Prüfung ist noch nicht vorüber."

„Ihr Diener, Frau Syndikus," rief es in diesem Augenblicke hinter dem Rücken der geprüften Frau, „ihr Diener! Heute aber macht's warm draußen! Was wollt' ich sagen, ja, daß ich meine Red' nicht vergesse, da hab' ich auch so einen Franzosen bekommen; hätten was Klügeres thun können, als einer armen Wittfrau so einen Mitesser in's Quartier zu legen. Nun Einer läßt sich noch ertragen, obgleich meiner kein Wort Deutsch kann, aber fünfe, du lieber Gott, das halte ein Christenmensch aus! Also was ich sagen wollt', Frau Syndikus, ich dachte: Waschbärbel, dein Franzos ist versorgt für heute, gehst einmal zu der Frau Syndikus; hat die Frau doch keine Magd mehr wie sonst und die Jungfer Friederike ist auch noch kein Held im Schaffen, also gehst einmal hin zu der Frau und sagst: Frau Syndikus, sagst du, mein Franzos ist versorgt und der Franz sitzt auf dem Eckstein am Ritter und gibt Acht; wenn es ihr nun recht ist, so helfe ich ihr bis zum Abend. Fünf Betten zu machen und wenn's auch nur eine fünfschläferige Streu ist, dazu, wie ich sehe, Salat zu belesen für fünf Mann, fünf Mann in Ordnung halten, wenn sie bedufelt nach Haus kommen, Bärbel, sagte ich, das ist dein Amt. Und hier bin ich, Frau Syndikus, kann sie mich brauchen?"

„Gewiß Bärbel, sagte die Syndikus, „Freunde in der Noth kann man immer brauchen, und heute ist sie mir das wirklich."

„Bin ich das wirklich?" sagte die Bärbel in sichtlicher Rührung und wischte sich mit dem Aermel die

Augen, „nun so ist doch so ein altes Geschöpf noch zu etwas gut auf der Welt. Aber wie man in den Wald schreit, so schallt's wieder heraus; heute mir, morgen dir. Doch was ich sagen wollt', wo ist denn die Jungfer Friederike?" Als sie die Antwort empfangen, daß die Mutter lieber die Arbeit habe allein thun wollen, als das Mädchen den Scherzen der Franzosen aussetzen, und daß sie es deßhalb für heute in's Schlößchen geschickt habe, da sagte die Bärbel: „Da hat sie recht, Frau Syndikus, wenn der Gottseibeiuns, und das sind die Franzosensoldaten, in eine Stadt kommt, dann sollte nur da bleiben, an wem Nichts mehr zu verderben ist, oder eigentlich wer Haare auf den Zähnen hat. Ich für meinen Theil," rief sie und hob das Messer, mit dem sie den Salat reinigte, empor, „ich fürchte mich vor einem ganzen Regiment Franzosen nicht, das macht, Frau Syndikus, ich bin eine Soldatenfrau. Aber Etliche gibt's, wenn die den Trommelschlag eines einziehenden Regiments hören, dann hüpft ihnen das Herz im Tact mit. Da ist zum Exempel, unter uns gesagt, die Frau Polizeiräthin; nun, die Frau ist auch über das zweite Zahnen hinaus und hat schier bald ganz abgezahnt, die ist euch doch so vernarrt in das zweierlei Tuch, daß es mich ewig wundert, warum sie noch nicht mit so einem Leichtfuß ist auf und davon gegangen. Gestern Abend gieng's wieder bügelhoch in dem Haus am Markt her. Der Herr Polizeirath hatten sich einen General herausgesucht, meinten wahrscheinlich, ein General wäre mehr, als fünf Gemeine im Hause des Stadtsyndikus, und der General hatte ihrer Etliche zu sich eingeladen vom Regimente, die auch keine Spielverderber

waren, und da haben sie zusammen gegätzt und gekräht bis nach Mitternacht, und der Frau Räthin muß dabei ganz das Licht ausgegangen sein, denn der Herr Rath fanden es rathsam, eine kleine Züchtigung eintreten zu lassen, aber nicht vorn hinaus, wo der Herr General wohnen, sondern hinten hinaus nach dem Schäfergäßchen, wo die Ricketine wohnt, meine Kamerädin, und die hat mir's heute Morgen erzählt, und noch mehr dazu; aber man soll nicht Alles glauben, was die Leute sagen; denn was sagen sie Alles von Unsereinem und Unsereins thut doch das Menschenmögliche. Das aber steht richtig, der Herr Rath sind ein geplagter Mann und die Frau Räthin leiden zeitlich am Koller. Frau Syndikus, sag' sie, ich hätt's gesagt, mit der Frau nimmt's kein gut Ende und," fügte sie leiser hinzu, „mit dem Herrn Rath auch nicht. Ich weiß, was ich weiß und unser Herrgott lebt noch."

9.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunklen Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor,
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth,
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild!
Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Max von Schenkendorf.

Das Regiment war abmarschirt, und die alte Stille herrschte wieder in dem Städtchen. Die Bürger unterhielten sich von ihren Gästen und lobten oder schalten sie, je nachdem der Wille von beiden Seiten gewesen war. Der Förster Klein blieb noch etliche Tage in dem stillen Hause und kehrte dann auch zurück, begleitet von den Thränen seiner alten Herrin. Der Schusterkonrad war auch wieder im Hasengäßchen erschienen und war sehr übler Laune, denn es verdroß ihn, daß man sein Entweichen Feigheit genannt und darüber gespottet hatte, daß der Franzosenfresser das Hasenpanier ergriffen und

seinen sonstigen Muth so sehr verläugnet habe. Zitternd saß seitdem der Hanfried auf dem Werkstuhle, denn die Miene des Meisters war drohender, denn jemals. „Ich muthlos, ich feige, wer wagt das zu sagen?“ schrie er mehr als einmal zum Fenster hinaus. „Wer den Schusterkonrad der Feigheit beschuldigt, der komme hervor, ich will ihm weisen, was Muth ist.“ „Thut gemach, Nachbar, und ereifert euch nicht über Gebühr und Ordnung,“ sagte Margarethe, seine Nachbarin, und that halb das Fenster auf, „niemand Vernünftiges sagt euch ja nach, daß ihr feige wäret; ungestüm seid ihr, und da oben,“ dabei deutete sie auf ihren Kopf, „manchmal etwas hitzig, aber feig seid ihr nicht, bei Leibe nicht. Nun schweigt nur und schreit nicht die Nachbarschaft heraus, daß man sich für euch zu schämen hat. Ich weiß warum ihr gienget, das mag euch genug sein.“ „Und warum gieng ich, Margarethe,“ sagte er hastig, „warum gieng ich?“ „Darum,“ gab sie schnell zur Antwort und schloß das Fenster, „weil ihr dachtet: Hitzig ist nicht witzig.“ Der Schuster blieb eine Minute lang am Fenster stehen und schaute mit einem Blick hinüber, in dem sein ganzer besserer Mensch, seine ganze Seele lag; dann aber sprang er rasch zurück, faßte seinen Lehrling an beiden Ohren und tanzte mit ihm in der Stube umher. Dann holte der Hanfried für sich einen Weck, für den Meister einen Krug Bier und es ward auch da drüben stille.

Nicht so stille war es in dem Hause des Polizeiraths Gaumer. Der tobte und wetterte, daß seine Untergebenen noch mehr zitterten, als der Hanfried auf seinem Werkstuhle. Der alte Spitz war im Gesichte blau an-

gelaufen, denn die wiederholten Esel, die er hatte schlucken müssen, wollten doch hinabgeschwemmt werden, damit sie der Gesundheit nicht Schaden brächten, und mit glänzenden, stieren Augen stand er im Vorzimmer seines Gebieters und erwartete stündlich sein Todesurtheil. Scheu schlichen die Polizeiagenten an ihm vorbei und warfen nur einen verzweiflungsvollen Blick auf ihres Collegen Martergestalt, denn auch sie konnten es dem gestrengen Herrn in keiner Weise recht machen.

Der Rath Gaumer war aber auch schwer gekränkt worden, denn als die Franzosen abgezogen waren, da fand sich's, daß auch die Frau Räthin verschwunden war, und es war ein Abend vorüber gegangen und noch einer und sie war nicht wieder gekommen. Die kleine Züchtigung des Herrn Gemahls, wie es die Waschbärbel nannte, mußte doch einen tieferen Eindruck auf die Frau gemacht haben, als ihr Mann meinte, genug, sie war verschwunden. Den Hausleuten und denen, die aus- und eingiengen, hatte zwar der Herr Rath, der sich schnell zu fassen wußte, gesagt, seine Frau sei auf Besuch bei einer Freundin; als aber nach drei Tagen seine Geduld erschöpft schien, da war er abgereist, dem Regiment nach, und war dann sehr erbost zurückgekehrt, aber ohne seine Frau. Das gab viel Redens im Städtchen, und das Reden, das ihm seine Helfer zubrachten, machte den Mann nur immer erboster, und wüthend ergriff er an dem Tage, von dem wir reden, die Schelle und schrie dem zitternden Spitz zu: „Marsch, alter Saufaus, in's Schäfergäßchen und die Ricketine vorgeführt, dann zu dem gewesenen Stadtsyndikus ge-

gangen, und ihm gesagt, er solle punkt zwei Uhr auf dem Polizeiamt erscheinen!"

Der Spitz gieng; die Ricketine war nicht daheim, sie war auf den Taglohn. Das entsetzte und verwirrte ihn schon völlig, denn wie wollte er ohne das Weib vor seinem Vorgesetzten erscheinen. Völlig rathlos stand er da und besann sich lange, dann fragte er ihre Tochter, wo die Mutter arbeite, und als er den Ort erkundet, schrankelte er dorthin. „Was," schrie ihm die Ricketine entgegen, ich vor die Polizei und das gleich? Meint der Herr Rath, ich verdiene mein Geld wie er mit Sünden? Er soll ehrliche Wittweiber ungeschoren lassen, das sagt ihm, ihr alter Tagdieb. Und wüßt' ich, daß ihr mich bei der Polizei verfuchsschwänzt hättet, seht, alter Saufaus, ich tunkte euch so lange in die Waschbrühe hier, bis euer rothes Gesicht so weiß wäre wie hier meine Wäsche!" „Ei, Ricketine," sagte der Spitz in kläglichem Tone, „seit wann bin ich denn in euren Augen etwas anderes geworden, als der alte ehrliche Lahnberger, der um's tägliche Brot den sauren Polizeidienst thun muß? War ich denn nicht bei Alt und Jung angesehen und beliebt, bis der Teufel — Gott verzeih mir meine Sünd'! — den Rath in das Städtchen führte und ich mit ihm mein Bischen Reputation verlor! Macht mich doch nicht unglücklicher, als ich schon bin und kommt um Gotteswillen zwischen Mittag vor die Polizei, sonst bin ich verloren!" Dabei wischte sich der Alte eine Schnapsthräne aus den Augen und das Weib sagte belfernd: „Nun geht nur, wir wollen sehen, ob ich abkommen kann!"

Einen etwas andern Eindruck machte sein Er-

scheinen in dem Hause des Stadtsyndikus. Wo das Herz ohnehin geängstet und von Nahrungssorgen niedergebeugt ist, wo der Glaube im Kampf mit dem Zweifel liegt, da bedarf es nur einer leisen feindlichen Berührung von außen, und die Trostlosigkeit kehrt ein und bringt alle bösen Geister des Kleinmuths mit. Die Hausfrau ward blaß wie das Tuch, an dem sie arbeitete, Friederike ward glühend roth und der Vater sagte mit mattem Tone: „Meine Empfehlung an den Herrn Rath und ich würde kommen!“ Das brachte den Spitz noch mehr aus der Fassung wie der Widerstand der Ricketine, er sah Eines nach dem Andern an, räusperte sich, seufzte endlich aus tiefster Brust und dann, als wenn doch etwas von seiner Seite geschehen müßte, trat er auf die Hausfrau zu, reichte ihr die Hand und sagte: „Frau Syndikus, zwischen uns bleibt Alles beim guten Alten!“ „Gewiß, Alter!“ sagte die Frau mit einem dünnen Lächeln und der Spitz mußte schnell hinaus, denn die Rührung stieß ihm schier das Herz ab.

Schweigend saßen der Syndikus und seine Familie eine Zeit lang da und sahen vor sich nieder; dann sagte der Mann: „Ich fürchte, Clara, unsere Prüfungszeit ist noch nicht vorüber. Das hat der Gaumer nie gethan, daß er mich hat vorladen lassen; hatte er früher etwas mit mir zu thun, dann schrieb er. Ich muß in seinen Augen schon sein Opfer sein. Machen wir uns auf Schweres gefaßt.“ „Wie Gott will,“ sagte leise die Frau; „es muß ja einmal zu Ende gehen, und besser, es gibt einen Schlag, der uns stürzt, als dieses langsame verzehrende Fürchten und Sorgen.“

Fast unberührt war das einfache Mittagsmahl von dem Tische wieder weggetragen worden, da rüstete sich der Syndikus zum sauren Gang, der ihm befohlen war. Er küßte sein Weib, das ihm ernst und zutrauensvoll ins trübe Auge sah, reichte seinem Kinde die Hand, das ihn anblickte, als wollte es sagen: „O, wär' ich ein Mann, so gienge ich mit dir und stünde an deiner Seite!"

In der Amtsstube des Polizeiraths gieng es sehr lebendig her, als der Syndikus das Vorzimmer betrat, wo die Polizeidiener horchend und bebend standen. Die Ricketine war im Verhör und suchte sich auf ihre laute Weise von einer Beschuldigung zu reinigen; aber der Polizeirath wollte ihren Entschuldigungen nicht glauben. Darüber ward sie ungeduldig und der Rath auch, darüber ward sie laut und der Rath noch lauter, und endlich ertönte die Schelle. Der Spitz trat ein. „Spitz," sagte zornroth der Rath, „nehmt dieses Weibsbild und setzt sie 24 Stunden bei Wasser und Brot in den Thurm, auf daß sie das Schwätzen und Raisoniren verlerne!" Die Frau trat einen Schritt auf die Seite, sah den Rath mit zornfunkelnden Augen an und schrie: „Ich schwätzen, ich raisoniren, ich in den Thurm? Ich soll gesagt haben, der Herr Rath habe seine Frau Liebste im Hinterstübchen geprügelt? Ja, Herr Rath, ich hab's gesagt, weil ich's gehört habe mit meinen eignen leiblichen Ohren, und die ganze Stadt weiß es, und ich sag' es dem Herrn Rath in's Gesicht, und sage dazu, er hat Recht gehabt und ich hätt's auch so gemacht, denn einer solchen Frau gehören solche Prügel von einem solchen Mann, und dafür soll ich in den

Thurm? Herr Rath, nehmt Rath an, oder es reut euch, ihr habt kein Schaf vor euch, das sich zur Schlachtbank führen läßt, ich schreie euch aus in allen Gassen, durch die ihr mich führen laßt, ich rufe eure Schande vom Thurm herab, ich schreie: Bürgerrecht heraus, einer ehrlichen Bürgersfrau geschieht ein Leids!"

„Fort mit ihr auf den Thurm, und schreit sie, dann haltet ihr das Maul zu!" war die einzige Antwort.

„Fort mit ihr?" schrie das Weib, „ich sage: fort mit ihm! Maul zu? ihm selbst das Maul zu! Auf den Thurm? er selbst auf den Thurm, oder vielmehr unter den Thurm! Zehn Klafter tief, unter die Kröten und Unken!" — „Packt an, ihr Hasenfüße!" schrie da der Rath noch einmal und sie packten das Weib, und es begann ein Raufen, so eckelhaft und gemein, daß der Syndikus an's Fenster trat und hinaussah. Doch auch von da trat er weg, denn das eckelhafte Schauspiel erneuerte sich drunten auf der Gasse, und das Weib schrie mit Schaum vor dem Munde das ganze Sündenregister des Polizeiraths ab, und alle Fenster giengen auf und die Straßenjugend sammelte sich dazu und noch weithin tönte das Gebrüll, bis es in der Ferne verhallte.

Ohne ein Wort der Entschuldigung winkte der Polizeirath dem Syndikus in die Amtsstube und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Mit dem Hute in der Hand stand der Syndikus mitten in der Stube. Der Polizeirath blätterte in einem ziemlich angeschwollenen Actenpack, der vermuthlich sein Thun und Lassen enthielt und sagte dann in höchst schneidendem Tone:

„Seit Neujahr unter polizeiliche Aufsicht gestellt, haben Sie es sich doch beigehen lassen, Herr Braun, eine Reise zu machen, ohne mir darüber Meldung zu thun. Sie sind in der Residenz gewesen, um Schritte wegen Ihrer Wiederanstellung zu thun, und haben meiner dabei nicht auf die schmeichelhafteste Weise gedacht. Das ist mir von dort gemeldet worden und Sie brauchen es darum nicht in Abrede zu stellen." „Das will ich auch nicht," entgegnete fest der Syndikus. „Nun gut," fuhr der Rath fort, „dann sind Sie auf der Herreise in Gesellschaft eines sehr berüchtigten Subjects, eines Herrn von Reisach, gesehen worden, und scheinen sehr vertraut mit ihm zu sein, ein Beweis mehr, wessen man sich von Ihnen zu versehen hat." „Ganz recht," erwiederte der Beklagte, das berüchtigte Subject ist der Neffe des verstorbenen Ordenskomthur Wildheim und mein Jugendfreund." „Doch davon abgesehen," sagte der Polizeirath und blätterte in seinen Papieren, „so ist hier etwas, das werden Sie nicht so leicht behandeln. Treten Sie näher und nehmen Sie diesen Brief, er ist an Sie."

„Einen Brief an mich, der offen ist, nehme ich nicht aus Ihrer Hand, denn es hat Niemand ein Recht, die an mich gerichteten Briefe zu öffnen."

„Wie Sie meinen," sagte der Polizeirath spöttisch, „erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen denselben vorlese?"

„Mein lieber Herzensbruder!

Du weißt, daß ich den Philistern glücklich entgangen und durch Freundeshand in einen sicheren Hafen geleitet worden bin. Die Rose blühte gar zu herrlich!

Nun hab' ich zwar Alles, was ich brauche, aber die lange Weile drückt mich, so gehe denn für mich betteln und hole mir Bücher, wie sie einem Einsamen gefallen und schaffe sie in die Bibermühle. Der Müller weiß nicht, wo ich bin, aber es wird Einer kommen und sagen: „Die Rose blüht," dem soll er sie geben.

Dein getreuer W.

„Wer ist der getreue W., der hier an Sie schreibt?" frug mit einem lauernden Blicke der Polizeirath. — „Das ist der Professor Wilhelm."

„Sie wissen also, daß er sich der Gefangenschaft durch die Flucht entzogen hat?"

„Warum sollt' ich nicht, es redet ja Jedermann davon."

„Wenn Jedermann davon redet, während nur sehr Wenige den Ort seiner Gefangenschaft wußten, so müssen die Mithelfer zu dieser Flucht so fern nicht zu suchen sein. Namentlich beschuldigt man Sie, Herr Braun, der Theilnahme an dieser Flucht."

„So scheint es nach diesem Briefe, und doch kann ich versichern, daß ich den Aufenthaltsort des Professor Wilhelm, meines Freundes, nicht kenne."

„Sie wollen also die Theilnahme an seiner Flucht und die Kenntniß seines jetzigen Aufenthaltes in Abrede stellen?"

„Vollkommen, Herr Polizeirath! Daß mein Freund frei werde, habe ich sehnlich gewünscht, aber mein Bemühen in diesem Stücke war umsonst; jetzt wüßte ich gerne, wo er wäre."

„Würden Sie mir seinen Aufenthalt angeben, wenn Sie ihn erführen?"

„Unter keiner Bedingung.“

„Nun gut, so sage ich Ihnen nochmals, Sie wissen, wo der Professor ist und wollen es nicht sagen. Sie sind ein Lügner und ein Hochverräther!“

Der Syndikus war auf dieses Wort näher zu dem Tische seines Richters getreten, hatte ihm starr in's Gesicht gesehen und sagte dann:

„Und der Chevalier von St. Just wagt den Bruder der armen Cornelie einen Lügner zu nennen?“

Der Polizeirath hatte sich von seinem Sitze erhoben, er starrte den Syndikus an wie ein Nachtgespenst, schnappte nach Athem und Fassung und schrie dann aus vollem Halse: „Und wenn du der Teufel selbst wärest, du machst mich nicht irre. Wisse, ich habe dich in meiner Gewalt und ich will dich erdrücken und zermalmen, ehe vierundzwanzig Stunden vergangen sind. Jetzt fort, aber du sollst an mich denken!“

Der Syndikus sah voll Abscheu auf den zitternden, wuthschnaubenden Mann und entfernte sich schweigend.

Todtenbleich hörte seine Frau den Bericht an, und als er fragte: „Clara, was nun thun?“ — „Fliehen so schnell wie möglich,“ sagte fast lautlos seine Frau, „uns wagt der Wütherich nichts zu thun, verdirbt er dich aber in seiner blinden Wuth, so zieht er uns mit hinab. Ich folgte dir gerne und theilte jedes Loos mit dir, aber Friederike darf nicht ohne die Mutter aufwachsen und kann die Gefahren der Flucht nicht theilen. Laß uns die Freunde bescheiden zu weiterem Rath, ich will schnell deine Reise rüsten.“

„Und das sagst du so leicht hin, Clara, als handelte es sich um eine Reise von etlichen Tagen; wenn nun Jahre

daraus würden, wer soll euch dann nähren und schützen?" sagte tief erschüttert der Syndikus.

„Lieber Ernst" sagte das Weib und schlang ihren Arm um seinen Nacken, „in den Tagen der Angst, die ich bisher gehabt habe, sinnt man manchen Gedanken, und sucht sich an Manches zu gewöhnen, was einem früher furchtbar erschienen wäre. Mich hat Gott schon lange mit diesem Gedanken deiner Flucht ausgesöhnt und mir auch heute den Muth gegeben, ihn so leicht auszusprechen. Wie viel Frauen und Kinder sind jetzt im Vaterlande, die Gatten und Vätern nachweinen, und die Heimatlosen zählen in die Tausende. Gehe hin, Ernst, und sei auch ein Heimatloser, es muß ja auch dieser Zustand einmal ein Ende nehmen. Durch Nacht geht der Weg zum Licht. Was können sie uns am Ende nehmen? Das arme schwere Leben, aber die Liebe nicht, und die bleibt dir und unser Gebet begleitet dich!"

Und eine schweigende Umarmung und ein langer Kuß besiegelte den Herzensbund der beiden Gatten.

Die Freunde kamen und gaben ihren Rath, er war derselbe, den auch Clara gegeben hatte. Aber es galt schnellen Entschluß, um die Flucht möglich zu machen und die Mittel zu derselben zu erlangen. Der Mann, der das Kapital auf das Haus des Stadtsyndikus geliehen hatte, war ein vermögender und ehrlicher Bürger des Städtchens; er suchte keinen Vortheil aus der Noth des Syndikus zu ziehen, er kaufte um einen annehmbaren Preis das Haus und noch in der Abendstunde wurde der Kauf gerichtlich bestätigt. Der Syndikus legte einen Theil des Kaufpreises in die Hände seiner Gat-

tin, den geringsten nahm er selbst zu sich; dann ein schnelles und thränenloses Lebewohl. Und wie der Wächter die zehnte Stunde abrief, da trafen fast zu gleicher Zeit drei Männer in der Nähe des Schützenhäuschens vor dem Thore zusammen; der Eine, es war der wilde Martin, führte den Schimmel aus dem Hirsch an der Hand, der Andere, es war der Castellan aus dem Schlößchen, zog einen Brief aus der Tasche und sagte leise zu dem Dritten: „Frau von Tiefenbrunn läßt dir Lebewohl wünschen und bittet dich, diesen Brief an Lord Nordham abzugeben; seine Adresse kennst du wohl. Und nun lebe wohl, Herzensbruder! die Rose muß blühen!“ „Sie muß blühen“, sagte der Syndikus, schwang sich auf das Pferd und folgte dem wilden Martin von der Landstraße ab in einen Seitenweg.

Es war eine schwüle, dunkle Sommernacht. Blitze fuhren von Zeit zu Zeit aus den schwarzen Wolken, die über den fernen Bergen hiengen und einzelne Regentropfen fielen nieder. Aus den Teichen und Sümpfen, an denen sie ihr Weg vorüber führte, tönte das Geschrei der Frösche und die Johanniswürmchen durchzuckten mit ihrem hellen, schnell verschwindenden Schein die Luft.

„Herr,“ sagte nach mehreren Stunden eines raschen Rittes der Ungar, „Schimmel geht schwer, ist müd' Pferd. Will Futter und frischen Trunk.“

„Meinst du Martin,“ sagte der Syndikus, „aber haben wir denn hier Futter für das Thier?“

„Martin hat Brot für Schimmel.“ Und er nahm aus einer Feldtasche von grobem Leinen ein halbes Brot heraus, gab dem Pferde einen Bissen und genoß

selbst ein Weniges, geleitete dann das Pferd zu einem nahen Bach, ließ es trinken, bot ihm noch einmal von dem Brote, drückte dann wie in einer Aufwallung von Zärtlichkeit den Kopf des Schimmels an seine Wange und sagte dann: „Schimmeliche, bist satt? Dann lauf weiter. Mußt noch viel laufen, bis du ruhen kannst.“

Und es dauerte lange, bis der Schimmel ausruhen konnte, und erst als er wieder an der Krippe im Hirsch stand und wohlbehaglich das gewohnte Futter verzehren konnte, da hatte auch der Syndikus das Ziel erreicht. Das Schloß seines Freundes Reisach lag auf einer mäßigen Anhöhe vor ihm im Abendschein. Er stieg hinan auf das Thor zu; aber wie erstaunte er, als sich plötzlich über der Pforte ein Fenster aufthat und zwei Trompeter ihm in vollen, langgezogenen Tönen einen Willkomm entgegen bließen. Sein Erstaunen wuchs noch mehr, als er unter der Pforte seinen Freund stehen sah, der ihm die Arme entgegenbreitete.

„Nun, bist du da, Alter?“ rief er ihm entgegen, „so haben mich meine scharfen Augen doch nicht getäuscht; wie du dort vom Hügel herabkamst, erkannte ich dich schon. Aber ich wußte ohnehin, daß du kommen würdest; denn es ruht die Bosheit nicht, bis sie ihr Ziel erreicht hat.“

„Ja, Friedrich,“ sagte der Syndikus, „da bin ich, auch ein Heimatloser und bereit, mit dir zu gehen. Willst du mich herbergen und unter deiner Obhut mitnehmen über das Meer?“

Ein kräftiger Händedruck war die einzige Antwort. Sie betraten das Schloß, und in dem hohen Zim-

mer über dem Eingange spiegelte sich die Abendsonne in den Bildern an den Wänden und warf ihren rothen Schein über die Gegenstände, sie mit leichtem Goldglanz streifend.

Der Syndikus trat zum offenen Fenster, von wo ihn die Trompeter willkommen geheißen hatten und schaute in die Abendlandschaft hinaus.

„Ach Friedrich," sprach er leise, als fürchte er die ernste Schönheit der Natur zu stören, „ach, hier ist's schön, und das willst du aufgeben, um in der Ferne tausend Entbehrungen aufzusuchen?"

„Ja, der Platz ist schön," sagte hinausblickend Reisach, „und ich hänge mit ganzer Seele an dieser Stelle; aber kann ich anders? Du hast ja auch Weib und Kind und ein bequemes Haus zurückgelassen, um einem einzigen Feinde zu entgehen; bedenke, daß mich Hunderte verfolgen und mir auflauern. Ich thue sehr wenig — wer kann auch jetzt etwas für das Vaterland thun? — aber schon meine Gesinnung, die Beharrlichkeit, mit der ich mich dem Franzosengeist widersetze, macht alle Franzosenfreunde zu meinen Feinden. Jetzt ist es so weit mit mir, daß mir keine Wahl mehr bleibt zwischen Flucht und Gefängniß. Da wähle ich die erstere. Diese Nacht noch muß ich davon. — Doch," sagte er mit einem Blick auf seinen Freund, „du bist müde; nun meinetwegen, so setzen wir noch einen Tag zu, es hält mir ja selbst schwer, mein altes, liebes Haus zu verlassen. Gehe jetzt zur Ruhe, Ernst, und träume von Haus, Weib und Kind daheim; da muß der Abschied noch schwerer sein. Aber schwer oder leicht, darnach fragt der Gott dieser Zeit nicht, je mehr un-

ter seinen Wagenrädern zermalmt werden, desto toller jauchzen seine Verehrer. Das heißt heut zu Tage ein großer Mann sein.“

Der Syndikus suchte bald die nöthige Ruhe, und als er neu gestärkt am nächsten Morgen in's Zimmer seines Freundes trat, fand er diesen in einer eigenthümlichen Beschäftigung. Einer seiner Diener, der etwas von der Schneiderkunst zu verstehen schien, war im Begriff, einen blauen Ueberrock in eine französische Interimsuniform zu verwandeln. „Sieh Ernst, das ist die Frucht einer halbdurchwachten Nacht. Ein Glück, daß du meine Reise verzögert hast, da hab' ich mich besser rüsten lernen. Ich gestalte mich eben in einen französischen Obersten, der als Courier von der Armee kommt, und jedesmal dahin geht, wo es ihm eben selbst beliebt. Im Königreich Westphalen geht's direct nach Cassel, und von dort aus weiter und weiter. Dieses Geschmeiß braucht in Deutschland keinen Paß, es muß aber kein Wort deutsch verstehen, muß fluchen können wie ein Heide, wenn ein zudringlicher Gensd'arm nach dem Paß fragt, muß Muth und Wuth haben wie der Teufel und sogleich nach den Pistolen greifen, wenn es Aufenthalt gibt. Dem ersten Postillon, der zögert, brauch ich nur eine Pistole am Ohr vorbei zu schießen und durch ganz Deutschland ist's nicht mehr nöthig, denn Einer sagt zum Andern: „Tummel' dich, Kamerad, der Franzos da drinnen hat den Teufel im Leib, er schießt, so wahr ich lebe, mit Kugeln!“ „Und wer bin ich denn?“ fragte lächelnd der Syndikus. „Du bist mein Secretär, verstehst auch kein Wort deutsch und kannst du auch kein französisch, wozu ich dir Glück

wünsche, so sprichst du polnisch, das heißt, du welschest etwas vor dich hin und ich sage dann: Pole! Das ist genug. Denn die Polen sind eben das gesuchteste Menschenfleisch. Die führt der große Kaiser auf alle Märkte, dort läßt er sie schlachten nach Herzenslust, und wenn ja die Reichstagsherrn knurren, oder in Unterthänigkeit fragen: Wofür? dann sagt er: Ich mache Polen groß, oder: Polen hat noch eine große Zukunft! Armes Polen! Armes Deutschland! Armes betrogenes Menschengeschlecht!"

Der Rast- und Rüsttag gieng ohne Störung vorüber. Zwischen den hohen Stämmen des Parks wandelnd, die das Schloß von zwei Seiten umgaben, tauschten die beiden Freunde Erlebtes und zu Hoffendes aus und ihre Seelen kamen sich stündlich näher. Denn der „tolle Reisach," wie er sich selber nannte, war ein Adeliger von ächtem Schrot und Korn, ritterlich, fest, treu und wahr, in allen Wissenschaften und Künsten daheim, und gewandt in denkender Rede. Er überschaute seine Zeit mit klarem Auge und hatte ein so warmes Herz für eines Vaterlandes Wohl, daß ihn weder Schmeichelei, noch Verfolgung von seinem Streben abbringen konnte. Wie Ernst und Milde sich in seinem Charakter vereinigten und ihm ein wohlthuendes Uebergewicht über seine Umgebung gaben, das merkte man an seiner Dienerschaft. Es waren meistens alte Leute, die auch schon bei seinen Aeltern gedient hatten, und die mit einer Hingabe an ihm hiengen, die sie heute nur mit Thränen in den Augen erscheinen ließ, denn der Abschied von ihrem guten Herrn that ihnen wehe.

„Und hier hast du wohnen können so viele Jahre,

in dieser reizenden Umgebung, und von dieser Höhe hast du durch die Gipfel der Eichen hineinsehen können in diese stillen, einsamen Waldthäler, ohne daß dir nicht einmal der Gedanke kam, ein liebendes Weib an dieser Freude Theil nehmen zu lassen?" so sagte mit dem Blick auf die Gegend der Syndikus. „Ist dir denn nicht manchmal die Stille unheimlich geworden, die über diesen Waldbergen ruht, und wenn der Wintersturm um das Schloß herbrauste und durch die Kamine pfiff, ist dir da nicht manchmal der Gedanke gekommen, es sei doch nicht gut, daß der Mensch allein sei?"

„Pah," sagte der Freiherr abwehrend, „wer wird den tollen Reisach mögen! Wie jetzt, so war ich mein Lebtage, und jetzt, nun jetzt ist es zu spät. Das Herz zwischen dem Vaterlande und einem liebenden Weibe getheilt, thut kein gut. Und doch — aber bemerkst du nicht, Ernst," sagte Reisach, als wolle er sich selbst auf andere Gedanken bringen, „wie dort von Zeit zu Zeit ein Strahl heraufblitzt, gleichsam der Abglanz von einem Silberspiegel, der mitten in den Wiesen liegt? Das ist mein Waldsee, so nenne ich ihn, Andere würden ihn vielleicht einen großen Teich nennen. Dorthin gehe ich an heißen Sommertagen, denn das Plätzchen ist das schönste in der Gegend. Denke dir ein enges Thal ganz von Eichen umgeben, die bis dicht am Ufer stehen und theilweise ihre Aeste über das stille Wasser breiten, und darunter nun das spiegelglatte Wasser, nur belebt durch einen springenden Fisch oder durch ein Wasserhuhn, das über die Oberfläche hinschießt und schnell untertaucht. Da hab' ich ein Häuschen von Rinde dicht am Ufer stehen, und von da

schaue ich Stunden lang in die kühle, klare Fluth und genieße den Wasserduft und lausche dem Schlag der Nachtigallen in den Büschen. Und manchmal theilt sich dann das Laubwerk und spähend und ängstlich kommt ein Reh herab an's Wasser und hinter ihm das gefleckte Junge und sie löschen ihren Durst und sehen mit so treuen Augen zu mir herüber, daß ich mir schon hundertmal vornahm, das Jägerhandwerk aufzugeben, an dem doch mein Herz hängt. Ach, Ernst, man wird gut oder wenigstens besser, wenn man der Natur in's reine Auge sieht, und hat man dann noch sein Kirchlein, wo man kniet und betet, dann fühlt man, daß man nicht bloß der tolle Reisach ist, sondern auch ein Kind Gottes und ein Bruder unsers Herrn Christi. Komm, Ernst, du bist mein Freund gewesen von Kindheit auf und dein Wesen ist männlich und von Adel, du verdienst die alte Liebe und das neue Vertrauen; darum komm', ich will dir mein Kirchlein zeigen, und hast du es gesehen, und mit mir darin gebetet, dann verstehst du mich und kannst mit mir reden von meinem Allerheiligsten."

Reisach führte seinen Freund in die oberen Gemächer des Schlosses, und nachdem sie mehrere durchschritten hatten, die nach der hinteren Seite des Parks hinaussahen, gelangten sie in einen großen Saal, dessen Wände mit Gemälden aller Art, namentlich mit Familienportrait's, behangen waren. Ernst und freundlich, je nachdem die Sinnesweise oder das Alter der dargestellten Männer und Frauen gewesen war, sahen sie auf die Eintretenden herab, und der Syndikus wollte eben fragen, ob das die Kirche sei, die sein Freund ihm

zu zeigen versprochen habe, da hob dieser eines der Bilder von der Wand herab, drückte auf eine in dem Getäfel der Wand befindliche Feder und eine Thür that sich auf. Man sah durch dieselbe in einen schmalen, dunklen Gang. Der Freiherr faßte seinen Freund an der Hand, zog hinter sich die Thüre zu und sie standen im Dunklen. Doch nur einen Augenblick währte die Nacht; wieder hörte man den Druck einer Feder, eine Thüre flog auf, und eine blendende Helle strömte aus einem von oben erhellten Gemache entgegen.

Das Zimmer war offenbar das Innere eines runden Thurmes, dessen Dach mit einer Glaskuppel bedeckt und erleuchtet war. Der Thüre gegenüber hieng in einem kunstvoll verzierten, goldenen Rahmen ein Frauenbild von unvergleichlicher Schönheit. Es stellte ein Mädchen dar in der ersten Blüthe der Jugend, mit einem Blick voll Adel und Milde, voll Sanftmuth und Hoheit in den schönen blauen Augen, daß man meinte, das Gebilde der Einbildungskraft eines begabten Malers vor sich zu haben, der versuchen wollte, ob er sein Ideal von weiblicher Schönheit in ein einzelnes Frauenbild legen könne. Blonde Locken wallten über ein blaues Gewand herab, die hohe reine Stirne schmückte eine kleine goldene Krone und in der zarten rechten Hand hielt sie einen Eichenzweig und senkte ihn gleichsam segnend auf ein Kreuz herab, das auf dem Altar zu Füßen des Bildes stand. Der Altar war mit rothem Sammt überkleidet und goldene Quasten hiengen an den Seiten herab. Unter dem Kreuze stand ein aus Gips geformter Todtenschädel und in demselben steckte, als wäre er mit fester Hand hineingestoßen, ein Dolch.

Vor dem Schädel lag eine große offene Bibel, und ein vor dem Altar stehender Betschemel ließ den Knienden bequem in der Bibel lesen.

Der Freiherr näherte sich mit dem Blick auf das Bild dem Betschemel, er winkte seinen Freund an seine Seite und sie knieten zum Gebete nieder. Eine lautlose Stille herrschte im Gemach, nicht einmal ein Ton von dem Lied der Vögel, die den Park belebten, drang hierher. Sie beteten lange. Reisach, der tolle Reisach, war nicht wieder zu erkennen, die fest gefaltenen Hände, das gebeugte Haupt, das tiefe, schwere Athemholen verriethen dem Freunde, daß die Seele seines Freundes kein Fremdling sei droben im Reiche des Geistes. Ihm selber ward es zu Muthe, als habe er jetzt erst Muth und Hoffnung gelernt, und er befahl sich und die Seinen daheim und das liebe Vaterland gläubig in Gottes Hand.

Zu gleicher Zeit standen sie auf, sagten Amen und reichten sich die Hände.

„Nicht wahr Ernst,“ sagte leise der Freiherr, „hier ist gut sein und beten, hier ist nichts anders, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels? Und nun laß mich dir mein Heiligthum deuten.“

„Siehst du das Gemälde da über dem Altar? Das ist das Bild meiner Agnes, mit der mein Herz für alle Frauenliebe zu Grabe gegangen ist. So sah sie aus, als sie die Kugel des Franzosen traf. Sie starb auf der Flucht vor den Feinden unseres Landes und unserer Ehre, und sie starb eines schönen und heiligen Todes. Die mitleidige Kugel ersparte ihr schnöde Behandlung. Das war am Tage der Schlacht bei

Jena; als Deutschlands Stern untergieng, da gieng auch mein Lebensstern unter. Und du siehst, er war schön und am Himmel meines Lebens stand er leuchtend und einzig da und ich blickte zu ihm auf mit heiliger Freude und ward unter seinem milden Glanze stiller und besser. Denn ich bin wirklich, wie ich heiße, „der tolle Reisach,“ und es bedarf einer starken Kraft, mich zu bändigen. Diese Kraft lag in dem sanften blauen Auge meiner Agnes. Und damit diese Kraft auch nach ihrem Tode nicht aufhöre, so habe ich ihr Bild in das meiner Freundin, der Germania, verwandelt, darum trägt sie die goldene Krone auf ihrem reinen Haupte und reicht den Zweig der deutschen Eiche dem, der des Preises würdig ist. Den Schädel, den Dolch und die Bibel brauch' ich dir nicht zu deuten, die Sinnbilder verstehst du. Niederknien und beten und glauben dem Worte der Verheißung muß auch der deutsche Mann, soll der Welsche endlich überwunden werden. Denn von droben herab kommt allein die gute Gabe der Freiheit unsers Vaterlandes, und mit unsrer Kraft ist's nicht gethan, im Wetter muß der Herr kommen und unser Sieg mit ihm!“

„Die Gestalten, die du hier in diesen Wandgemälden bemerkst, sind symbolische Figuren und drücken Trauer, Muth, Hoffnung, Schmerz aus, wie sie ein deutsches Herz jetzt fühlt und seinen Gefühlen Worte und Zeichen gibt. Zwischen den Ranken des Epheus, der das erste Bild umgibt, siehst du die Namen derer geschrieben, die bis jetzt für das Vaterland gestorben sind, die wenigsten leider in der Schlacht, die meisten durch Henkershand. Da steht oben an Schill, dar-

unter Hofer, dann Palm, dann die Namen der treuen Hessen, die ihr Leben hingaben für die heilige Sache."

„Siehst du diese Gestalt mit der Rose in der Hand, mit der sie gleichsam winkt zum Gruß und zur Rückkehr? Sie ist von blühenden Rosen umrankt. Du kennst die Bedeutung der Rose unter uns. Zwischen den Blumen der Liebe stehen die Namen der Heimatlosen, die man ausgetrieben hat und die nun in fernen Ländern auf des Vaterlandes Morgen warten. Da liesest du oben an: Stein, dann Arndt, dann eine große Menge von Namen, die dir noch unbekannt sein werden, denn sie dürfen nicht genannt werden, damit das Vaterland sich nicht völlig als verlassene Wittwe erkenne. Auch unsere Namen können jetzt dort angeschrieben werden."

„Nun kommt ein Bild, das ist mein Liebling. Siehst du, wie die Jünglingsgestalt sich aus Staub und Dampf erhebt, wie sie vor unsern Augen zu wachsen scheint, das gezückte Schwert in der Rechten, kühnen Muth im schönen, trotzigen Angesicht, das Haupt umwallt von braunen Locken, die ganze Gestalt kampfbereit und schlachtenmuthig! Das ist die Zukunft Deutschlands, das ist der Wetterstrahl, der auf der Franzosen Haupt fährt. Zwischen dem Eichenkranz, der das Bild umgibt, drängen sich Blumen hervor und zwischen den Blumen liesest du die Namen, die des Vaterlandes Hoffnung sind. Da steht Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Schwarzenberg und viele Andere."

„Ueber der Thüre, wohin ich selten sehe, steht eine Teufelsfratze gemalt, mit einem Gebüsch von Disteln

umgeben; da sind etliche Feiglinge, Vaterlandsverräther und Franzosendiener angeschrieben, aber ihre Zahl ist größer, als die der Distelköpfe um die Fratze her. Wende den Blick schnell von dem Teufelsgesicht weg, sieh vielmehr noch einmal in's helle Auge meiner seligen Agnes und dann laß uns von hier scheiden, die Dämmrung hat schon begonnen, und die Stunde der Flucht schlägt bald. Hier, mein lieber Ernst, siehst du zum letzten Male den Reisach sanft und mild, draußen ist er wieder der alte Tolle. Es muß so sein, der sanfte brächte dich nicht über die Grenze und sich selbst noch weniger; in dieser Teufelszeit bedarf es Mannesmuth."

Und dieser Mannesmuth verließ den Freiherrn keinen Augenblick. Mit einem Selbstbewußtsein, als hätte er unter Napoleons Fahnen gedient, und mit einer Kühnheit, die ihn mehr als einmal aus den Händen der allzeit wachsamen Polizei befreite, gelangte Reisach mit seinem Begleiter bis in die Nähe von Hamburg. „Hier," sagte er, als sie Abends auf der letzten Station anlangten, „hier, mein lieber Alter, hört meine Kunst auf. Denn der Hamburger französischen Polizei vermag ich nicht ein X für ein U zu machen; die ist berühmt auf weit und breit. Hierher haben sie Leute geschickt, die mit allen Hunden gehetzt sind, und die unstreitig mein und dein Signalement bereits in Händen haben. Darum entlasse ich dich für jetzt deines Dienstes bei mir und bitte dich nur um den letzten, mir meinen Schnurrbart, der bisher die Polizeidiener schreckte, mit kühnem Schnitt herabzuschneiden, dafür färbe ich dir dein blondes Haar mit einem Braun, das ich bereits bei mir trage. Ich

selbst verkleide mich in einen reisenden Kaufmann und heiße Müller und lange morgen mit den Höckerinnen in der Stadt an, und du magst meinetwegen Bäcker heißen und sein, und Frucht einkaufen wollen, oder sonst etwas. Da binde einmal diese Geldgurte um deine schlanken Hüften. Und dann siehe zu, wie du hineinkommst; zusammen darf man uns nicht sehen. Aber wir finden uns, der kleine Jungfernstieg enthält allerliebste Quartiere, über und unter der Erde, wo so zwei lockere Gesellen willkommen sind. Dort sucht sich Jeder von uns sein Nest, und dann begegnen wir uns auf der Straße und erkennen uns als alte Bekannte und machen in irgend einer Kneipe, am liebsten in Gegenwart einer rothen Brantwein- und Spürnase, ein Geschäftchen zusammen, zahlen uns das Geld dar, trinken Weinkauf und singen zum Schluß einen Gassenhauer zusammen, etwa den, den der alte Benedikt, meines Onkels Reitknecht, sang, wenn er einen Haarbeutel hatte; denkst du noch daran? Wie lautete er?" — „Ich ließ Trompeten blasen für mein Plaisir und Geld," sagte lächelnd der Syndikus. „Gut behalten," erwiederte der Freiherr; „aber nun Freundchen ein anderes Gesicht und Muth in's Herz und in die Augen; sehen sie am Thor dein Leichenbittergesicht, dann bist du verloren. Denk' an den Schurken von Polizeirath, wenn du zwischen der Thorwache durchgehst und beiße die Zähne zusammen, und kannst du's in der Frechheit so weit bringen, daß du den ersten Polizeidiener, der dich anstiert, um Feuer auf deine Pfeife bittest und zwar im besten Französisch, das du in der Kehle hast, dann bist du gerettet."

Der Plan des Freiherrn gelang auf's Beste. Am folgenden Tage begegneten sich zwei Fremde, die eilfertig, wie in Geschäften, an einander vorüber wollten, auf dem Jungfernstieg und schlossen in der nächsten Kneipe einen Handel mit einander, und waren so zwei alte, fidele Häuser und Kameraden, daß der Wirt sich zu ihnen setzte und mit ihnen trank und sang und sie einlud, bei ihm zu herbergen, denn solche Gäste habe er am liebsten. Die Einladung war zu gut gemeint, als daß sie hätte abgelehnt werden können und der Wirt und seine Gäste verstanden sich in den ersten Tagen schon vortrefflich, und mit eigenthümlichem Augenzwinkern gab er zu verstehen, er wisse wohl, wo seine Gäste der Schuh drücke. Etwas Geduld sei nöthig, meinte er, und so schmucken Herrn komme es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht an. Sie könnten von Glück sagen, daß sie gegen eine billige Zeche bei ihm eingekehrt seien, denn er habe Manchem schon davon geholfen. Sie sollten sich nur einstweilen die Stadt ansehen und ihm vertrauen; er werde helfen, so gewiß als er unter den Wirten rings umher der Ehrlichste sei. Er lebe und lasse leben, und das Franzosengeschmeiß hasse er wie die Pest. Als die Gäste darauf nichts erwiederten, sondern unter einem Scherz ihre Verlegenheit zu verbergen suchten, sagte er zutraulich: „Verstehe schon, die Herren wittern die geheime Polizei, und thut auch Vorsicht Noth; aber was ein ächter Hamburger ist, der verräth keinen deutschen Bruder. Es sind in und um Hamburg schöne Leute, die trauen mir mehr als ihr. Kennt ihr einen Mann hier aus der Stadt, dessen Name mit P. anfängt,

seines Zeichens ein Buchhändler?" — „Der ist auf der Flucht," erwiederte leise der Freiherr. — „Ja, der ist auf der Flucht, wie so mancher brave Hamburger; wenn er aber hier wäre, so würde er euch sagen: Traut dem Claus Eisenhart, er ist ein guter Deutscher." — „Und wo ist der P. eben?" fragte noch leiser Reisach. — „Drüben im Preußischen," sagte eben so leise der Wirt. „Aber wie lange es diesen Namen noch führt, das weiß der allein, der eben auf dem Zug nach Moskau marschirt. Unser Hamburg ist jetzt der Außenposten seines Reiches und von hier aus schaut er hinüber, ob das Land bald offen sei. Denkt an mich, ihr Herrn, wird der Russe geschlagen und bittet um Frieden, so hat dem Preußen seine Stunde geschlagen, und bis Danzig rückt dann der Bonapart vor, Alles, um dem Engländer den Markt zu verderben. Doch ein andermal mehr, ihr Herrn, da kommen neue Gäste."

Die Eintretenden waren dem Wirte bekannt; er grüßte sie mit Namen und freute sich, sie wiederzusehen. Es waren drei stämmige Männer, über die Zeit der Jugend hinaus, ja der Eine zeigte bereits an Haar und Bart die Spuren des nahenden Alters. Auf den ersten Blick erkannte man in ihnen alte Matrosen. Ihr Gang war schwankend, als stünden sie beständig auf den Schiffsbrettern und ihre gestreiften Theerjacken verriethen, daß sie eben von dem bewegten Elemente kamen, das sie sich zur Lebensbahn gewählt hatten.

Der Wirt hieß sie willkommen und fragte nach ihrem Begehr. Statt der Antwort zogen sie aus den breiten Taschen ihrer Wämser große Stücke Brot und

Wurst, legten dieselben auf den Wirtstisch und der Aelteste unter ihnen hob den Finger empor. Der Wirt verstand diese Zeichensprache; er gieng zum Schenktisch und bald stand vor jedem ein großes Glas Branntwein. Schweigend begannen sie ihre Mahlzeit und leerten dazu die Gläser mit dem starken Getränke, ohne eine Miene zu verziehen.

Als der Wirt die Gläser zum dritten Male füllte, da sagte er: „Jens Drissen, ihr war't ungewöhnlich lange nicht hier, gieng der Fischfang nicht sonderlich?" — „Gut Ding will Weil' haben," sagte der Alte, „zudem war das Wasser nicht klar."

„Nun im Trüben soll ja gut fischen sein."

„In Teichen und Froschgräben wohl, aber nicht auf der See."

„Guter Fang, der letzte?"

„Ziemlich!"

„Lebendig oder todt?"

„Lebendig!"

„Und Alles verkauft und aufgehoben?"

„Alles in Ordnung!"

Wieder entstand im Gespräch eine Pause und der Matrose zog eine kurze Tabakspfeife hervor und stopfte sie mit einem rauhen, dunklen Kraut. Indem der Wirt sich beeilte, seinem Gaste eine Kohle auf die Pfeife zu legen, sagte er: „Jens Drissen, war't ihr heute Morgen schon in der Stadt und saht ihr, wie sie auf dem Kornmarkt die faulen Fische brieten?"

„Ich habe zugesehen!"

„Hat euch das gute Zeug nicht gedauert?"

„Ist nicht viel verbrannt, das Meiste haben die

Weibsleut' aus dem Feuer genommen, ehe es in Flammen aufgieng. Für den Nankin war es schade, der war ächtes chinesisches Zeug. Den wickelten sie auf und ließen ihn von der Flamme fressen. Aber versteht, Claus, hinter der spanischen Wand, die es da gab, stahl der Pöbel, der wie eine Heerde Stoßvögel über die Waare herfiel, soviel, daß man eine ganze Schule hineinkleiden konnte. Und als sie die seidenen Tücher den Flammen übergaben, da hättet ihr das Weibsvolk sehen sollen, es stürmte förmlich auf die Duanen ein und kein Schlagen und Schelten half, ganze Päcke rissen sie heraus und practicirten sie unter ihre Kleider, daß sie zuletzt aussahen, wie Wassertonnen. Man konnte allerhand dabei denken."

„Nun was dachtet ihr denn dabei, Jens Drissen?"

„Ich dachte, treibt's der Bonapart noch etliche Jahre so fort und verbietet er den Engländern bei uns Wasser und Weide, denn anderwärts muß er es wohl bleiben lassen, dann wird der Name eines ehrlichen Deutschen so selten wie ein Häring in der Elbe, warum, weil Alles stehlen und betrügen lernt, nur um zu leben. Drinnen im Lande stehlen die Gemeinen seines Heeres wie die Haifische, und die Officiere werden mit gestohlenem Gute gefüttert, daß sie fett werden. Hier an der Küste stehlen erstlich die Kriegscommissäre, dann die Oberintendanten, dann die Brigadiers, dann die Douanen, dann die Zollwächter, dann die Kaufleute, endlich Alles, was Handel treiben, von Handel sich nähren und überhaupt leben will. Heißt man denn das nicht einem Volk an's Leben gehen, das hinter sich nur Land und vor sich nur Meer hat, das von denen

hinter sich um den gewohnten Lebensbedarf gedrängt, und vor sich täglich mit diesem Bedarf verlockt wird, wenn man ihm verbietet: vorne sollst du dich nicht locken und hinten dich nicht verführen lassen, und das Alles nur, damit der Nachbar vorne ausgehungert werde! Nein, das sag' ich und jeder ehrliche Matrose sagt es und jeder Kaufmann sagt es, und jeder Lastträger sagt es: auf das Franzosenvolk und so lange drauf, bis der letzte im Meer ersäuft oder davon gelaufen ist, und ich will den sehen, der da sagt, das Handwerk das Jens Drissen und seine Kameraden treiben, sei ein unehrliches. Wer's sagt, der komme her und ich schlage ihm mit meiner Faust alle Zähne im Maul entzwei. Sonst dient' ich meinem Kapitän als Vollmatrose, jetzt dien' ich dem Rheder, der mich bezahlt auf demselben Elemente und helfe die Kaufmannswaaren, die der Bonapart verboten hat, herüberschaffen und am Lande bergen; bin ein Schmuggler, wie sie es nennen, thue aber nichts anderes, als was meine Vorfahren vor Jahrhunderten gethan haben. Womit soll ich auch Weib und Kind nähren? und wenn ich's nicht thäte, so verdiente ich, daß die Weiber im Dorfe mich anspieen und sagten: Pfui Jens, fürchtest dich vor den Franzosen und hast nie gezittert, wenn die See hohl gieng und die Wellen am Mast hinaufbäumten. Jens Drissen ist ein Schmuggler, hört ihr's, ihr Herren da drüben?" schrie er unseren Freunden zu, „und gehört ihr auch zu dem Spionengesindel, so geht hin und zapft uns an, wisset aber, dieses Messer fühlt ihr zwischen der dritten und vierten Rippe, ehe es Morgen wird!"

Damit zog der Matrose sein Schiffsmesser heraus

und hieb es in den Tisch und seinem Beispiele folgten seine Begleiter und erhoben sich von ihren Sitzen, als sei der Kampf nahe.

Der Wirt legte beschwichtigend seine Hand auf die breite Schulter des Matrosen und sagte: „Jens, seid nicht toll, die da drüben sind mit uns einer Meinung.“

Da erhob sich in seiner ganzen Länge der Freiherr, urd wie er so durch die Wirtsstube schritt, lag etwas ungemein Festes und Gebietendes in seinem Wesen; sein Auge funkelte von ungewöhnlichem Glanze und in seiner Stellung sprach sich etwas aus, das die Matrosen unwillkührlich an einen entschlossenen Capitän erinnern mußte, wie er im Sturme dastand und kaltblütig die Befehle gab. „Ihr Männer,“ sagte er mit Donnerstimme, „die Messer in die Taschen, oder es hagelt Schläge wie mit Keulen!“ Augenblicklich gehorchten die Matrosen. „So,“ sagte der Freiherr, „und nun eure Hand! Hier alter Jens, ihr bekommt die erste, denn ihr seid ein Mann nach meinem Herzen. Wie wir hier stehen, so sind wir Deutsche wie ihr und hassen den Bonapart und sind auf der Flucht vor seinen Schergen, und wollen hinüber nach England. Ihr seid die Männer, die uns dazu helfen können. Bringt ihr uns hinüber nach Helgoland, so soll's euer Schaden nicht sein.“

Die Matrosen sahen einander an und Jens Drissen sagte, indem er militärisch grüßte: „Zu Befehl, Herr Capitän, aber wenig Gepäck und ein Ehrliches an Lohn vor der Abfahrt und Schweigen, Schweigen bis nach Helgoland und wenn's auch ein Maul oder zwei voll

Salzwasser kostet! Seid ihr das zufrieden, so mag Rath werden.“ — „Gebt dem Herrn einen sichern Boten mit nach Mutter Jansen Haus am Strand, wenn's dunkelt, Claus,“ mit diesen Worten wandte er sich an den Wirt; „für jetzt gehabt euch wohl!“ damit gieng er seinen Kameraden voraus schwerfällig durch die Thüre.

Der sichere Bote kam in der Person eines der Matrosen. Er gab genaue Weisung, wie die Fremden die Thorwache passiren, wie sie einzeln am Elbufer hingehen, wo sie auf ihn warten, wie sie sich, wenn sie von einem Strandwächter angehalten würden, benehmen sollten. Sie erreichten unangefochten die bezeichnete Stelle und fanden ihren Führer mit dem Gepäcke bereits ihrer wartend. Schweigend giengen sie ihm nach durch die Nacht.

Es war eine dunkle Nacht und der Regen rieselte anhaltend herab. Mehrere Stunden waren sie so gewandert, da glänzte ihnen ein Licht entgegen, und sie betraten eine ärmliche Hütte dicht am Ufer.

Eine alte Fischersfrau, es war die Mutter Jansen, erwiederte mürrisch ihren Gruß und beeilte sich wenig, ihnen irgend eine Stelle zum Ausruhen einzuräumen, denn Fischergeräthe und allerlei Päcke und Waarenballen bedeckten Bänke und Boden. Erst als Reisach sagte: „Mutter, könnt ihr uns nicht ein wenig Wasser warm machen zu einem Grog?“ und zu diesem Zwecke eine Flasche mit Rum aus seinem Ueberrocke zog, erheiterte sich das Gesicht der Alten und sie sagte: „Wasser könnt ihr haben und Platz zum Ruhen auch; nur macht

es nicht lange, der Jens und die Andern rüsten schon die Barke zur Abfahrt."

Der Grog ward in Eile bereitet und auch die Alte bekam ihr Theil; dann hörte man ein leises Pfeifen durch die Nacht und der Matrose sagte: „Auf, ihr Herrn und gesputet, die Zeit ist da!"

Sie giengen zum Ufer, die Barke lag segelfertig und aus der Zahl der Matrosen, die auf ihr beschäftigt waren, trat die breite Gestalt des Jens Drissen an sie heran, ergriff den Syndikus, der ihm zunächst stand, leicht wie man ein Kind hebt, und flüsterte ihm zu: „Nicht gemuckst, Männchen, und hübsch liegen geblieben wie ich euch lege, dann hole ich euren Kameraden auch! „So", sagte er, indem er ihn auf den Boden der Barke legte und einen Haufen Segel auf ihn warf, „da liegt ihr warm, bis ich euch anrufe. Gibt's Seewasser zu schlucken, so speiet es aus und denkt, auf so einen ungewohnten Trunk schmeckt drüben auf Helgoland der Punsch desto besser!" Der Transport des Freiherrn schien ihm so leicht nicht zu werden, denn der wehrte sich, wie es aus einzelnen unterdrückten Lauten und Flüchen schien, aber auch er mußte sich in sein Schicksal fügen und die Barke stieß vom Ufer ab.

Nach etwa einer Stunde, die unsern Flüchtlingen wie eine Ewigkeit lang erschien, bog sich der alte Matrose zu ihnen herab und sagte: „Eben erscheint durch die Nacht das dänische Wachtschiff, jetzt haltet euch ruhig, so wahr euch eure Freiheit lieb ist. Wir sind Fischer und fahren zum Fang hinaus in die See, und ist ein guter Kamerad auf der Wache, was ich hoffe, so genügt unsere kurze Antwort; riechen sie aber Lunten,

und kommen auf die Barke, dann regt euch nicht und wenn sie auf euch herum treten. Kaum hatte der Matrose das letzte Wort gesagt, so fiel der Schimmer der Laterne von dem Wachtschiff durch die Falten des Segeltuchs und eine rauhe Stimme fragte in dänischer Sprache, was die Barke führe und wohin sie wolle? Jens Drissen gab die Antwort und es ward eine Pause. Die Barke hielt. Die Antwort wurde wahrscheinlich dem wachthabenden Officiere gemeldet. Dann erschallte ein Commandowort und das Fahrzeug setzte sich wieder in Bewegung.

Der Freiherr reckte schnell seinen Kopf unter der unleidlichen Bedeckung, aber eine rauhe Hand drückte ihn nieder. „Noch nicht, ihr toller Geselle, noch nicht, mein Männchen,“ sagte leise Jens Drissen, „erst müssen wir unter der dänischen Strandbatterie durch sein. Dort werden wir noch einmal angerufen und antworten wir nicht richtig, so geben sie uns von ihren eisernen Brocken zu kosten. Diese Dänen verstehen keinen Spaß, dafür hat sie aber der Bonapart auch wie uns Deutschmänner an der Gurgel, daß es eine Art hat. Die sind seine Strandhunde, und er hat die rechten gewählt.“ Dazu brummte der Matrose etliche Flüche in sich hinein.

Der Ruf aus der Strandbatterie erschallte endlich auch, die Antwort ward gegeben und immer der Name des Jens Drissen dabei und die Barke segelte rüstiger und schneller weiter.

Der Morgen graute, die Reisenden sprangen auf und schüttelten die erstarrten Glieder. Noch strömte der Regen und die See gieng hoch. „Thut uns nichts,“

sagte Jens Drissen, „Nachtregen gibt gesegneten Fang. Kommt uns noch so ein Spürhund von einem Strandwächter, so nehmen wir es hier mit ihm auf. Eben fahren wir in die See hinaus, da ist ein Mannsarm so viel werth wie der andere. Hurrah, ihr Jungen," rief er den Matrosen zu, „mehr Segel auf! Seht ihr dort den schwarzen Klumpen in der Ferne, das ist Helgoland, auch ein Brocken Land, so deutsch wie einer, und von dem lieben Gott nicht umsonst vor die Elbe hingeworfen. Das Fleckchen ist das Schloß von Hamburg, wer es unter Händen hat, der kann sperren und aufthun nach seinem Belieben. In den rechten Händen ist es nicht, und sollte in andere Hände kommen! Darauf laßt uns Eins trinken, ihr Herrn! Seht, jetzt läßt der Regen nach, der Morgen kommt, die Möven regen sich schon, da, nun wird der Nebel roth, die Sonne dringt durch! Hört ihr den Morgenschuß von dem englischen Hafenschiff? Seine Kanonen haben einen sonderbaren hellen Klang, das bedeutet einen schönen Tag zwischen Himmel und Wasser! Nun noch einen Trunk wider den Morgennebel und dann sind wir unter den englischen Kanonen, und dann behüt' euch Gott, ihr deutschen Herrn und Landsleute, und bringe euch bald wieder zurück in's Vaterland!" —

10.

Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf dessen Fitt'gen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutschen Himmelsbogen,
Darob verfinstert wurden alle Haine.

Die Freiheit, die im Maiensonnenscheine
Lustwandeln gieng an den kristall'nen Wogen,
Sah's und erschrack, und flüchtete betrogen
Zur tiefsten Grotte, daß sie einsam weine.

Nun hat ein starker Nordwind sich erhoben
Und hat mit scharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geschnoben.

Nun auf, o Freiheit, deutsche Jungfrau, schaue
Getrost du wieder, wie vordem, nach oben,
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

Friedrich Rückert.

Ach, dieser Wunsch des alten Matrosen ward Tausenden und aber Tausenden damals nachgerufen, denn die Menschenmassen, die der eiserne Wille eines einzigen Mannes gegen Rußland führte, das waren ja lauter Heimatlose. Es war kein Dorf in dem ganzen großen Deutschland, ja kaum ein Haus, das nicht einen Sohn und Anverwandten, oder wenigstens einen Freund unter den Schaaren gehabt hätte, die mit mehr oder weniger Hoffnung und Grauen dem dunklen Loos entgegen giengen, das dort im Norden über die Welt geworfen wurde.

Es war eine große bange Zeit, der Sommer des Jahres 1812. Man lebte, aber nur in Gedanken an die Zukunft; man gieng seinen Geschäften nach, aber mit zerstreutem Sinn, und die Mütter und Bräute, die ihre Söhne und Geliebten draußen wußten, die waren wie die Träumenden, für jeden Eindruck empfänglich, von jeder Nachricht bald gehoben, bald niedergebeugt.

Las man freilich mit hoffendem Auge die Zeitungen, wie konnte einem da um ein geliebtes Leben bange sein? Nach den Zeitungen war der russische Feldzug ein Spaziergang; einige Marode und Kranke abgerechnet, war die Armee vollzählig am 1. Juni über die Weichsel gegangen und vollzählig war sie am 23. Juni in Wilna angekommen. Eben so befriedigend lauteten die Nachrichten aus Smolensk vom August. „Die Russen," hieß es, „hielten nirgends Stand, das ganze Land liege offen vor der siegreichen Armee, noch ein kurzer Marsch, und Moskau, das Ziel des Sommerfeldzugs, sei erreicht." Ach, das Nichtstandhalten der Russen war zwar wahr, große Schlachten gab es bis dahin nicht, aber Unordnung, schlechte Verpflegung, das infame französische Plünderungssystem und die noch infamere Mißachtung von Menschenleben hatten die Armee bereits ein volles Drittel ihres Bestandes gekostet. Während daheim Mütter und Bräute die Söhne und Geliebten lebend und fröhlich sich dachten, bleichten deren Gebeine schon in der Sonne des unwirtlichen Landes oder lagen in Lumpen gehüllt, die Wunden mit Papier oder Pergament verbunden, in den scheußlichen Lazarethen, denn auch an Verbandzeug und ärztlicher

Pflege fehlte es fast gänzlich. O, ein Glück für die hoffenden Herzen daheim, daß ihnen noch verborgen blieb, was die Flammen von Smolensk beleuchteten und was die einsamen Tannenwälder Rußlands verbargen, durch die der Zug der ausgehungerten Armee gieng, die so stolz und siegestrunken die Grenze überschritten hatte.

An einem dieser Augustmorgen war es, da saßen die Syndikussin und ihre Tochter Friederike in dem kleinen Stübchen, das sie seit der Abreise des Vaters und dem Verkauf des Hauses bewohnten, und waren mit der Handarbeit beschäftigt, die sie von jetzt an ernährte. Die Mutter war sehr blaß und kummervoll und das sonst so heitere Angesicht Friederikens drückte den Ernst aus, zu dem sie so schnell gereift war. Sie war kein Kind mehr, die fünfzehnjährige schlanke Gestalt bewegte sich gemessen und ernst in dem engen Raum des Stübchens, wenn sie zum Arbeitstischchen der Mutter trat und diese um Rath wegen der Arbeit fragte, die sie unter Händen hatte. Während das Ohr auf die Belehrung horchte, sah das Auge durch die Fensterscheiben hinaus in den Morgen. Und der Morgen, von hier aus gesehen, war auch wunderschön; das Stübchen der beiden Einsamen lag im höchsten Theile der Stadt, und von hier aus sah man hinab in die Straßen und auf den Markt mit dem plätschernden Brunnen und von da hinunter auf den Fluß und auf die Weinberge zu seinen beiden Seiten und auf die Stelle des Flusses, wo durch die kühne Hand des heimatlosen Jünglings Friederikens Leben war gerettet

worden, und sie konnte die Stelle nicht sehen, ohne Gott zu danken und ihres Retters zu gedenken.

Heute Morgen war die Stelle besonders schön beleuchtet und ein Nebelfleck auf dem Wasser, der sich langsam verzog, deutete gleichsam den Ort an, wo ihr so Großes begegnet war. Sie sah hin und seufzte und dann sagte sie: „Mutter, wenn ich an das kühle Plätzchen dort im Fluß denke, das beinahe mein Grab ward, dann lerne ich jedesmal neu an Gott und sein Regiment glauben. Was hat denn der liebe Gott an mir auf dieser Welt? Ein unwilliges, trotziges Herz mehr, ein Herz, das gut sein möchte und kann nicht, ein Herz, das recht still und gehorsam sein möchte, ihm und den Aeltern, und doch täglich etwas zu bereuen hat. Und doch hat mich Gott gerettet und erhält mich täglich und gibt mir viel mehr Gnade aus seinem Worte, als ich es verdiene. Und dabei bin ich undankbar! Da hat er dem Vater zur Flucht geholfen und ihm einen Freund in seiner Noth zugeführt, da hat er in England dem Vater einen stillen Ort zugewiesen und eine Thätigkeit, wie er sie brauchen kann; da hat er uns bis dahin unser täglich Brot gereicht und uns Ruhe gegeben vor unserm Feinde, dem Polizeirath, denn der Mann ist seit des Vaters Flucht wie umgewandelt. Denk nur, Mutter, er ist mir gestern begegnet und hat mich gegrüßt, und doch bin ich unzufrieden und geschieht mir nicht genug. Was nur das ist? Komm' ich in's Schlößchen, dann ist die Tante Fritzchen so gut gegen mich, mehr, als ich es verdiene, dann ruft mich die gnädige Frau zu sich und scheint viel Wohlwollen gegen mich zu haben. Begegne ich der Frau Hessemer in den Gärten, dann

drückt sie mir die Hand und ist gar herzlich, und komme ich durch Zufall in's Hasengäßchen, dann reißt der Schusterkonrad das Fenster auf und wünscht mir so laut einen guten Tag, daß ich mich jedesmal schäme, und der Pirmasenser macht vor mir Fronte, als sei ich ein Officier; von der Waschbärbel gar nicht zu reden, die mir mit Gewalt die Hand küssen will, aber ich leide es nie. Warum sind mir die Leute alle so gut und ich bin so undankbar? Dir will ich es sagen, Mutter, aber sonst Niemand," und dabei bog das Mädchen mit tiefem Erröthen den Kopf auf seine Arbeit, „weil Einer unter unseren Freunden ist, der mich ohne Ursache vermeidet, ja haßt, und dieser Eine ist der Johannes Falk, mein Retter. In der ersten Zeit nach der unglücklichen Weinlese kam er nicht zu uns, und als wir ihn als meinen Retter erkannten, dann und wann, und wenn ich ihm Dank sagte, dann schien er das so hinzunehmen, als könne er den Dank auch entbehren. Seit aber Vater auf der Flucht ist, da sieht er mich kaum mehr an."

„Da sieht er dich kaum mehr an?" fragte in vorwurfsvollem Tone die Mutter. „Ja du bist undankbar, wie du selber sagst. Kommt Johannes nicht manchmal mit Tante Fritzchen zu uns, und wie theilnehmend und wie zutraulich ist er dann?" „Ja," antwortete Friederike mit Eifer, „er kommt, aber niemals allein, und spricht er, wenn er kommt, je ein Wort mit mir, da ich doch das größte Recht an seine Freundschaft habe?"

„Das gerade ist es," erwiederte die Mutter, was ich an Johannes schätze. Obgleich wir ihm schwer ver-

pflichtet sind, so mißbraucht er nie diese Verpflichtung, er ist in Wort und Handlung ein Ehrenmann. Ja ein Mann ist Johannes, wenn auch ein Jüngling an Jahren. Und meinst du denn, du thörichtes Mädchen, ein junger Mann von des Johannes Art habe nicht mehr zu denken, zumal in dieser Zeit, als wie er einem solchen jungen Dinge deines Alters gefalle? Sein Sinn steht auf Höheres und für dieses bereitet er sich vor mit einem Eifer, der ihm die Liebe Aller erwirbt, die ihn kennen. Höre nur, was die Hessemer von seinem Fleiße sagt, und wie sauer er sich's werden läßt, um sein Brot zu verdienen, seit Professor Wilhelm ihn nicht mehr unterstützt. Die Kunst, den alten Kraushaar zu befriedigen, hat bis jetzt nur Einer gelernt und das ist unser Johannes, derselbe Johannes, den der alte Kraushaar um seiner Deutschheit willen hassen möchte, wenn er nur könnte. Wenn so ein alter Junggeselle von einem Schüler sagt, er sehe mit Schmerz dem Tage entgegen, da er den Johannes Falk aus der Zahl seiner Schüler verliere, dann muß etwas an dem Jungen sein. Und diese Zeit kommt schon in einigen Monaten; gewöhne dich denn an seine Weise und laß in deinem thörichten Herzen keinen Gedanken aufkommen, als wenn der Johannes, der gegen Alle freundlich ist, dich allein unfreundlich behandelte. Deine Gedanken haben ohnehin noch zu viel Flügel, es wäre viel besser, du schnittest ihnen die Schwingen ab, sonst geht es dir, wie dem Knaben in der Göttersage, die Sonne sengt dich wie ihn zu Tode."

Friederike senkte den Kopf noch tiefer, aber überwunden gab sie sich nicht; sie wollte eben ein Wort

erwiedern, daß die Mutter ihr Unrecht thue, da klopfte es an der Thüre und herein trat die Ammi von der Bibermühle.

„Gott zum Gruß, Frau Syndikussin," sagte sie unter wiederholten Knixsen, „und auch ihr, der Jungfer Friederike, und da ich gerade in der Stadt bin," mit diesen Worten stellte sie ihren Handkorb neben die Thüre, „so wollte ich mir die Freiheit nehmen, der Frau Syndikussin einen guten Morgen zu sagen, und der Jungfer auch." Sie gieng auf beide zu und reichte ihnen die Hand und die Freude, mit der Gruß und Handdruck erwiedert wurde, zeigte deutlich, wie ein lieber Gast das Bauernmädchen war.

Aber man konnte auch nicht in die hellen Augen der Ammi sehen, ohne ihr gut zu sein, sie war ein Landmädchen, an Leib und Seele rein, und durch die himmlische wie die irdische Liebe gleich veredelt und gehoben.

„Wißt ihr auch was Neues, Frau Syndikussin?' sagte sie erröthend, „ich habe von meinem Martin einen Gruß aus dem Krieg bekommen."

„Einen Gruß aus dem Krieg," sagte die Syndikus, „du willst wohl sagen, einen Brief?"

„Nichts Brief, der Martin schreibt nicht. Einen lebendigen Gruß, und der ist mehr werth, als zehn Briefe. Denn was in Briefen geschrieben steht, das ist zur Hälfte gelogen. Ja denkt nur, morgen werden's acht Tage, da kommt so um die Zeit, wo wir die Abendsuppe essen wollten, ein Bursche zur Thüre herein und sagt: Guten Abend! Schön Dank, sagt der Müller, was bringt der Mann? Was ich bringe, sagt

der Mann, ist nicht viel und doch wird's euch erfreuen, ich bringe einen Gruß von eurem Martin aus dem Krieg. Das wäre! sagt der Müller und mir fiel der Löffel in die Suppe und in den Beinen war es mir, als wollten sie mir abfallen. Ja seht mich nur an, sagt der Fremde, ihr mögt's glauben oder nicht, ich komme aus dem Krieg und habe euren Martin frisch und wohlauf gesehen und er hat zu mir gesagt: Kamerad, wenn du an Lahnberg vorbeikommst, so laß dich's nicht verdrießen und suche die Bibermühle auf, mein Vater wird dir dafür ein Nachtquartier geben und einen Trunk wider den Durst, und sag' meinem Vater, der liebe Gott hätte mich bis dahin gesund erhalten; und siehst du mein Mädchen in der Mühle, die Ammi Schröder von Tiefengrund, dann sag' ihr, es sei Alles noch bei'm Alten zwischen uns Zwei; und will sie's nicht glauben, und hält's für einen Utz, dann sag' ihr, ich hätte meine Uniform aufgeknöpft und dir ein Kreuzlein gezeigt an einem blauen Band, dann wird sie dir Alles glauben. Da hab ich' geschrieen vor Braſt und Freude und der Müller ist hinaus gegangen, weil er es nicht hat aushalten können, und als er wieder hereinkam, da hat er vom besten Wein, der im Keller ist, drei Flaschen auf den Tisch gestellt, und dem Soldaten seine Gesundheit getrunken. Und dann haben wir ihn drei Tage behalten und ihm Gutes gethan, so viel wir konnten, und er hat uns erzählen müssen. Ach, du Herr meines Lebens, was ist da Alles herausgekommen, wovon in den Zeitungen kein Wort steht! und der Soldat hat gesagt: wenn der Kaiser von Rußland nicht bald um Frieden bäte, so wäre der Bonapart verloren

und alle seine Soldaten mit ihm; denn in dem Rußland sei es gar nicht wie hier zu Land, da lägen die Dörfer auseinander wie bei uns die Städte und noch weiter, und Hunger und Wölfe seien dort daheim."

„Aber," sagte die Syndikus, „wie kam denn der Soldat von der Armee hierher, war er denn verabschiedet?"

„Verabschiedet? das haben wir ihn nicht gefragt, genug, er war da; er kam bei Nacht und gieng bei Nacht weg und seine Sprache klang so artlich, ganz anders wie hier herum, da, schätz ich, wird er noch einen weiten Gang nach Haus haben. Das aber steht richtig, er war von meinem Martin ein Kamerad, und der liebe Gott hat ihn zu uns geführt, um des Müllers Herz zu stillen, das um den Martin sich grämt und meines auch.

„Ja, Frau Syndikussin," fuhr sie nach einer Weile, nachdem sie sich die Augen getrocknet hatte, fort, „man erlebt allerlei, und hätte man ein rachesüchtig Herz, man könnte sich in seinem Brast sogar an dem Fall des Feindes freuen. Aber davor behüte mich der liebe Gott! Und daß ich's nicht thue, dazu hat er mir des Martin Kameraden aus dem Krieg geschickt, gleichsam als wollte er mir sagen: Ammi, mein Trost muß auf anderm Wege zu dir kommen, als durch mein Gericht über die Uebelthäter. Denkt nur, Frau Syndikussin," sagte das Mädchen flüsternd und bog sich herab, „ihr wißt ja, was sie dem Bachpeter seinem Fritz Alles andichteten, als sie ihn wollten von den Soldaten losmachen, und darum mußte mein Martin verspielen. Und nun denkt euch, das Alles hat den Fritz betroffen.

Er sollte einen Leibschaden haben und hatte keinen; da fällt er von dem Erntewagen herab und der Leibschaden war da. Sein linker Arm sollte steif sein und die Muskete nicht halten können; er war so gelenk wie meiner. Gestern schlägt ihm ein Pferd den linken Arm entzwei, daß der Doctor meint, mit dem Arm könne er sein Lebtage keinen Bausch Stroh mehr heben. Ist das nicht schrecklich, Frau Syndikussin? Und der arme Junge fühlt die Hand Gottes und seufzt und stöhnt auf seinem Lager und macht seinem Vater schwere Vorwürfe, und der ganze Jakobsstamm streckt die Hand aus wie ein Wegzeiger, und sagt: Das ist Gottes Finger! Ja Gottes Sache ist es, nicht meine, und ich gienge gerne zu dem Fritz und tröstete ihn, wie mich der liebe Gott getröstet; aber ich darf nicht, das würden mir die vom Jakobsstamm nie verzeihen."

„Doch was schwatz' ich da alles," so unterbrach sie sich plötzlich, „und vergesse ganz des Müllers Auftrag. Also der Müller läßt der Frau Syndikussin einen guten Morgen sagen, und er hätte eben eine frischmilchende Kuh, von der die Butter absonderlich gut wäre, da schickte er der Frau Syndikus eine Probe. Hier ist sie, und das Schock Eier hab' ich dazu gethan für mein Plaisir. So, und nun wünsch' ich der Frau Syndikussin und der Jungfer Friederike einen guten Morgen und wohl bekomm's, die Butter und die Eier!" Und hastig legte sie Alles auf den Tisch, nahm ihren Korb und rasch war sie davon.

Mehrere Sekunden sahen sich Mutter und Tochter schweigend an, dann sagte Friederike: „Mutter, das Bauernmädchen ist besser als ich, ich will mit Gottes

Hülfe so still und genügsam werden wie die Ammi Schröder.“ „Thue so, Friederike,“ sagte die Mutter, und küßte ihr Kind auf die Stirne; und der Eindruck dieses Morgens gieng bei Friederike nicht verloren.

Indessen gieng der große Stundenzeiger des Jahres Zwölf seinen Gang weiter. Wenn die Bürger des Städtleins Lahnberg sich so in den Gärten begegneten bei allerlei Geschäft, oder sich trafen, wenn der Eine von dieser, der Andere von jener Seite in seinen Weinberg hineinschaute, zu sehen, ob die Septembersonne die Trauben durchzuckere, dann grüßten sie sich wohl mit geheimnißvoller Miene, sahen sich um, ob nicht ein Lauscher in der Nähe sei, und der beherzteste sagte dann zuerst: „Herr Vetter, in dem Rußland muß es nicht zum Besten mit der Armee aussehen, die Leute sagen, die Zeitungen lögen sämmtlich, und mein Nachbar, der Postmeister meint, so besorgt hätten die Gesichter der Couriere noch nie ausgesehen, die von der Armee kommen, wie in den letzten Wochen. Einer von ihnen, ein Deutscher, und wie es geschienen, ein Mann von Vaterlandsliebe, der habe ihm im Vertrauen gesagt, die Armee gleiche einer Gewitterwolke, die, während sie Blitz und Hagel herniedersende, immer schwächer werde; Gott allein wisse, wie Napoleon wieder herauskäme, wenn er auch sein Ziel, Moskau zu nehmen, erreicht habe.“

Diese Nachrichten durften freilich nur heimlich mitgetheilt werden, denn wer sich den Anschein gab, als glaube er sie, den hielt man für einen Verräther. Nach den Aeußerungen des Polizeiraths und seiner Glaubensgenossen stand es trefflich um den Feldzug. Sie hatten

immer die neuesten und verläßigsten Nachrichten und theilten diese jeden Morgen ihren Helfern und Untergebenen mit, und diese trugen sie in den Wirtshäusern und Kneipen umher, und Pflastertreter, Haarkräusler und Barbiere brachten sie in die Häuser. Auch der alte Spitz hatte diese Kriegs- und Siegesberichte zu seinen Dienstobliegenheiten bekommen, aber der Mann war gar nicht mehr der Alte. Die Dienste, die er hatte leisten müssen und noch täglich leisten sollte, hatten sein menschenfreundliches Gemüth dermaßen angegriffen, daß ein Patriot aus ihm geworden war; wie viel die Neckereien und die drohenden Fäuste seines Freundes, des Schusterkonrad, zu dieser Umwandlung beigetragen hatten, das wagte er sich selbst nicht einzugestehen. Er schwieg zu allem Gehörten, zuckte höchstens die Achseln, wenn man ihn fragte und ließ von Zeit zu Zeit eine Thräne mehr in's Schnapsglas fallen. Kurz, der alte Spitz war ein Patriot geworden, sein Abfall von der Parthei des Polizeiraths war entschieden.

Was aber die Angesichter der Couriere nach der Meinung des Postmeisters in Lahnberg so bekümmert erscheinen ließ, das war allerdings bedeutend genug. In dem Heere selbst war nicht Einer, selbst der Kaiser nicht ausgenommen, der sich die verzweifelte Lage verschweigen durfte. Nur wagte Keiner in Gegenwart des Allgefürchteten von den Verlusten, den ungeheuren, der Armee zu reden, und wer nur eine Andeutung wagte, der ward mit Stolz zurückgewiesen. In Smolensk schon glich die noch kurz zuvor so siegestrunkene Armee einem Trunkenen, der vorwärts taumeln muß, wenn er nicht umfallen will, denn stehen kann er nicht

mehr. Napoleon mußte, obleich das Heer bittern Mangel litt und sich nur von Pferdefleisch und zerstoßenem Korn nährte, nach Moskau aufbrechen, um sich zu retten.

Da zum ersten Male, am 7. September, stellte sich ihm die große russische Armee zur Schlacht. Es war bei Borodino. Bisher war sie ihm stets ausgewichen, nicht aus Feigheit, sondern weil sie dem Hunger und den Elementen den Kampf überlassen wollte, und weil der kleine Krieg der Kosaken und die tägliche und nächtliche Beunruhigung von allen Seiten das müde, hungrige Heer mehr schwächten, als eine Schlacht mit diesen verzweifelten Fremdlingen hätte bewirken können. Hier aber, bei Borodino, kam es zu einer Schlacht, so blutig, wie die Geschichte wenige kennt. Von beiden Seiten bedeckten 25,000 Todte das Schlachtfeld, und 50,000 Verwundete schleppten sich mühsam von der Wahlstatt weg. Die Mauern des Klosters Kolotskoi sind Zeugen des namenlosen Jammers gewesen, der aus tausend und aber tausend gemarterten Menschenherzen zum Himmel aufschreit. Dort haben sich die Weheklagen verstümmelter Menschen in allen Sprachen der Erde Luft gemacht, und die es gehört, denen ist der Schreckenslaut nicht aus den Ohren verklungen bis an ihr letztes Ende.

Und was war der Erfolg? Nur die Straße nach Moskau stand dem Unbezähmbaren offen, von einem Sieg der Franzosen und von einer Niederlage der Russen konnte keine Rede sein; die russische Armee zog sich unbesiegt vom Kampfplatz zurück.

Endlich, am 14. September, war das ersehnte Ziel

erreicht. Vor den müden, erloschenen Blicken des kleinen Haufens, der von den gefallenen Hunderttausenden noch übrig war, lag die heilige Moskau mit ihren Hunderten von Thürmen. Aber in lautloser Stille lag sie da. Keine Gesandtschaft bärtiger Russen kam mit den Sinnbildern der Unterwerfung, mit Brot und Salz, dem Sieger entgegen; keine Schaar weißgekleideter Jungfrauen trug ihm auf seidenem Kissen die Schlüssel der Stadt entgegen. Die Thore standen weit offen, weder Feinde noch Freunde ließen sich vor denselben und in der Stadt sehen; die Einwohner waren mit ihrer besten Habe entflohen, und was sie übrig gelassen hatten, das diente wohl zum Schmuck des Leibes und zum Kitzel des Gaumens, aber es war wie der Diamant, den das verhungerte Hühnchen im Sande fand; das Brot, das die Hungernden hätte laben können, das fehlte.

Aber an der Siegestrunkenheit fehlte es diesen Uebermüthigen dennoch nicht. Boten über Boten giengen in alle Welt und verkündigten den staunenden Völkern, daß der große Kaiser Moskau eingenommen habe, daß die Armee wohlbehalten sei, daß die Russen nächstens um Frieden bitten würden, und daß nun das Ende aller Kriege gekommen sei; Frankreich habe der Welt diesen Frieden gebracht. Ob man es außer Moskau glaubte, was in den Botschaften stand, oder nicht, ob man es namentlich in Deutschland glaubte, oder nicht, genug, die halbe Welt sollte sich darüber freuen. Es wurden Dankfeste veranstaltet, Reden und Predigten darüber gehalten, die Pfarrer sollten von den Kanzeln Gott für diesen Sieg danken, und hoffärtiger wie je giengen die Franzosenfreunde umher, tranken des Kai-

sers Gesundheit, trieben die zum Mitjubeln an, die gerne über des Vaterlandes Schmach geweint hätten und drückten und schunden die Biedermänner, die kein Hehl aus ihrer Franzosenfeindschaft machten.

Das war eine böse Zeit, die traurigste, die Deutschland noch erlebt hatte. Es lag auf den Herzen so schwer, als wenn eine Wetterwolke dicht über ein Thal hinstreicht und die Lebensluft verzehrt, daß den Leuten der Athem nicht aus der Brust will. Die Wirtshäuser in Lahnberg standen leer, scheu und mißtrauisch wichen sich die Leute aus, der gesellige Verkehr war gänzlich unterbrochen; der Schusterkonrad hieng seine Vögel nicht heraus an die Luft und that das Fenster nicht auf viele Tage lang, und die Waschbärbel aus dem Ritter sagte zu der Hessemer: „Wenn nur ein Mensch wüßte, was in dem Schlößchen vor ist. Die Leute da drinnen machen Gesichter wie die Leichenbitter, und wenn sich eins von ihnen zeigt, so ist es schwarz gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Der Castellan schwarz, Tante Fritzchen schwarz, die Jungfer Madlene schwarz, und frag' ich sie: Jungfer Madlene, auf ein Wort, was ist denn drinnen im Schlößchen geschehen? dann sagt sie scheu: Auf ein ander Mal, Frau Nachbarin; böse Zeit, böse Zeit! Daraus werde Jemand gescheidt! Ei, so wollt ich denn, es gäbe irgend ein Unglück im Städtchen, es brennte ein Haus ab, oder es fiel Einer ins Wasser, oder — Gott verzeih mir meine Sünd', — es passirte sonst etwas, daß nur die Leute wieder lernten, die Mäuler aufthun, denn das halt' ein Christenmensch aus, dieses Schweigen und Seufzen und Geheimthun! Aergert euch der Franzose,

ei, so macht's wie ich und scheltet euch das Herz leicht! Hab' ich sonst Niemand und der Spitz kommt durch die Steingasse, so kriegt's der, und das tüchtig, denn der gehört ja auch zur Polizei!"

Und die Zeit schritt weiter, der Herbst nahte, die Tage wurden kühler, die Trauben in den Weinbergen begannen zu reifen, die Schwalben waren davon gezogen und die späte Aster blühte in den Hausgärten des Städtchens, aber die Stimmung war dieselbe geblieben; sie hatte sich noch durch allerlei Gerüchte aus Rußland von fürchterlichen Verlusten der Armee und von Hunger und Krankheit in derselben vermehrt. Da klopfte an einem Abend die Hessemer an die Thüre ihres Hausburschen und auf sein Herein! sagte sie: „Herr Johannes, da es besser ist in's Trauerhaus gehen, denn in das Freudenhaus, so kommt heute Abend einmal mit mir an's Sterbelager einer Christin. Die Base Neurodin macht's nimmer lange und hat mich begehrt zum Trost in ihrer letzten Stunde. Sie hat euch lieb gehabt, und euer Anblick thut ihr sicher wohl, kommt mit mir, aber sputet euch. Die Bärbel aus dem Ritter war eben da und that sehr athemlos."

Schweigend durchschritten sie die kurze Straße und betraten das enge Stübchen der Alten. Sie lag in ihrem reinlichen Bette, neben ihr auf dem Tische die Bibel und neben der Bibel ihr Todtenhemd, dasselbe, das sie an ihrem Hochzeitstag getragen und dann nur jährlich einmal, an ihrem Geburtstage. Die Bärbel hatte es aus der Lade holen und ihr vor die Augen legen müssen. Sie selbst war sonntäglich gekleidet. Auf die Jacke von großblumigem Zitzkattun fielen

zierlich gefältelt die Enden eines weißen Halstuches herab, das schwarze Häubchen war mit Bändern unter dem Kinn gebunden und die weißen magern Hände sahen aus den Aermeln der Jacke und aus den kleinen weißen Manschetten so weiß und rein heraus, daß die Hessemer sich unwillkührlich niederbeugte und sie küßte. Die Sterbende lag mit offenen Augen da und regte sich nicht; sie sprach, aber man sah, daß sie von ihrer Umgebung keinen Begriff hatte. Sie erkannte Keines der Anwesenden. Ihre Gedanken waren in ihrem vergangenen Leben, sie sah die Vorausgegangenen an ihr vorüberschweben; heitere und dunkle Bilder der Einnerung giengen an ihrem Geiste vorüber, und was sie erschaute von dieser heiligen Warte, das sprach sie aus wie eine Prophetin.

Zunächst dem Bette stand die Hessemer, neben ihr Johannes, an dem Fuße des Bettes ihre Pflegerin, die Bärbel, neben dieser der Franz. Allmählich traten Andere herein, Nachbarinnen und Freunde, Alte und Junge, zuletzt auch noch der Schusterkonrad. Der drängte sich vor bis zum Bette, sah mit dem Ausdruck der tiefsten Rührung in die lieben Züge seiner alten Freundin, und bog sich tief und tiefer herab, und mit einem Seufzer aus voller Brust sank er endlich an dem Bette nieder, ergriff eine ihrer Hände und seine Thränen strömten unaufhaltsam auf die Hand. Diese Berührung mit dem tiefsten Seelenschmerze ihres Freundes mußte im Gemüth der Sterbenden eine wunde Stelle berührt haben. Sie seufzte tief auf und sagte in kurzen abgebrochenen Lauten: „Huh, wie kalt, wie eisig kalt! Der Sturm tobt, die Wolken grau, Nacht auf

Erden und droben am Himmel! Wie donnert's und wie rauscht's! Wie stöhnen und ächzen die Sterbenden! Der Schnee roth vom Blute der Erschlagenen, der Hunger stiert aus gebrochenen Augen! Das sind keine Menschen, das sind Raubthiere, Ungeheuer, Teufel! Huh, wie sie wüthen und zerreißen! O Erbarmen, mein Gott, und laß es Tag werden auf Erden! — Da wird's roth im Osten! Kommst du wieder, du meines Gottes Sonne? Du kommst wieder! Der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Der Lenz ist gekommen! Ich höre Glocken läuten, die Orgel tönt, sie singen: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'! Das ist Sieg, Sieg des Herrn in den Hütten der Gerechten, die rechte Hand des Herrn behält den Sieg. Halleluja! Amen!"

Wieder seufzte die Sterbende tief auf und erwachte. Erstaunt blickte sie die Anwesenden an, aber nur einen Augenblick, dann erkannte sie ihre Lage und sagte: „Das war ein schwerer Traum, Gottlob, daß ich wach bin und euch Alle noch einmal sehe. Ihr seid gekommen, Abschied von mir zu nehmen, das lohne euch Gott! Dich, Dorothea Hessemer, hab' ich vor Andern begehrt, du sollst auch mein erst Wort erhalten. Dorothea, du bist meiner liebsten Freundin Kind und auf diesen meinen Händen hab' ich dich getragen, und diese meine Hände haben sich für dich gefaltet zum Gebet in deiner ersten Lebensstunde. Und der Herr hat mich erhört, du bist ein großes Herz geworden, und ein gutes Herz, das weiß dies alte Herz allein und Gott weiß es auch. Und Er segne dich, Dorothea Hessemer, und versiegle diesen Segen durch den letzten Kuß, den

ich dir gebe. So, Dorothea, zwischen uns ist keine Kluft, wir sehen uns wieder vor Gottes Thron!"

„Und du Schusterkonrad, du wilder Mensch, wie du doch selbst in deiner Trauer um mein Sterben so wild bist! Werde doch endlich mit Gottes Hilfe still und dem Herrn ergeben! Wohl kenne ich dich, und kenne dich besser, als alle Lahnberger, du bist eine süße Nuß in einer harten Schale. Du liebst treu, was du liebst und du hassest bitter, was du hassest; so soll's aber nicht sein, auch nicht einmal gegen die Feinde, die unser Land knechten. Ach Konrad, du und Viele deines Gleichen sind wie der Knabe des Elisa. Lies doch, was dort geschrieben steht 2. Könige am Sechsten: „„Und Elisa betete und sprach: Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe. Da öffnete der Herr dem Knaben die Augen, daß er sah, und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her."" Konrad, der Herr thut noch heut Wunder, nicht der letzte Pharao ist im Meer ersoffen. Sein Gericht kommt auch ohne dich. Werde still, Konrad, und hab' Dank für deine Liebe. Nicht so ungestüm, mein Sohn, du küssest mir ja die alten Hände wund! Gott segne dich, Konrad!"

„Von dir, Bärbel, nehm' ich zuletzt Abschied, denn du bleibst bei mir, bis mir die Augen brechen, und dann sag' ich dir in's Ohr, wie lieb ich dich gehabt."

„Und ihr Alle kommt her, daß ich euch noch einmal die Hand reiche und euch Dank sage für alle Liebe und Treue gegen mich altes launiges Weib. Grüßt auch die Freunde alle, die nicht hier sind; vergeßt Tante Fritzchen nicht, und den Professor Wilhelm, wenn er wieder kommt und den Herrn Pfarrer Held und den

Schultheiß in Meierhausen und den Bibermüller, und der Ammi sagt: ich gedenke ihrer vor Gottes Thron!“

„Und du, Johannes Falk, du auch hier am Sterbebette einer alten Frau? Du hast also die Liebe gemerkt, die ich zu dir habe, siehe, darum heiß' ich dich heute, wie ich dich allzeit in Gedanken genannt: meinen lieben Johannes und meinen Sohn. Die Sterbenden haben ja ein Recht mehr, als die Lebenden. Du junger Falk, meinst wohl, ich kenne deinen Weg nicht, weil ich ein altes Weib bin und du ein Falk, dessen Flug hoch geht? Dich kenne ich und darum sag ich dir, du wirst Großes thun und noch Größeres leiden müssen, du wirst treue Freunde und bittere Feinde haben, man wird dich suchen und verachten, Alles darum, weil dein Sinn ein ungewöhnlicher ist und der Lüge fremd. Halt aus, lieber Johannes, halt aus! Lies oft das Lied von Gottfried Arnold, das gilt auch dir, und namentlich, wo es heißt:

„Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
Darauf du läßt die Kinder zu dir gehen;
Da pflegt es wunderseltsam auszusehen,
Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.“

„Und nun Johannes, und du Dorothea und ihr Alle, jetzt geht und laßt mich allein abscheiden. Viel Thränen, viel Grämen. Um ein alt Weib ist nicht viel zu trauern, zumal in dieser Zeit der allgemeinen Noth.“

Das Laub der Bäume fing schon da und dort an gelb zu werden und die Traubenblätter in den Weinbergen sich zu bräunen, als die Freunde das Grab der alten Neurodin gruben und sinnend heim-

giengen. Nur Zweie von ihnen waren zurückgeblieben, der Schusterkonrad, um ein hölzernes Kreuz mit dem Namen der Entschlafenen auf ihren Hügel zu pflanzen, und Johannes Falk, warum, das zeigte sich bald. Es war Niemand auf dem Friedhof in dieser Abendstunde; sie standen allein und sahen den Namen auf dem Kreuze an, als wollten sie ihn sich für immer einprägen. „Herr Nachbar," begann Johannes, „heut ist so ein Tag des Abschiednehmens, der Himmel grau die Luft dick und schwül, die Vögel ziehen unter den dunklen Wolken hin mit leisem Rufen, sie sehnen sich nach einem wärmeren Lande. Da will auch ich Abschied nehmen von euch und zwar hier an unserer Freundin Grab. Thu' ich's daheim, so werdet ihr zu laut, ich kenne eure Art, und ruft das ganze Hasengäßchen herbei, das soll nicht sein. Meine Zeit in Lahnberg ist um, ich muß zur Universität. Da hab ich denn die Lehrer begrüßt und meinen alten Kraushaar die ersten Thränen weinen sehen um meines Weggangs willen; da hab' ich mich unter vielem Weinen von allen lieben Freunden bereits verabschiedet, nur von euch noch nicht, und das will ich hier thun. Nachbar lebt wohl, aber auf Wiedersehen! Wir haben uns lieb gehabt, und wissen, an was wir glauben, darum sehen wir uns wieder. Ihr versteht schon, Kamerad! Aber um Eins bitte ich euch noch. Und er bog sich zu dem Manne hinüber und flüsterte: „Wenn der, den wir lieben, aus seinem Schlupfwinkel verjagt wird, und er kommt bei Nacht und Nebel an euer Häuschen, dann thut ihm fein still auf und geleitet ihn nach — — das letzte Wort hauchte er nur leise hin. Aber der Schuster

hatte es verstanden. Er nickte mit dem Kopfe, und dann faßte er des Jünglings beide Hände, drückte sie, daß dieser vor Schmerz seufzte, stöhnte etliche Male, als wolle seine Brust zerspringen, eilte dann schnell über die Gräber und schwang sich an der der Thüre entgegengesetzten Seite über die niedrige Mauer des Friedhofs.

Johannes sah ihn an diesem Abend nicht wieder und auch am folgenden Morgen nicht, als er in der Frühe mit seiner Hausfrau den Gartenberg hinanstieg. An der Thüre des Gartens, wo die Hessemer den Fremdling in ihr Haus geladen, da standen sie stille, die lieben Bekannten, die Mutter vor dem Sohne und sprach zu ihm. Was sie gesagt, das hat Gott erhört und was er gedankt, das hat Gott an Beider Herzen gesegnet. Dann haben sie Abschied genommen wie der Sohn von der Mutter und Johannes hat den letzten dankenden Blick auf Lahnberg geworfen, und gesagt: „Ich will dein nimmer vergessen, du liebe zweite Heimat, du gute deutsche Stadt Lahnberg!“

Anders war der Blick Napoleons und seiner Armee auf Moskau, das in seinen Trümmern vor ihnen lag. In dem Ruf: „Auf nach Kaluga!“ drückte sich eben so viel Wuth aus, daß die Russen nicht um Frieden bitten wollten, wie Rache, ihnen noch tiefer in's Herz zu schneiden. Eigentlich aber gestand sich der bis dahin Unüberwundene ein, daß er vor Winter aus Rußland heraus müßte, um nicht mit dem Rest der Armee zu verhungern. Am 19. October geschah der Abmarsch. Die eigentliche Armee, zwar sehr zusam-

mengeschmolzen, war in leidlicher Ordnung; der Troß aber glich einer Horde Tartaren, die von einem glücklichen Streifzuge zurückkehren. Was man in den unbewohnten Häusern Moskaus gefunden oder sonst auf dem Zuge erbeutet, die Silbergeschirre der Reichen und die Abendmahlskelche der Kirchen, die Seidenstoffe der von ihren Herren verlassenen Magazine, wie die mit Diamanten besetzten Crucifixe, Alles und noch viel mehr war auf Wagen und Saumpferde geladen und ward von dem Troß, der aus allen Altern und Geschlechtern bestand, mitgeschleppt. Und als die ersten Schlachten geschlagen waren und die Verwundeten und Kranken sich mehrten, als man auf dem Zuge an Spitälern vorüberkam, wo die Verstümmelten unter Händeringen und Schreien baten, man möge sie um Gottes Barmherzigkeit willen nicht zurücklassen, und der Kaiser ihre Aufnahme auf die Bagagewagen befahl, da legte man die Verlassenen mit lautem Murren neben die Beute, und wo man sich unbeobachtet wußte, da warf man sie unterweges von den Wagen herab oder man erschoß sie bei Nacht im Walde und schob sie wie eine nutzlose Last unter die Räder der Wagen. Soweit war damals schon die große Armee gekommen: sie fieng an, sich selber zu verzehren. Napoleon selbst schalt und tobte, wenn er solche Gräuel sah, aber hindern konnte er sie nicht, und am liebsten war es ihm, wenn er nicht darauf aufmerksam gemacht wurde. Denn knirschend vor ohnmächtiger Wuth befahl er selbst, die Beutestücke, mit denen er in Paris triumphiren wollte, das große Kreuz des Kaisers Iwan und die alten Geschütze und Waffen, in den See von Semelin zu werfen.

In diesen Tagen war es, wo der Pfarrer Held von Meierhausen den gewohnten Weg nach Lahnberg einschlug. Statt aber zuerst seine Freunde zu besuchen, lenkte er schnellen Schrittes in das Haus ein, wo der Polizeirath Gaumer wohnte, und klopfte mit fester Hand an dessen Arbeitszimmer, indem er sanft aber entschieden den dienstbaren Geist zurückschob, der sich erbot, ihn bei dem Herrn zu melden.

„Sie haben mich zu sprechen begehrt, Herr Polizeirath," sagte er beim Eintreten; „hier bin ich, um nach ihrem Begehr zu fragen."

Dem Polizeirath schwoll sichtlich der Kamm und unter mühesamem Athemholen sagte er: „Nicht zu sprechen habe ich Sie begehrt, Herr Pfarrer, sondern vorgeladen habe ich Sie, um Sie zu fragen, wie Sie die Frechheit haben konnten, das Gebet für die Siege des Kaisers, das ausdrücklich befohlen war, zu verweigern? Geben Sie rasch ihre Erklärung, ihre Zukunft hängt von ihrer Wahrheitsliebe ab."

„Darf ich meine Ankläger erfahren?" fragte der Pfarrer.

„Die Polizei gibt auf solche Fragen keine Antwort; hier handelt es sich um Ja oder Nein. Haben Sie für den Kaiser gebetet, oder nicht?"

„Ich habe es nie gethan und werde es nie thun. Für mein armes Volk, das er zur Schlachtbank schleppt, habe ich sonntäglich gebetet und um Frieden und um Freiheit vom Druck seines Drängers, aber für den Dränger selbst, oder wohl gar für seine Siege zu beten, das kann kein Mensch einem Diener des Wortes zumuthen."

„Also das wäre eingestanden. Aber ihr sollt auch

das Wort Tyrann gebraucht haben in Gebet und Predigt, ist dem also?

„Das kann auch sein, denn die Schrift nennt die Tyrannen, die Menschenblut vergießen in Strömen und Gott die Ehre weigern. Auch hab' ich mit meiner Gemeinde oft den 52. Psalm gebetet, der also anhebt: „Was trotzest du denn, Tyrann, daß du kannst Schaden thun, so doch Gottes Güte noch täglich währet."

„Ihr seid offenherzig, Herr Pfarrer," sagte mit bitterem Lachen der Polizeirath, ihr macht es einem Richter leicht."

„Seid ihr vielleicht der Richter, Herr Polizeirath?"

„Warum nicht? Ich kann euch loslassen und verurtheilen und kräht kein Hahn darnach. Doch will ich eure kecke Sprache für diesmal überhören, wenn ihr mir wollt auf die Spur helfen, wo der Professor Wilhelm, euer gewesener Freund, sich versteckt hält? Sagt ihr mir da die Wahrheit, so will ich euer früheres Geständniß nicht beachten, denn ihr seid als ein unüberlegter, toller Mensch bekannt."

„Bin ich das, Herr Polizeirath?" sagte lächelnd der Pfarrer. „Nun, das ist ja große Ehre für mich. Ihr nennt den Professor Wilhelm meinen gewesenen Freund, da irrt ihr. Er ist noch heute mein Freund, aber wo er steckt, das weiß ich nicht, wüßt ich's aber, ihr erführt es zuletzt."

„So," sagte auffahrend der Polizeirath, „also zuletzt! Nun, wir wollen es einmal versuchen, wie lange das Zuletzt aus eurem Munde währt. Männchen, ich sage dir, gestehe, oder du kommst zu den Dieben auf den Thurm; oder scheint euch das noch zu gering für

euren Muth, so weiß ich andere Plätze, wo man Leute eures Schlages zum Reden bringt."

Der Pfarrer sah den erbosten Mann lange ruhig an, dann sagte er: „Hätte ich einen Mann von Gewissen vor mir, dann genügte mein priesterlich Wort, daß ich vom Aufenthalt des Prof. Wilhelm nichts weiß, so aber sag' ich euch: Ueberlegt sorgsam, was ihr mit mir thun wollt. Vor euren Drohungen fürchte ich mich nicht. Ihr konntet den Syndikus schrecken und verjagen, das aber gelingt euch bei mir nicht. Laßt ihr mich festnehmen, dann trete ich nur an dieses Fenster und winke mit der Hand, und das ganze Kirchspiel Meierhausen ist auf den Beinen, und was dann erfolgt, das mögt ihr verantworten. Denn seht einmal dort hinüber, da steht der Müller von der Bibermühle, und stiert hinauf nach den Fenstern. Der hat mich hereingehen sehen und hat ihm nichts Gutes geahnet; komme ich heraus, dann geht er seiner Wege und fragt mich nicht einmal, was ich gewollt, bleibe ich ihm aber zu lange, so seht ihr ihn bald hier oben. Der Müller ist ein Löwe, dem man sein Junges geraubt hat; das vergißt sich so leicht nicht. Auch müßt ihr bedenken, daß es nicht mehr ist wie vor Wochen und Monaten. Was ihr glaubt, daß Napoleon die Russen überwunden habe und von Moskau aus den Frieden dictire, das glaubt kein Bauer mehr. Wir wissen, wie es steht. Denn die Wahrheit kommt mit dem Wind zu uns. Alles ist verloren, Hunderttausende sind gefallen und werden noch fallen und die Aeltern weinen bereits über ihre Söhne und die Bräute über ihre Geliebten. Ein geschlagener Feind flößt keine Furcht mehr ein;

und wie es auch kommen möge, ihr, Herr Polizeirath, thätet wohl wenn ihr gelindere Saiten aufzöget und auch an den Rückzug dächtet. Kein Mensch fürchtet sich mehr vor euch. Das ist mein letztes Wort, und nun denk' ich, entlaßt ihr mich, der Müller möchte sonst heraufkommen.“ Damit gieng der Pfarrer davon.

„Teufel und Hölle!“ schrie der Polizeirath hinter ihm drein, aber er erhob sich nicht, um einen Haftbefehl zu geben. Er ballte in ohnmächtiger Wuth die Faust und dann versank er in ein stundenlanges Sinnen; und als am Abend das Entenbeinchen, der Verschmitzteste unter seinen Spionen, zu ihm eintrat und mit leiser Stimme erzählte, die gnädige Frau aus dem Schlößchen sei seit Jahren zum ersten Male ausgefahren, — sie sei vor Meierhausen ausgestiegen — sie sei in der Kirche und im Pfarrhaus gewesen, — und dann sei sie im Hof des Schultheißen verschwunden, — und in der Nacht davon gefahren, — er könne nicht begreifen, wie sie herausgekommen — da sagte der Polizeirath nichts als — „So!“ und winkte dem Entenbeinchen seinen Abschied zu.

Das war der traurigste Tag in Entenbeinchens Praxis, und er hatte sich doch von ihm so viel versprochen, er hatte von seinem gestrengen Herrn ein Lob und wo möglich eine Extra-Gratification erwartet, und nun nach aller gehabten Mühe und nach Erlangung der kostbarsten Nachrichten nichts als ein trockenes „So“ — das gieng über Entenbeinchens Geduld. Grollend und einer gelinden Verzweifelung nahe, holgte er nach Hause, und warf sich erschöpft auf seine Ofenbank. „Welcher meiner Collegen,“ so dachte er, „hatte je das

Glück, auch nur das Geringste aus dem stillen Haus zu erfahren, das der Polizeirath unter unsere besondere Aufsicht gestellt? Ich Samuel Schlupfer, genannt Entenbeinchen, war der Glückliche! Man denke sich meinen Freudenschreck! Ich sitze im Hirsch hinter einem Schoppen Dünnbier, da kommt die Jungfer Madlene aus dem Schlößchen und bestellt eine Chaise mit zwei Pferden, die gnädige Frau wollten morgen Nachmittag einen Ausflug machen auf's Land. Von da an schmeckte mir das Dünnbier wie Burgunder und ich schloß in der nächsten Nacht kein Auge vor Freude und Erwartung. Von der Mittagsstunde an umkreiste ich den Hirsch; es dauert lange, sehr lange; endlich zieht der Knecht die Pferde heraus, spannt an, und ich hinterdrein, bis vor das Thor in der Steingasse. Da war's mit dem Warten und Spioniren aus. Die ganze Steingasse war in Alarm; der Ritter war im Aufstand und die Waschbärbel stand schreiend vor der Thüre. Sie gönnten mir das Schauspiel des Ausfahrens nicht, ich mußte aus der Steingasse. Das war ein schwerer Augenblick, Sein und Nichtsein stand auf dem Spiele; ich überlegte. Nach dem Fluß, so dachte ich, fährt die Frau von Tiefenbrunn nicht, dazu ist sie zu ängstlich, die Pferde könnten durchgehen; auf die Landstraße fährt sie auch nicht, da begegnen ihr zu viel Leute und sie ist menschenscheu; lauf' nur an's Pfortenthor, sicher fährt sie da hinaus! Und mein guter Stern geleitete mich recht und die Chaise fuhr durch's Pfortenthor und ich schwang mich hinten drauf und fort gieng's, erst rasch durch die Gärten, dann langsam bergauf, auf Meierhausen zu. O wie klopfte

mir da das Herz! Ein Licht gieng mir auf! Entenbeinchen, sagte ich jubelnd zu mir, wenn deine Combination richtig ist, so kannst du einen Orden dir verdienen! Da hielt plötzlich die Chaise in den Gärten von Meierhausen. Ich schnell herab und hinter eine Hecke! Die Frau von Tiefenbrunn steigt aus, schneller und behender, als ich es ihr zugetraut, für ihre Jahre immer noch eine schöne Frau, schwarz von Kopf bis zu den Füßen; sie steigt aus und geht durch die Gärten auf die Kirche zu."

„Wer hat der Frau den Weg gezeigt? Das Seitenpförtlein, durch das der Glöckner beim Stundenläuten eingeht, steht offen, sie tritt in die Kirche. Dem Kutscher hatte sie beim Weggehen einen kurzen Wink gegeben, er solle mit der Chaise in den Gärten warten. Also die Frau von Tiefenbrunn geht in die Kirche; ich flugs an der Mauer hinan und schaue zu einem Fenster hinein. Da steht sie und schaut sich in der Kirche um und dann tritt sie zu dem Altar, und der Stelle gegenüber, wo unser Herr am Kreuz hängt, da kniet sie nieder und legt die Hände zusammen. Die Frau muß doch so übel nicht sein, dachte ich bei mir selbst, trotz ihres schlimmen Rufs, denn so lange, dachte ich, hast du noch nie gebetet und so andächtig auch nicht, und sie hat sogar geweint dabei, das hast du mit Wissen nur einmal in deinem Leben gethan, als der Wagen über deine Beine gieng. Nun man soll keinen Menschen für gering halten, es steckt etwas Großes in ihm; das weißt du ja aus dir selber, Samuel Schlupfer! — Und aus dem Pförtchen gieng die Frau von Tiefenbrunn auf's Pfarrhaus zu, den Pfarrer Held zu

besuchen. Das ist kein Mann nach meinem Geschmack, der ist um 50 Jahre zu früh auf die Welt gekommen! Wie ich sie so gehen sah, da lachte ich und dachte, der Gang wäre umsonst, den Pfarrer hat heute der Polizeirath zwischen der Scheere, und ob man ihn morgen oder übermorgen zu Hause findet, das bleibt dahin gestellt. So etwas sagte ihr auch die Pfarrmagd und lenkte damit ihren Sinn anders wohin. Sie gieng zurück in die Gärten, machte einen großen Bogen, blieb manchmal stehen, als besänne sie sich und trat dann durch eine Lücke in einen Garten hinein. Sie gieng durch die Wege, als wäre sie da zu Hause und langsam auf das Haus zu. Also zum Schultheiß will die Frau von Tiefenbrunn, dacht ich, woher kennt sie den, und was muß Alles in der Welt vorgehen, davon die Polizei nichts weiß! Ja nichts weiß! Wo ist die Frau hin? So wahr ich lebe durch ein Pförtchen in's alte Haus hineingeschlüpft! Wunder über Wunder! Aber hier bleibst du liegen, Entenbeinchen, wie ein Dechsel vor einem Dachsbau und weichst nicht von der Stelle, bis du das Geheimniß herausgebracht! Aber Stunde um Stunde ist hingegangen, des Schultheißen Hühner haben schon längst die Stange gesucht, und die Frau ist nicht heraus gekommen, und als ich endlich die Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnte, und in die Gärten lief und nach der Chaise sah, da war sie auf und davon. Das war angeführt, aber ich habe doch nicht umsonst gelauert; durch das Pförtchen am Hause des Schultheißen kann ich auch, ich bringe doch heraus, was da drinnen vorgeht, und

will der Herr Polizeirath nichts hören, so raportir' ich's dem Intendanten, der ist erkenntlicher."

Daß sie den geheimnißvollen Gang in die Kirche und durch die Gärten von Meierhausen in Begleitung eines Polizeispions unternehme, davon hatte die Frau von Tiefenbrunn keine Ahnung. Sie war sehr froh, daß ihr außer einigen Kindern, Niemand in den Gärten des Dorfes begegnete, und sie betrat das Haus des Schultheißen in der Hoffnung, eben so unbemerkt es wieder verlassen zu können, wenn sie einen einzigen Blick in einen ihr lieben Raum gethan. Ihr Besuch galt allein dem Pfarrer Held; nach seinem Zuspruch sehnte sie sich heute besonders.

Das Dämmerlicht, das in dem schmalen Vorraum hinter dem Pförtchen und auf der düstern Wendeltreppe herrschte, schien sie nicht zu beunruhigen; sie stieg die alten ausgetretenen Steinstufen langsam empor, blieb an einer Thüre stehen und horchte. Es war still in dem Zimmer. Sie versuchte den Drücker der Thüre; sie war unverschlossen und so trat sie beherzt ein. Aber wie eingewurzelt blieb sie stehen, die Augen starr auf eine Gestalt gerichtet, die sich langsam und nicht minder entsetzt aus einem Stuhle erhob. Es war ein Mann mit weißem Haar und blassen Wangen, der sah sie an, der bog den Kopf vor, als wolle er prüfen, ob er einen Geist oder eine Menschengestalt vor sich sehe, der trat endlich auf sie zu und sagte: „Emma Schachtheim, die Zeit hat dich sehr verändert, aber das Auge der Liebe sieht sehr scharf; ich bin Wilhelm Hauenstein, erkennst du mich noch?"

Die Edeldame sah mit Todtenbläſſe auf den Wan-

gen in das Angesicht des Mannes vor ihr und lispelte dann: „Herr von Hauenstein, Sie hier? Wilhelm, du hier? Ich kam nach langen Jahren der Einsamkeit zum ersten Male wieder an's Tageslicht, um meinen besten Freund, den Pfarrer Held, an ein gegebenes Versprechen zu erinnern, das dich betraf, und ich finde dich selbst! Wenn ich manchmal, um mein Gewissen zu erleichtern, von dir zu ihm sprach, von meiner Untreue gegen dich und wie ich mich sehne, nur ein Mal noch dich zu sehen und dir Abbitte zu thun für den großen Schmerz, den mein Leichtsinn dir angethan, dann sagte er mir, er wisse dazu Rath, aber erst dann, wenn ich dem Tode nahe sei, oder — wenn ich Wittwe geworden wäre. Wilhelm, ich bin nach einer sehr traurigen Ehe Wittwe geworden; der Oberst ist am 12. August in dem Treffen bei Gorodeczno gegen die Russen geblieben. Die Nachricht habe ich seit einigen Wochen und habe sie unter bittern Thränen empfangen, und habe dem Verstorbenen Alles verziehen, und Gott gebeten, daß er auch mir vergeben wolle. Und nun hielt ich's an der Zeit, herauszutreten und der Welt zu zeigen, daß ich lebe und bereue und denen Abbitte thue, die ich gekränkt habe. Wilhelm von Hauenstein, vergib mir, was ich dir that!“

Der blasse Mann heftete seine Augen mit einem innigen, wehmüthigen Blick auf die weinende Frau und sagte dann: „Emma, dessen bedarf es heute nicht erst, das ist längst geschehen. Unerkannt und ungesehen habe ich dich auf allen deinen Lebenswegen begleitet und bin dir auch nach Lahnberg gefolgt, nicht in der Absicht, dich zu besitzen, sondern zu warten, bis Gott

ein Wunder an deiner Seele gethan hätte. Und das Glück durfte ich erleben und unserm gemeinsamen Freunde, dem Pfarrer Held, gelang es, deine Seele für den Trost von Oben zu gewinnen."

„Das sind mir lauter Räthsel," sagte die Edelfrau, „wo warst du denn, ehe ich dich hier fand?"

„In Lahnberg und oft ganz in deiner Nähe. Das Einsiedlerleben, das die Frau von Tiefenbrunn Jahre lang in ihren Zimmern führte, ließ mich als Professor Wilhelm meinen Freund, den Castellan, ohne Schwierigkeit besuchen."

„Der Professor Wilhelm," sagte sinnend die Schloßfrau, „war Wilhelm von Hauenstein und der Lehrer am Lahnberger Gymnasium war der Freund meiner Jugend, und das erfahre ich erst heute? Und so grausam konnte man gegen eine arme Frau sein, die unter Gewissensbissen fast verblutete, bis ihre Stunde schlug?"

„Nun, danken wir Gott," sagte der Professor, „daß sie geschlagen hat und lassen wir die Vergangenheit ruhen."

„Ja, aber die Gegenwart," sagte die Schloßfrau, „wie schrecklich ist die! Du bist auf der Flucht, Wilhelm, und deinen Feinden so nahe, mußt du nicht täglich fürchten, entdeckt zu werden?"

„Von heute an ist das möglich, seit noch ein Mitwisser erschienen ist. Darum muß ich wieder an einen andern Ort. Fürchte nicht, Emma," sagte der Professor in mildem Tone, da er bemerkte, daß seine Worte mißverstanden würden, „fürchte nicht, daß ich dir mißtraue. Aber selbst mein Freund, der Pfarrer, weiß

nicht, wie nahe ich ihm wohne, wenn er es auch vermuthet, denn im Dorfe geht das Gerücht von einem Gespenst, das hier im steinernen Hause wandert; und so etwas weiß mein lieber Held sich zu deuten. Das steinerne Haus hat von jeher allerlei Gäste beherbergt, mit denen es nicht geheuer war, so namentlich die Base von über dem Rhein, die sich vor ihren Freunden verborgen, um alte Bande zu lösen und neue zu knüpfen."

Die Edelfrau sah dem Professor mit erstauntem, verlegenem Angesicht in's Auge und wollte eben antworten, da gieng leise die Thüre auf und der Schultheiß trat mit dem Abendbrot seines Gastes herein. Erstaunt blieb er stehen, faßte sich dann, stellte den Handkorb an der Thüre nieder, beschattete die Augen, als könne er die Blendung des Abendscheines durch die Fenster nicht ertragen, fieng dann an zu zittern und brachte nur unter Mühe das Wort hervor: „Die Base von über dem Rhein!"

„Ja, lieber alter Jost," sagte die Schloßfrau, „die Base ist wieder gekommen, um den Freunden ihrer Jugend noch einmal für ihre unverdiente Güte gegen eine Leichtsinnige zu danken und sie zu bitten, daß sie ihr allen Betrug jener Zeit vergeben möchten. Der Herr Professor Wilhelm hat's schon gethan, thut auch ihr es, lieber Jost!"

Der Schultheiß war keines Wortes mächtig; er nickte nur mit dem Kopf und reichte in tiefer Bewegung der Edelfrau die Hand. „Herr Professor," sagte er dann, „eßt, was ich euch mitgebracht habe und nehmt dann eure wenigen Sachen und geht noch in dieser

Nacht davon; aber allein und später als die Dame hier. Das Entenbeinchen spuckt in den Gärten, das bedeutet nichts Gutes. Das Kerlchen ist schlau, aber der Schultheiß Jost ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Wenn die Zeiten wieder sind, wie um's Jahr 1777, dann bin ich wieder der alte gute Vetter und Freund; jetzt aber heißt's: Vetter hin, Vetter her, bleibt mir von meinem Kirschbaum."

Noch in derselben Herbstnacht durchschritt eine vermummte Gestalt die stillen Straßen des Städtchens Lahnberg und schlüpfte dann in das Hasengäßchen hinein. Leise klopfte sie an die Hausthüre des Schusterkonrad; die that sich ohne Geräusch auf. Nicht lange, so kamen eben so leise zwei Gestalten wieder daraus hervor und verschwanden im Dunkel, und am Morgen saß der Pirmasenser am Werktisch und hämmerte auf die Schuhe los, indeß der Hanfried geheimnißvolle Gesichter machte und mit halbem Auge auf seine Arbeit sah.

11.

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Gluth,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt:
Roth muß ja der Morgen sich lösen.

Theodor Körner.

Der Januar des Jahres 1813 war gekommen und näherte sich seinem Ende, und die Stadt Lahnberg lag im Wintergewand zwischen ihren Gärten und Weinbergen. Der Fluß war zugefroren und die Schüler des Gymnasiums trieben sich in buntem Gewirre auf seiner Oberfläche hin, indeß die Kinder der andern Schulen es vorzogen, die Schneeschlitten den Hügel hinanzuziehen, der rechts vom Pfortenthor liegt, und dann hinter einander herab zu rutschen, dicht am Thore vorbei und hinein in den Seitenweg, der nach dem Fluß hinabgieng. Wenn man den Jubel und die Lust der Kinder mit anhörte; wenn man die Unverdrossenheit sah, mit der sie hundert Male die Schlitten den Hügel hinaufzogen, um vielleicht das Ziel gar nicht

zu erreichen, sondern halb Weges umzuwerfen und unter dem Spott der Kameraden den Versuch von neuem zu beginnen: dann dachte man nicht, wie ernst es draußen in der Welt aussah, wo die Trümmer der geschlagenen französischen Armee wie eine durch das Blei des Jägers zersprengte Heerde Wild sich nach allen Seiten zerstreute, um ein Obdach und wo möglich die Heimat zu suchen; und noch weniger konnte man sich denken, daß Millionen Augen um die Gefallenen und Vermißten weinten. Und doch waren in und um Lahnberg solche genug.

Der Spitz freilich, der Polizeidiener, theilte diese Zeitstimmung in dieser Stunde nicht. Er hatte nur heute seinen bösen Tag. Er war von dem Polizeirath geärgert worden, und nun ärgerte ihn Alles, der kalte Tag, der tiefe Schnee, das Schlittschuhlaufen der Schüler auf dem Fluß und vor allem die Rutschparthie der Buben vor dem Pfortenthore. Mehrmals hatte er in seinem Aerger versucht, das Thor zu passiren, obgleich ihn sein Beruf eigentlich nur in's Innere der Stadt verwies, und jedesmal war ihm ein Schlitten unter die Beine gerathen, und so stand er schimpfend und wetternd mit emporgehobenem Stocke unter der Pforte und drohte den Buben, sie sammt und sonders in Eisen zu legen und krumm zu schließen; aber seine Drohung verhallte im stets wachsenden Getümmel der sorglosen Jugend.

Da lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf eine Gestalt, die des Weges daher kam und gerade zu durch's Thor wollte. Seitdem er Polizeidiener gewesen, war dem Spitz eine solch' verdächtige Person noch nicht

vorgekommen. Aus einem blassen, abgemagerten Gesichte stierten ein Paar wilde Augen hervor und der ganze untere Theil des Gesichtes steckte in einem struppigen, schwarzen Barte. Unter der Kappe von zerrissenem Leder starrten wilde wulstige Haarstrüppe hervor und sie und der Bart starrten von Reif. Ein Kleidungsstück, von dem man nicht sagen konnte, ob es Mantel, Kittel oder Rock sei, ebenfalls von Leder mit dem Fell nach innen, war durch einen Strick um den Leib zusammengehalten, und ließ nur dann und wann ein Paar zerrissene blaue Hosen sehen. Lumpen waren statt der Strümpfe um die Beine gewickelt, und von dem Schuhwerk konnte man nicht sagen, ob es je ein Meister der Zunft als ein Stück Arbeit anerkannt haben würde. Ein schwerer Stock, auf den sich der müde Landstreicher stützte, vollendete seinen Aufzug. Und ein solcher verwetterter Mensch wollte durch das Pfortenthor in die Stadt Lahnberg, das durfte der Straßenwächter nicht zugeben; er hielt also sein Rohr dem Fremden entgegen und schrie ihn an: „Nichts da, Landsmann, Leute eures Schlages gehören nicht hier herein, leset da an der Tafel, was es mit Vagabunden, Bettlern und Strolchen gibt, wenn man sie auf den Straßen findet!“

Der Fremde stutzte einen Augenblick und sagte dann, indem er den Stock des Polizeidieners sanft zur Seite schob, in gutem Deutsch: „Kümmert euch um mich nicht, lieber Mann, ich bin weder das Eine, noch das Andere, was dort mit Strafe bedroht wird; laßt mich nur durch's Städtchen hindurch, ich habe Eile!“

„Wird nichts daraus,“ rief noch ärgerlicher der

alte Spitz, „da könnte Jeder kommen und hindurch wollen, und ist er drinnen, so bettelt er die Straßen durch und bettelt sich auf der andern Seite wieder hinaus; ich kenne das. Strenge Ordre von Oben herab! Leide keine Unzucht und keinen Bettel, so wahr ich Spitz heiße! Müßt ihr mit Gewalt weiter, was ich nicht glaube, denn für Leute eures Schlages geht eine gute Krümm' nichts üm, dann mögt ihr an der Stadtmauer hinabgehen bis zum andern Thor; durch die Stadt lasse ich euch par tout nicht!"

„So?" sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter ihm und der Polizeidiener erkannte mit Entsetzen seinen Freund und Plagegeist, den Schusterkonrad. „So, alter Spitz," sagte der, „so thut ihr an einem deutschen Bruder und wollt ein Patriot sein? Schämt euch, ihr seid nichts, als der alte versoffene Polizeispitz, sonst seid ihr gar nichts, seid täglich in meiner Schule und habt nicht gelernt, einen guten deutschen Bruder und Kriegskameraden von einem Landstreicher zu unterscheiden? Ei, seht ihr denn nicht, ihr alter Saufaus, daß ihr einen Soldaten vor euch habt, einen von der großen Armee, einen Dragoner, der sein Pferd verloren hat! Potz Jena und Auerstädt, da braucht man nur in's Gesicht und auf die Beine zu sehen, um den Soldaten zu erkennen. Her eure Hand, Kamerad, und sagt mir, wohin ihr wollt, ich führe euch durch alle Gassen und will den sehen, der so einem armen Schlachtschaf aus der großen Armee etwas zu leid thut! Und wärt ihr ein Franzose, der ihr nicht seid, das sehe ich euch an, ich führte euch doch, denn ihr habt Gott den Herrn

bis dahin zum Begleiter gehabt, warum sollten Menschen euch verstoßen!"

Der Fremde dankte mit wenigen Worten und sagte dann: „Ich will euch nicht lästig werden, der Mann da muß seine Pflicht thun; aber laßt mich nur eine Stunde am warmen Ofen ausruhen, dann gehe ich weiter."

„Ausruhen?" rief der Schuster, „bei wem ausruhen? Im Wirtshaus? Daß man euch angafft und nach dem Paß fragt und Zehrgeld will, wo keines ist? Wird nichts daraus! Mit mir geht ihr und ruht euch aus und Niemand soll eine Frage an euch thun, bis es euch selbst beliebt, zu reden. Verstanden, alter Spitz? Und nun steht hier Posten, ihr alter Giftschwanz, und scheltet euch mit den Buben, indeß ich meinen Kameraden in mein Haus führe."

„So," sagte er und ergriff den Arm des Fremden, um ihn zu führen. Doch dieser entzog sich ihm lächelnd, dankte ihm für seine Mühe und bat ihn, neben ihm gehen zu dürfen, denn sein Aufzug sei nicht der Art, daß er diese Ehre verdiene; auch sei er so müde nicht.

„Wie ihr wollt," sagte der Schuster, „aber daß ihr hinter mir geht, das leide ich nicht; an meiner rechten Seite müßt ihr euren Einzug in Lahnberg halten, und wissen soll es die ganze Stadt, der Schusterkonrad hat Einen von der großen Armee im Quartiere."

Sonderbarkeiten war man an dem Schusterkonrad hinlänglich gewohnt, so daß sein Erscheinen mit dem vermummten Fremden in den Hauptstraßen des Städtchens kein weiteres Aufsehen erregte; als er aber mit seinem Begleiter in die Steingasse trat, wo er in hohem

Ansehen stand, da ward der ganze Ritter lebendig und folgte ihm in einiger Entfernung neugierig nach und die Neugierde brach in lauten Jubel aus, als er seiner Nachbarin, der Hessemer, zurief: „Nachbarin, freut euch mit mir, da hab' ich Einen von der großen Armee!"

Nun aber begann erst in dem Schusterkonrad die gute Seite seines Wesens sich herauszukehren. Kein Freund kann für den kranken Genossen seiner Tage einen größeren Eifer zeigen, als der Schuster für den Fremden. Ohne nach Namen und Herkunft zu fragen, ohne auf den Schmutz und die Ekelhaftigkeit seiner Kleidung zu sehen, räumte er dem müden Soldaten sein Haus und sein Bett ein. Er ruhte nicht, bis er ihn, mit Speis und Trank hinlänglich erquickt, zu Bette gebracht hatte, und dann lief er umher und sammelte Kleider und Zehrgeld für den Unbekannten. Ueberall gab man gerne, in der Nachbarschaft bei der Hessemer wie im Schlößchen, und die Waschbärbel saß noch am späten Abend und besserte die schadhaften Stellen der geschenkten Kleider aus.

Sorgsam bürstete der Schuster eben an dem vornehmsten Stück, dem von dem Castellan gegebenen Rock aus, da erwachte der Fremde und sah sich staunend in der kleinen Stube des Schusters um. Der aber breitete mit dem größten Ernst, als habe er seinen Herrn zu bedienen, die Kleidungsstücke, von dem Hemde bis zu den Strümpfen herab, auf dem Bette aus und fragte dann, wann es dem Herrn Kameraden beliebe, das Rasierwasser zu befehlen, sein Haarkünstlertalent,

das er unter dem Militär ausgebildet, stehe ebenfalls zu seinem Befehl."

Unter Scherz und Nöthigung war der Soldat endlich ausstaffirt, und als er sich in dem kleinen Spiegel besah, und die Veränderung wahrnahm, die mit ihm vorgegangen war, da flossen ihm die Thränen von den bleichen Wangen herab und er fiel seinem Wohlthäter um den Hals.

„Gemach, Herr Kamerad, gemach," sagte gerührt der Schuster; „heute mir, morgen dir, so gilt's unter Soldaten, und was ein Deutscher ist, der thut seinen Dienst an einem Deutschen und käme er von der großen Armee. Wollt ihr mir aber eine Lieb' anthun, so haltet heute Rasttag und erzählt mir etwas von der großen Armee. Nun aber genießt euer Frühstück, warm oder kalt, wie's beliebt.

Während des Rasttages ward die Stube des Schusters nicht leer von Besuchenden. Es kamen die Bürger des Städtchens, die Söhne in der großen Armee hatten, es kamen die Bauern der Umgegend, die ein ähnliches Loos zu beklagen hatten, es kam der Müller von der Bibermühle, nach seinem Martin zu fragen, es kam sogar der Polizeirath und hatte ein langes Gespräch mit dem Fremden über seinen Sohn. Dem Letzteren konnte der Soldat noch die beste Auskunft geben; „er habe seinen Sohn, der mit ihm in einer Brigade gedient, auf dem Rückzuge gesehen, aber freilich in einem Zustand, der den Lieutenant Gaumer wenig von einem Gemeinen unterschieden habe. Sie hätten allesammt gehungert und gefroren." Schon diese kurze Nachricht schien einen sichtlich wohlthätigen

Eindruck auf den Polizeirath zu machen und er bot dem Soldaten seine ganze Hülfe an, wofür dieser mit einem dankbaren Blick auf den Schuster, dankte. Die andern Fragenden suchte der Soldat zu beruhigen und auf sein Beispiel hinzuweisen, der ja auch gerettet worden sei; übel sei es Allen gegangen; doch bei Gott sei kein Ding unmöglich, das habe er genugsam an sich erfahren. Die Art, wie der Fremde sich ausdrückte, ließ überall den gebildeten Mann erkennen, das war eine Entdeckung, die der Schuster gemacht hatte, und die zweite war die, daß er ein Deutscher sei, der lange unter den Franzosen gedient; und auch die dritte hätte er gar zu gerne noch gemacht, daß er einen Officier herberge; aber darüber schwieg der Soldat.

Wie es Abend ward und die Schneeflocken an den Fenstern herabrieselten, da erschien die Hessemer, die schon während des Tages ab- und zugegangen war, um dem Nachbar in Bewirtung des Fremden zu helfen und sagte in ihrer einfachen Weise: „Herr Soldat, habt ihr nichts dawider, so seid an diesem Abend auch einmal mein Gast; ihr könntet es da und dort noch besser haben, aber aufrichtiger ladet euch Niemand ein, als ich. Darum sagt mir zu und kommt hinüber in mein Stübchen. Ich hab' euch zu Ehren etliche gute Freunde geladen und ein Brätlein sammt einem frischen Trunk für euch gerüstet, das wollet nicht verschmähen."

„Thut das, Herr Kamerad, nehmt die Ladung an, ich kann euch sagen, sie ist herzlich gut gemeint," sagte der Schuster, „die Hessemer sucht ihres Gleichen."

Der Soldat weigerte sich nicht. Er nahm mit wenigen dankenden Worten die Ladung an, und wie

er die Hände faltete beim Tischgebet, wie er sich niedersetzte, wie er aß und trank, es war in Allem eine absonderliche Art und ein feines Benehmen. Der Gast sprach wenig, aber wie er gesättigt war und die Hessemer den Männern die Pfeifen anbot und die Gläser neu füllte, da sagte der Fremde: „Ihr seid Alle so gut und freundlich gegen mich, daß ich die vielen Fragen, die man heute schon an mich gethan hat, und die ich von mir fern halten wollte, euch nicht unbeantwortet lassen kann; ich will euch erzählen, was ich weiß, und selbst erlebt habe; Tausende haben wohl Gleiches erlebt, aber sie sind todt, und wie ihr mir sagt, bin ich der Erste, der zurückkommt. So hört denn, was mir und den Tausenden geschehen ist, die zu der einst großen Armee gehörten."

„Ich war schon lange der Fahne des Kaisers gefolgt und zwar freiwillig, obgleich ich ein geborener Deutscher bin; aber nach Rußland zog ich ungern mit, warum, das gehört nicht hierher. Doch es liegt einmal im Soldatenhandwerk, wenn die Trompeten blasen und das Roß unter dem Reiter wiehert, und er sieht neben sich die Hunderttausende, die gleich ihm dem Ruhme und der Beute unter einem nie besiegten Führer entgegen marschiren, daß man sich weiß macht, man sei gerne Soldat, und man marschirt weiter und achtet es nicht, wenn die Reihen sich nach und nach lichten, wenn Schlacht und Krankheit aufräumen, und die Heimat immer mehr zurückbleibt. Wurde uns ja doch täglich gesagt, wenn wir Moskau erreichten, dann sei alle Mühe zu Ende, dort gäbe es fette Winterquartiere und von dort aus dictire Napoleon der Welt den

Frieden. Nun dieses Ziel erreichten wir, aber Ruhe nicht. Vor uns gieng die Stadt in Flammen auf, nirgends Lebensmittel, nirgends eine Friedenshoffnung und wir mußten hinaus. Napoleons Absicht war, das Heer in die bis dahin von dem Krieg verschonten Gegenden Rußlands, zunächst nach Kaluga zu führen. Aber die Russen vereitelten diesen Plan, sie drängten ihn wieder auf die durch sein eigenes Heer verwüstete Straße, wo kein Dorf mehr stand und wo der Untergang unvermeidlich war. Auf Schlachten ließen sie sich wenig ein, aber keine Stunde bei Tag und Nacht hatten wir Ruhe. Die Kosaken umschwärmten gleich einem Heere von Stechfliegen den Zug bei Tage und das Lager bei Nacht, sie fiengen die Müden neben und hinten weg, sie stahlen das Fleisch aus den Töpfen der Wachtfeuer und ihr Hurrahgeschrei störte ununterbrochen den Schlaf der müden Soldaten."

„Am 6. November aber stand ein Feind gegen uns auf, den wir bis dahin nur von Hörensagen gekannt hatten, der russische Winter. Die Sonne verschwand gänzlich, ein dichter, kalter Nebel senkte sich auf die gefrorene Erde und dichte Schneewolken hüllten uns ein. Von einem Wege war nun keine Rede mehr, Viele versanken in Schluchten, und waren es Soldaten aus Reih und Glied, dann halfen ihnen die Kameraden wieder auf die Beine, die Nachzügler aber hielten es nicht für der Mühe werth, auf einen solchen Hülferuf zu achten. Vom Sturmwind umtobt und bis auf's Mark durchkältet eilte Jeder vorwärts, so gut er konnte. Wir Dragoner hatten fast sämmtlich unsere Pferde verloren, von Hunger und Krankheit ermattet, waren sie

unter uns zusammengebrochen; aber wir hielten uns zusammen und marschirten in Ordnung weiter. Kam es zu einem Gefechte, so thaten wir den Dienst der Fußsoldaten und erwarben uns Lob und Ermunterung."

„Endlich ward Smolensk sichtbar; dort sollten wir gefüllte Magazine und Ruhe finden. Wir fanden aber die Thore verschlossen, denn die Besatzung in der Stadt, die von den Thürmen herab das Heer in solcher Auflösung ankommen sah, wo die Zahl der Nachzügler dreimal so groß war, als die der Soldaten in Reih und Glied, hatte die Thore verschlossen. Erst mit den regulären Soldaten drang die ganze Masse in die Stadt ein. Was Waffen trug, erhielt Brot, aber das Gesindel starb haufenweise vor den Magazinen, denn man verweigerte ihm standhaft alle Verpflegung. Das war ein grauenvoller Anblick, die hungernden Verzweifelten mit den Begünstigten um die Lebensmittel ringen zu sehen. Es gab in den Straßen förmliche Gefechte, und die priesen sich schon glücklich, die mit einem Stück Brot in der Tasche sich unter einem Dache oder nur hinter einer Blendung verbergen konnten."

„Aber es sollte uns noch Schwereres begegnen. Napoleon theilte die Trümmer seiner Armee, die damals nur noch aus 40,000 Mann bestand, in vier Korps, die nach einander die Stadt verlassen sollten. Wir gehörten zu dem ersten Korps, das er selber anführte; das letzte sollte die Stadt anzünden und die Mauern in die Luft sprengen. Was ein jedes einzelne dieser Korps zu leiden hatte, das kann man am besten aus der Zahl derer sehen, die noch in Ordnung marschirten; 10,000 Mann trugen noch das Gewehr,

alles Andere war ein wilder Troß von hungernden und zerlumpten Menschen. So kamen wir an die Berezina, der einzige Weg, aus Rußland zu entkommen. Mehrere Brücken wurden über den Fluß geschlagen, aber die Höhen an beiden Ufern waren von den Russen besetzt, die von hinten und von den Seiten mit ihren Kanonen die Brücken bestrichen. Die Garde, von Napoleon selber geführt, zu der auch ich gehörte, kam glücklich hinüber, aber herzzerreißend war, was nun erfolgte. Die strengsten Befehle, Ordnung zu halten, wurden nicht geachtet; Kanonen, Pulverwägen, Transportkarren, Soldaten, Troß, Weiber mit ihren Kindern auf den Armen, Alles drängte sich in buntem Durcheinander auf die Brücken, um dem mörderischen Feuer der Russen zu entgehen. Mit dem Säbel hieb sich der Reiter, mit dem Bajonette stieß sich der Infanterist Bahn, Einer klammerte sich an den Andern und riß ihn zu Boden oder hinab in's kalte, mit treibenden Eisschollen angefüllte Wasser. So gieng's einen Tag und eine Nacht durch. Das Geschütz donnerte, die Brücken brachen und konnten nur mit Mühe hergestellt werden, das Wehegeschrei Tausender erfüllte die Luft, und das Wasser war mit Todten und Sterbenden Kopf an Kopf bedeckt. Dazwischen versuchten es kühne Reiter und Schwimmer, ihr Heil in dem Fluß selbst zu suchen; grausenhaft mit dem geschwungenen Säbel hieben sie sich Bahn durch die Ertrinkenden, die den Zügel oder den Schweif der Pferde ergriffen hatten, aber auch nur Wenige von diesen kamen glücklich hinüber. Einen Polen sah ich sein Pferd liebkosen wie den besten Freund und unter Thränen küssen; das hatte ihn muthig durch

die Berezina getragen. Um den Rückzug der bereits Hinübergegangenen zu schützen, brach man endlich die Brücken ab, und die Tausende, die noch am jenseitigen Ufer waren, fielen den Russen in die Hände, um als Gefangene nach Sibirien geschleppt zu werden. Wohl an 30,000 Menschen mögen damals in der Berezina ihr Ende gefunden haben.

So rückten wir weiter; rechts und links fielen unsere Kameraden vor Hunger und Kälte zu Boden, rechts und links umtönte uns das Hurrahgeschrei der verfolgenden Kosaken und das Wehegeschrei der Gefangenen, die man unter Schlägen davon trieb. Auch ich habe einen Tag und eine schauerliche Nacht in russischer Gefangenschaft zugebracht, und mein Rücken hat noch Wochen lang die Spuren der Schläge gezeigt, die ich damals mit Kantschu und Lanzenschaft empfangen habe. Der Hunger und der Schmerz gaben mir den Muth, meine Wächter zu täuschen und wieder zu den Nachzüglern zu entkommen. Denn von einem geordneten Marsche war nun keine Rede mehr. Napoleon, an sich und an Menschenhülfe verzweifelnd, hatte die Armee verlassen und war auf einem schlechten Schlitten dem Lande seiner Niederlage entflohen. Wir armen Soldaten glichen nun einer Heerde Schafe, oder besser einer Heerde hungriger Wölfe, die über Alles herstürzen, was eßbar scheint, und in ihrer Wuth wenigstens eine gewisse Ordnung des Raubes halten. So hatten auch wir uns zu einzelnen Banden vereinigt, die ihr eignes Kochgeschirr und ihr gemeinsames Nachtlager hatten. Jeder war verpflichtet, was er fand, in die gemeinsame Menage zu liefern, und dafür ge-

noß er des Schutzes der Bande. Zwischen diesen Banden gab es oft tödtliche Gefechte, und die Noth und der unerträgliche Frost löſten sie oft gänzlich auf, so daß nur ein einzelner müder und lebenssatter Soldat mit dem Kessel auf dem Rücken am Morgen weiter schlich, um sich einer andern Bande anzuschließen."

„Ach, und welche schaudererregende Auftritte gab es auf dem Marsche! Die fürchterliche Kälte verwirrte Manchem gänzlich den Verstand, so daß sie Wahnsinnigen gleich umherrannten; ihrer Sinne nicht mächtig vor Kälte und Hunger, legten Manche ihre erstarrten Füße in die Feuer und flehten, wenn sie schaudernd erwachten, die Vorübergehenden an, sie zu erschießen; in die Gerippe der gefallenen Pferde, die am Wege lagen, krochen sie hinein und benagten, den Raubthieren gleich, die Knochen."

„Mich schützte Gott wunderbar; taumelnd zwar vor Hunger und Frost schritt ich weiter; Stunden dauerte es, bis ich wieder gehen lernte, wenn ich mich Morgens von dem harten Schneelager erhob. Aber Dank sei meinen Aeltern, die mich frühe abhärteten; eigentlich krank war ich nicht einmal, und außer einem Säbelhieb in den Arm, der bald heilte, kam ich sogar ohne Wunden davon."

„So stürmten wir endlich nach vielen schweren Tagen und noch schwereren Nächten wie die Trunkenen zu Wilna hinein. Dort waren Vorräthe in Ueberfluß, dort waren Munition, Bekleidung und ein großer Theil der Kriegskasse; aber man machte wieder Schwierigkeit, uns zu bekleiden und zu verköstigen, und als man es endlich that, nachdem mehrere Magazine von den Ver-

zweifelten gestürmt worden waren, da ertönte wieder der furchtbare Ruf: Kosaken! Kosaken! der uns auf der ganzen großen Irrfahrt auf die Beine gebracht hatte. Aber hier in Wilna hatte der Ruf seinen Schrecken verloren. Sättigen und bekleiden wollten sich die Verzweifelten, möchte dann mit ihnen werden, was Gott fügte. Wir wichen nicht aus der Stadt, bis wir uns gestärkt hatten, und obgleich Hunderte unsrer Kameraden auf den Straßen der Stadt gefangen und niedergestochen wurden, so kann ich von mir selbst sagen, daß ich um den Pelzrock, der erst gestern von mir abgelegt wurde, mit einem Juden auf offner Straße feilschte, während neben mir ein Kosak einen Franzosen erstach."

„Endlich wankte auch ich zum Thore hinaus. In einem Hohlwege, nicht weit von der Stadt, war ein Wagen mit Geld umgefallen, die kleinen Fäßchen waren theilweise zersprungen, die Rollen mit den Goldstücken lagen im Wege, und Soldaten und Kosaken theilten sich friedlich in die Beute; denn der Anblick des Goldes hatte diese Steppengeier zahm gemacht. Ich habe mich auch danach gebückt, aber nur ein einziges Mal, und diesem Bücken verdanke ich es, daß ich bis dahin nicht zu betteln brauchte. Ich konnte mir Brot kaufen und mein Nachtlager auf dem Stroh bezahlen. Denn so sehr man mich auch überall zu bemitleiden schien und so sehr man mich ausfragte und durch Fragen quälte, Keiner hat mir, seit ich auf deutschem Boden bin, ein Bett angeboten und eine reine Kleidung, als hier mein lieber Gastfreund; der hat nicht gefragt, ob ich rein oder unrein, krank oder gesund sei, er hat Barmherzigkeit an mir gethan ohne

Fragen und Bedenken. Gott lohn' es ihm und euch Allen, ihr lieben Leute!" -- So sagte der Soldat und wischte sich eine Thräne aus seinen Augen.

Der Schusterkonrad saß wie auf heißen Kohlen. Das war seiner Natur zu viel zugemuthet. Er hustete und räusperte sich und schnitt Gesichter. Da brach in der Ecke hinter dem Ofen ein lautes Schluchzen aus; das Schluchzen verwandelte sich in Heulen. Entsetzt fuhren alle empor und der Pirmasenser, der dem Ofen zunächst saß, griff mit Soldatenmuth in die Ecke und holte den Hanfried, den Lehrling des Schusterkonrad, hervor und der Bube schrie in einem fort: „Ach wie rührend, ach wie rührend!" Der anfängliche Schrecken verwandelte sich in Lachen, nur das Gesicht des Schusterkonrad zeigte bedenkliche Falten. Die Hessemer legte begütigend ihre Hand auf seinen Arm. „Hanfried," sagte der Schuster und schüttelte den verplüfften Jungen, „eigentlich sollt' ich dich bläuen, weil du gehorcht hast ohne zu fragen; aber um der Sache willen erhältst du Pardon. Was du von Gottes Gericht gehört über das Franzosenvolk, das merk' dir, und von heute an bläue ich dich nicht mehr, sondern spreche dich von der Lehre los, denn du hast mir treu gedient, und dein Fach gelernt, aber unter der Bedingung, daß du mir versprichst, die Franzosen zu bläuen, wenn und wie du sie findest, und wenn's losgeht, ein braver Soldat zu werden." „Meister, es soll geschehen," sagte weinend der Junge. „Nun dann komm, Geselle Hanfried, und setze dich zu uns; Frau Nachbarin, dem Gesellen Hanfried ein Glas! Ausgetrunken, Geselle! Potz Jena und Auerstädt!"

Der Franzosenhaß seines Gastwirts war dem fremden Soldaten noch nicht so entgegengetreten; der Schuster hatte bis dahin nur den Bedürftigen in ihm gesehen. Aber dieser Ausbruch schien den Soldaten sichtlich zu verstimmen und er sah düster vor sich hin. Der Schuster bemerkte die trübe Miene seines Gastfreundes und sagte: „Theilt ihr meine Meinung nicht? Ihr seid doch ein Deutscher und habt genug unter dem Bonapart gelitten; hängt ihr dennoch an dem Feind eures Volkes?“

Der Fremde schien wie aus einem Traum zu erwachen und sagte dann: „Wo ist denn eigentlich mein Volk, ist es das deutsche oder das französische, und wo ist meine Heimat, hier oder drüben über dem Rhein? Ich habe kein Volk und habe keine Heimat. Doch ja, ich suche beides. Laßt mich erst finden, was ich schon lange entbehre und dann will ich euch sagen, wer ich bin. Ich habe zu lange die Muttersprache nicht gehört, als daß ich das Mutterland könnte mein nennen.“

Die Hessemer gab allerlei Trost und Ermunterung, wie der Augenblick sie verlangte, aber man merkte wohl, es war in dem Kreise eine Verstimmung eingetreten seit der Rede des Fremden. Man hatte einen guten Deutschen in dem Soldaten erwartet, und nun erkannte man in ihm einen Franzosenfreund, der sogar die Fesseln, die ihn selbst blutig drückten, nicht fühlen wollte. Das war für den Schusterkonrad zu viel, und schweigsam und einsilbig brachte er den Soldaten zu Bette und wünschte ihm kurz und bündig eine gute Ruhe. Wie er aber in seinem Bette sich die Sache überlegte, da schalt er sich selbst und sagte: „Schäme dich, Kon-

rad, daß du einem Kameraden ein schief Gesicht gemacht, weil er von der Fahne, der er geschworen, nicht lassen will! Hast du doch auch dienen müssen, ein Deutscher gegen Deutsche unter dem Bonapart. Der Eine braucht mehr Zeit, sich zu mausern wie der Andere, und die Hälfte unseres Volkes hat ja noch die Federkrankheit durchzumachen." — „Also frisch heraus, Konrad," rief er sich am Morgen zu, „und dein heiterstes Gesicht gemacht und dem Fremden einen guten Abschied gegeben! Ein deutsches freundliches Gesicht gewinnt vielleicht dem Fremden ein deutsches Herz wieder!"

Aber der Fremde war und blieb betrübt. Er aß und trank wie ein Träumender und es hielt ihm sichtlich schwer, zu gehen. War es Krankheit oder Muthlosigkeit, er konnte nicht aus der Stelle. Endlich packte er auf. Der Schuster gab ihm das Geleite. Er gieng müde und schwer athmend an seiner Seite. Sie traten aus dem Hasengäßchen in die Steingasse. Da gieng das Hofthor am Schlößchen auf und die Jungfer Madlene kam heraus mit dem Henkelkorbe in der Hand, die Bedürfnisse des Hauses einzukaufen. Sie grüßte freundlich und wollte weiter. Da blieb der Soldat stehen. Er hielt sich mit der einen Hand an seinen Begleiter und deutete mit der andern auf die Davoneilende und sagte: „Wie kommt die hierher? Die trägt das Kleid meiner Heimat, wohnt hier ein Flüchtling von drüben?" — „Hier wohnt die Frau von Tiefenbrunn," gab ruhig der Schuster zur Antwort, „aber euch scheint schwach zu werden, Herr, wollt ihr nicht lieber wieder umkehren?"

Der Soldat schüttelte mit dem Kopf und fast tonlos fragte er: „Wer ist bei der Frau von Tiefenbrunn?“ Auf die Antwort des Schusters: „Der Herr Castellan Meier und seine Tochter,“ sank der Soldat auf dem Abweisestein am Hofthore nieder.

Die Jungfer Madlene war umgekehrt und trat zu den Beiden; und so standen sie und sahen auf den Soldaten, wie er den Kopf an den Thorpfosten lehnte, wie er aus tiefster Brust stöhnte, wie sein Stöhnen in ein Schluchzen übergieng, wie er endlich weinte, als wenn alle Schleußen eines längst verhaltenen Gefühls aufgezogen wären. „Der fremde Soldat ist krank,“ sagte die Magd, „und kann nicht weiter, bleibt hier bei ihm, Meister Konrad, ich gehe hinein und hole ihm einen Trunk Wein.“ „Jungfer Fritzchen,“ sagte sie beim Eintreten in's Haus, draußen liegt der Soldat, den der Meister Konrad bei sich aufgenommen und ist ihm übel, gebt mir einen Trunk Wein für ihn.“ Rasch griff Friederike in einen Wandschrank und trat mit der Flasche und einem Glase in das Thor. Sie schenkte ein und kniete vor dem Kranken nieder, sie hob seinen Kopf in die Höhe und zwei thränenvolle Augen sahen mit dem Lächeln eines seligen Erkennens in die ihren. Des Fremden Arme breiteten sich aus und schlangen sich um der Schwester Hals, und Fritzchen! und Gottfried! waren die einzigen Worte, die man hörte.

Mit entblößtem Haupte stand der Schuster da, die Waschbärbel und ihr Franz standen weinend daneben, die Jungfer Madlene hatte Beide umschlungen. Da bog sich der Kopf des Soldaten leise zum Ohr der Schwester, und mit fast lautloser Stimme fragte er:

„Lebt die Mutter noch?“ — „Sie ist todt!“ — war die eben so leise Antwort. „Und der Vater, wird er den verlorenen Sohn aufnehmen?“ — „Von Herzen, Gottfried, von Herzen, komm' nur herein, daß er dich wiedersehe.“ Mühsam erhob sich der Wiedergefundene und die beiden Frauen geleiteten ihn auf das Haus zu.

Das Thor blieb zum ersten Male seit Jahren ungeschlossen. Aber Keiner von allen Bewohnern der Steingasse betrat den Hof; die Waschbärbel hielt die Hand wie zum Schutze vor, und Alle sahen voll Theilnahme den Geschwistern nach.

Wie sie im Hause verschwunden waren, da sagte sie zu dem Schuster: „Konrad, merkt ihr was? Das ist der Sohn, um den das Herz der Castellanin gebrochen und das Haar seines Vaters grau geworden; das ist der Bruder, der der Tante Fritzchen ihre Jugend gestohlen hat. Konrad, merkt ihr was? Unser Herrgott thut Zeichen und Wunder, und euch hat er wieder zum Handlanger gebraucht, ihr seid ein glücklicher Mann, ich beneide euch!“ Der Schuster sagte kein Wort, er gieng schweigend heim, und als am Abend die Glaskugel ihr Licht auf die späte Arbeit warf, da hörte seine Nachbarin, die Margarethe, wie drüben in dem Stübchen des Schusters das Lied erschallte: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille.“ Und die Wittwe wischte sich eine Thräne aus den Augen, denn sie liebte den Nachbar schon lange, und heute Abend gestand sie es vor sich selbst.

Gottfried Meier, der längst verloren geglaubte Sohn, war seiner Familie zurückgegeben, aber so stür-

mischt die Freude über sein Wiederfinden, so groß war bald die Besorgniß um sein Leben. Es schien der besorgten Schwester, die ihn mit rührender Zärtlichkeit sogleich in ihre Pflege genommen hatte, als wenn er nur noch gerade soviel Kraft behalten habe, um das Aelternhaus wieder zu finden und dort zu sterben. Die ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen warfen ihn auf ein gefährliches Krankenlager, und als er sich nach Wochen soweit erholt hatte, daß er das Bett verlassen konnte, da blieb eine große Schwäche zurück, die schonende Behandlung verlangte. Dabei war das Gemüth des Kranken wie mit einem Trauerflor bedeckt, er sprach wenig, er fragte nie nach der Außenwelt, und wenn man Fragen an ihn that über die Jahre seines Kriegsdienstes, so beantwortete er sie kurz und mit sichtlichem Mißbehagen. Namentlich schienen ihn die wiederholten Forschungen der Frau von Tiefenbrunn nach ihrem Sohne, seinem Kameraden von ehemals, zu verstimmen, und er bat endlich die Seinen, ihm alles das fern zu halten, was ihn an die Vergangenheit erinnerte!

Daß er aber selbst in ihr weile, daß er sich wegen ihrer quäle und peinige, das merkten die Seinen nur zu wohl. Am liebsten saß er an dem Fenster nach dem Garten, wo sein Blick auf die wintergrüne Fichtengruppe fiel, legte das müde Haupt auf die Polster des Sessels, den die Schloßfrau ihm zu seiner Bequemlichkeit hierher gestellt hatte, und hörte dem Plaudern der Schwester und ihrer Freundinnen zu, so lange das Gespräch nichts von Krieg und Soldatenhandwerk enthielt.

Setzte sich dann Friederike, die den neuen Onkel

schnell lieb gewonnen hatte, zu seinen Füßen und sah ihm freundlich mit den großen blauen Augen in sein finsteres Gesicht und seine Linke spielte mit den braunen Locken des Mädchens, dann stahl sich wohl so etwas wie ein Sonnenblick durch das trübe Gewölke seiner Mienen.

Und es war an einem Abend im Anfang des März 1813, da saß der Kranke in sehr unbehaglicher Stimmung in seinem Ruhestuhl. Der Pfarrer Held von Meierhausen war zum Besuch gekommen und die Nachrichten, die er brachte von dem, was draußen in der Welt geschah, waren der Art, daß der Castellan ihn in eine Fensternische zog, und leise redend standen sie da und ihr Gespräch ward lauter und lauter und sie merkten es nicht. Ihre Angesichter glühten und Hände und Füße waren in sichtlicher Bewegung. Die anwesenden Frauen, die Stadtsyndikus und ihre Friederike, sowie die beiden jungen Freundinnen, die wir im Anfang unserer Erzählung kennen lernten, Emilie Dorner und Elisabethe Pausch führten nur kurze Zeit das Gespräch weiter, dann horchten sie nach den Männern hin, und was sie vernahmen, war so wichtig und griff so tief in ihre Herzen ein, daß man lange Zeit nichts im Zimmer hörte, als das endlich ganz laut gewordene Gespräch der beiden Männer. Der Kranke in dem Lehnstuhl war in sehr unbehaglicher Stimmung, er wäre gerne aufgestanden und davon gegangen, aber er wollte es den Anwesenden nicht zu leid thun; so blieb er denn und senkte den Kopf nur noch tiefer herab und sein Blut wallte fieberhaft durch alle Adern.

Niemand bemerkte die Aufregung des Kranken,

als die Jüngste im Kreise, die Friederike Braun; ungern riß sie sich von dem Gespräche los, aber sie that's doch, denn den lieben Onkel leiden sehen, gieng ihr nahe. Sie trat leise zu ihm hin und ihre Hand auf seine heiße Stirne legend, sagte sie: „Du wirst ungeduldig bei den Nachrichten, die der Pfarrer Held mitgebracht, laß mich denn hier bei dir bleiben und mit dir von etwas Anderem reden. Erzähle mir etwas, lieber Onkel, aus deinem Leben; von Schlachten und Märschen nichts, auch nichts von deinen Wunden und Orden, denn davon redest du nicht gerne; aber von etwas Schönem erzähle mir, was du erlebt hast, wo möglich aus dem schönen Lande Spanien, denn dort warst du ja lange genug, so etwas, was dich und mich erquickt."

Der Kranke schien sichtlich aufzuleben, er faßte des Mädchens Hände, drückte sie leise und sagte: „Setze dich, Friederike, und neige dein Ohr zu mir, denn ich muß leise reden."

„Von dem schönen Spanien soll ich dir erzählen, Friederike? Ja das Spanien ist ein schönes Land; durch die grünen, mit Mandeln und Citronen bewachsenen Thäler schlängeln sich die Flüsse, und über schroffen Bergabhängen und wilden Schluchten breitet sich ein tiefblauer Himmel aus. Und von einem Menschenstamm wird es bewohnt, den ich für den schönsten der Erde und für den edelsten halte, denn selbst der Bettler geht dort stolz und sicher einher und heischt mit Würde die Gabe. Ach, und noch schöner und stolzer als die Männer, sind dort die Frauen, und von Einer will ich dir erzählen, an die ich gerne denke bei Tage und

von der ich träume bei Nacht. Die Stadt Tortosa in Catalonien ward von uns unter dem Marschall Victor gestürmt und nach einem wüthenden Kampfe eingenommen. Die Einnahme der spanischen Städte hatte für uns immer etwas furchtbares. Wir hatten es nie bloß mit den Soldaten zu thun, die die Besatzung bildeten, sondern in diesem unseligen spanischen Kriege war jeder Spanier, der eine Waffe heben konnte, unser Feind. Jedes Haus einer eroberten Stadt mußte von Neuem gestürmt werden, denn alle seine Bewohner, Frauen und Kinder sogar, rangen mit den Soldaten um den Sieg, und der Dolch in Frauenhand machte oft noch zuletzt die Einnahme gefährlich. Eine solche nationale Wuth und Erbitterung habe ich in keinem Kriege erlebt, und so wird er noch dort geführt.

Also wir hatten Tortosa erstürmt und meine Compagnie war befehligt, eine Seitenstraße zu säubern, aus deren Häuser ein wirksames Kreuzfeuer auf unsere Soldaten gerichtet war. Jedes Haus mußte von uns förmlich erobert werden und jeder fallende Soldat erhitzte die Wuth der übrigen so sehr, daß die Niedermetzelung von Allen, die sich entgegenstellten, nicht vermieden werden konnte. Ein steinernes stattliches Gebäude machte uns besonders zu schaffen; rechts und links fielen neben mir die Soldaten nieder, von den Kugeln der erbitterten Bewohner durchbohrt; mir selbst gieng eine dicht am Schädel durch den Hut, und selbst wüthend über diesen nutzlosen Widerstand drang ich mit gezogenem Säbel zugleich mit den Muthigsten meiner Soldaten in das Haus ein. Alles, was sich uns entgegen stellte, ward niedergestoßen; meine Hand aber

blieb rein von Blut. Doch hieb ich nach einem Jünglinge, der mir wie ein Verzweifelter den Eingang in ein Gemach wehren wollte, aus dem, wie meine Soldaten mir zuriefen, am wüthendsten geschossen worden war. Ein Soldat durchbohrte den jungen Mann mit dem Bajonett und ich drang über seinen Leichnam in das Gemach ein. Bei meinem Eintritte stürzte mir ein Mädchen mit einem Dolche entgegen, und ehe ich mit meinem Säbel den Stoß pariren konnte, fühlte ich mich in der linken Seite verwundet; heiß strömte mir das Blut über den Körper herab und ergoß sich wie ein Strom auf den Boden. Das Mädchen erschrack sichtlich über seine That, es ließ sich wehrlos den Dolch aus der Hand winden und hielt nur wie schützend die Linke über ein Bettchen, in welchem ein kleines Kind mit allen Spuren der Krankheit im Angesichte lag. Auf den Kopf des Kindes hatte seine Wärterin ein Kruzifix gelegt und sie flehte in verzweifelter Angst: „Um aller Heiligen willen schonet des kranken Kindes!“ „Dem Kinde geschieht kein Leid,“ rief ich in höchster Wuth, denn die Wunde schmerzte mich, „aber was soll ich mit der Mörderin anfangen, die erst den Dolch zieht, ehe sie bittet?“ Da sank das Mädchen vor mir auf die Knie, und mit einem Ausdruck in den schönen Zügen, den ich nie vergessen kann, sagte sie: „Alles Herr, was der Gekreuzigte euch zuläßt, aber erst rettet mein krankes Schwesterchen!“

Ich sah in's feuchte Auge der schönen Knienden und es war mir, als sagte meine Mutter zu mir: „Gottfried, gedenke, daß ich auch einst ein Mädchen war.“ Ich senkte meine Waffe und sagte finster:

„Steht auf, Senora, und pflegt eure Kranke, ehe ihr aber den Dolch zieht, da fragt doch erst, ob der Soldat, der euch bedroht, ein Christ sei oder nicht.“ „Herr,“ sagte sie, „wenn ihr so sprecht, dann seid ihr kein Franzose, denn das sind Teufel, ihr aber seid ein Engel, o sagt, seid ihr eines andern Volkes?“ „Ich bin ein Deutscher,“ sagte ich, und wie ich das sagte, da erhob sich die Kniende, sah mir fast schwesterlich zutraulich in's Auge und sagte dann: „Ja, so hat man mir die Deutschen geschildert, männlich, edel, keusch und fromm. Aber wie wird euch, Senor,“ rief sie plötzlich, „ihr wechselt die Farbe, euch wird übel!“ und in diesem Augenblicke sank ich wirklich, einer Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl nieder.

In diesem Augenblicke kamen einige meiner Leute in die Stube, und in der Meinung, das Mädchen habe mir den Tod gegeben, stürmten sie mit den Bajonetten auf sie ein. Ich wehrte sie mit der Hand ab und bat sie mit schwacher Stimme, mich hinweg zu führen. Dem aber widersetzte sich die Jungfrau; mit Hülfe eines der Soldaten untersuchte sie meine Wunde, die in einem tiefen Schnitt in's Fleisch bestand, aber durchaus nicht gefährlich war, wusch sie aus und verband sie mit der Leinwand und dem Pflaster, das wir Officiere stets bei uns zu führen pflegen. Dann nöthigte sie mich zur Ruhe; bereitete mir und meinen Leuten unter stets rinnenden Thränen über den Tod ihres Bruders, des Jünglings, der den Eingang zu dem Gemach vertheidigt hatte, Obdach und Speise und zog sich dann in ihre Kammer zu dem kranken Schwesterchen zurück. Meine Leute schafften indessen die Leiche

des jungen Mannes und der Bedienten, die für ihre Herrin gefallen waren, auf einen nahen Kirchhof und dort wurden sie mit den übrigen Opfern der thörichten Nationalwuth begraben.“

„Meinst du, Onkel,“ sagte das Mädchen, „diese Nationalwuth der Spanier sei so thöricht gewesen? Ich finde diese Wuth sehr erklärlich und sehr edel; ich bin noch ein Kind und man sagt mir oft, ich verstehe Dieß und Jenes noch nicht zu beurtheilen, aber das weiß ich gewiß, wären wir Deutsche den Spaniern auch nur ähnlich, der Napoleon hätte längst das Ende seiner Laufbahn gefunden. Doch du denkst anders, das weiß ich, aber auch dir wird einst ein ander Licht aufgehen über deinen Helden und über unser armes Vaterland. Doch erzähle weiter, Onkel, von der Spanierin, wie hieß sie?“ „Inez,“ sagte leise Gottfried. „Von da an sah ich sie täglich; sie wurde meine Pflegerin und ich galt als ihr Beschützer, bis die Aeltern wiederkamen, reiche, stolze Edelleute, die auf einem Landgut waren, als wir die Stadt belagerten, und ihre Kinder dem Schutz der Dienstboten überlassen mußten. Von dem Tage an ward Alles anders. Inez durfte mich nicht mehr sehen und ich liebte sie doch so sehr. Ihre Theilnahme für mich, ihren Retter, wie sie mich nannte, wurde mit dem Namen der Schande benannt, und nur bedauert, daß ihr Dolch mich nicht tödtlich getroffen habe. Denn lieber noch ein Kind verloren, so tobte der Spanier, als die Schmach, daß seine schöne Inez einen verhaßten Franzosen liebe. Sie wurde trotz ihrem Widerstreben aus dem Hause entfernt, wohin, weiß ich nicht, und sie hatte nur noch soviel Zeit, um mir diesen

Ring, den du hier am kleinen Finger meiner linken Hand siehst, und das Versprechen ihrer Treue zu geben, dann mußten wir schmerzlichen Abschied nehmen. Ich habe dann meine Inez gesucht auf allen meinen Zügen durch Spanien, aber keine Spur von ihr habe ich gefunden." „Und du liebst sie noch sehr, und es kümmert dich ihr Verlust, armer Onkel," sagte gerührt Friederike. „Laß uns manchmal von ihr reden, vielleicht wird es dir dann leichter um's Herz." Gottfried sah dem Mädchen mit dankbarem Herzen in's feuchte Auge und legte wie zum Segen seine Hand auf ihre reine Stirne.

Noch gieng das Gespräch in der Stube seinen lebhaften und lauten Gang, da öffnete sich leise die Thüre, und gefolgt von zwei Männern trat die Frau von Tiefenbrunn herein. „Gehörte ich zur geheimen Polizei," sagte sie mit freundlichem Ernste zu den Anwesenden, die sich schnell erhoben, „so könnte ich heute einen guten Fang thun. Hier sitzt eine Zahl Verschworener und behandelt die politischen Geheimnisse so laut, daß man vor der Thüre jedes Wort hört, und indessen läßt die Herrin durch das Thürchen in der Gartenmauer Zweie herein, die mehr als berüchtigt sind. Nun, was staunt ihr? Der Alte hier mit den grauen Haaren, der ist mein Jugendfreund Wilhelm von Hauenstein, der treueste Mensch, den ich je gefunden, und dieser, was siehst du ihn so verwundert an, Friederike? das ist der Falke von Auerstädt. Der ist wieder ausgeflogen, um herabzustürzen auf den Löwen, der sein Liebstes in den Klauen hält, sein Vaterland. Die Beiden wollen Abschied nehmen, denn Preußen

hat den Krieg erklärt und der König ruft sein Volk und ganz Deutschland zu den Waffen. Eine Stunde wollen sie uns schenken, dann geht's auf und davon und dorthin, wo man sie schon erwartet. Da, ihr Jungfrauen, nehmt den ersten deutschen Jüngling, der aus unserer Gegend dem Ruf der Freiheit folgt, in eure Mitte und sagt ihm ein schwesterlich Lebewohl, und ihr Männer und Frauen, laßt euch von dem Hauptmann von Hauenstein, denn das ist unser Professor Wilhelm, sagen, wie es brennt und lodert und wie die Flamme der Freiheit ausbricht da und dort!"

Ein unbeschreiblicher Jubel erfüllte nach diesen Worten der Edelfrau die Stube. Die Mädchen aus dem Kreise verstanden die Aufforderung der Schloßfrau ganz wörtlich. Sie umringten den überraschten Johannes wie eine Schaar Schwestern den heimkehrenden Bruder und hocherröthend führten sie ihn zu einem Sitze und seine Hände fassend, fragten sie: „Wie, Johannes, ist es wahr, gehst du nach Preußen? O, erzähle, erzähle!"

„O Geduld, ihr lieben Schwestern, Geduld, und laßt mich erst wieder zu Athem kommen," sagte gerührt und verlegen Johannes. „Ja, es ist wahr, was ihr gehört und noch mehr ist wahr, was man sich nur in die Ohren sagt. Der König von Preußen ist von Berlin, wo er mitten unter den Franzosen sitzen mußte, nach Breslau gereist. Dort hat er die unwürdigen Ketten, in die ihn Napoleon schlug, abgeschüttelt, hat mit dem Kaiser von Rußland, der auf dem Wege nach Deutschland ist, um sein und unser Joch abzuschütteln, einen Bund zu Schutz und Trutz gemacht und einen

Aufruf an die Jugend Deutschlands erlassen, sich zu sammeln zu einer Schaar Freiwilliger, die unter dem Major Lützow die Manen Schills sühnen sollen. Darf ich da fehlen? Und dann hat er sein Volk zu Landwehr und Landsturm aufgerufen und von allen Seiten strömt es nun auf die Sammelplätze. Was Waffen tragen kann, das rüstet sich. Unser lieber Wilhelm ist zum Hauptmann in der Landwehr ernannt, und ich gehe unter Lützow's Freikorps, das gibt ein köstlich Jagen! Schlesien ist unser Sammelplatz!"

„Aber," fragte Friederike, „wie kommen diese Nachrichten so schnell von Schlesien hierher und namentlich an euch? Briefe sollen sehr unsicher gehen, wenigstens sind alle, die wir von meinem Vater bekommen, vorher erbrochen."

„So gienge es auch denen, die wir empfiengen, aber wir erhalten keine. Die Rose blüht im lieben Vaterlande mitten im Winter. Alle Herzen, die für Deutschland glühen, und es gibt deren Tausende, auch in den Rheinbundländern, die bilden eine ununterbrochene Kette. Was in Schlesien geschieht, das ist binnen acht Tagen bei uns und wird kein Wort geschrieben. Ein Reisender durchreitet eine Stadt und sagt es dem Thorschreiber in's Ohr, der trägt es in ein Haus, in dem ein Gelehrter wohnt. Der geht mit der Nachricht zum Thor hinaus auf's Land und sagt es dem Bauer hinter dem Pflug; der läßt sein Gespann in den Händen des Jungen und trägt das Gehörte auf die nächste Mühle, und der Müller sendet es mit dem Bach, der seine Mühle treibt, weiter und weiter. Und wenn's gilt, aufbrechen und marschiren, dann braucht man nicht

herumzugehen und Reisegeld zu heischen oder zu borgen, sondern bei Nacht kommt ein Bote und bringt Reisegeld in Fülle und begehrt weder Dank, noch Quittung. Wir gehen diese Nacht nur bis an den Wegweiser in der Nähe der Bibermühle, dort hält ein Wagen, der bringt uns weiter und ein zweiter und dritter nehmen dann uns auf. Und nun lebt wohl, ihr lieben Schwestern, ich sehe, unser Freund nimmt dort auch Abschied, und ich muß noch zu meiner lieben Pflegemutter, der Hessemer, und mir ihren Segen holen. O laßt das Weinen, der Abschied darf nicht unter Thränen geschehen, die machen das Herz schlaff und weich. Betet, betet für uns und für Deutschland, und sollten wir fallen, dann gönnt uns eine Thräne, früher aber nicht." Ein kurzer stiller Abschied, und die Männer verschwanden durch das Pförtchen in der Gartenmauer.

Eine traurige Rolle spielte in dieser Stunde der allgemeinen Aufregung Gottfried. So schonend man sonst mit ihm verfuhr und namentlich alle Gespräche vermied, die auf Deutschlands Hoffnungen Bezug hatten, in dieser Stunde hatte man ihn gänzlich vergessen. Er war den Freunden nicht einmal vorgestellt worden, und so saß er da, krank an Leib und Seele, und hörte den Herzensergießungen zu, ohne die Kraft zu haben, auch nur ein einziges Wort des Tadels und der Warnung einfließen zu lassen, wie er so gerne gewollt hätte. Ganz in seiner Nähe hatten die Mädchen den jungen Freiwilligen mit ihren Liebkosungen und Fragen fast überschüttet, und die begeisterte Rede des Jünglings und Herzenstheilnahme der Mädchen an dem jungen Manne und an seinem Unternehmen schnitten wie

mit Messern in seine kranke Seele. Und diese Friederike, sein besonderer Liebling, die ihn so freundlich trösten konnte, die er in seinem Sinne noch für ein gutes, unbefangenes Kind gehalten, war sie nicht die Aufgeregteste unter ihren Schwestern gewesen, hatte nicht ihr Auge mit einer Innigkeit an dem kecken Burschen gehangen, daß er mehr als einmal in Versuchung gewesen war, sie zurecht zu weisen, wie man bei einem Kinde thut. Und gar dieser Abschied, dieses halb Schwesterliche und halb Bräutliche in dem Benehmen der jungen Mädchen gegen den Fremden, — nein, es war dem Soldaten und Bewunderer des großen Kaisers Alles unbegreiflich und unbeschreiblich zuwider! Der arme Mann war daheim und doch war er noch ein Heimatloser. Er hatte nichts behalten von Allem, was die Heimat bietet, als die Sprache. Sitte, Gewohnheit, Gemüth, Fühlen und Denken der Heimat war ihm verloren gegangen. Ihm stand nur noch die Zeit vor Augen, wo der deutsche Pöbel dem französischen die Hand reichte und um die Freiheitsbäume tanzte. Was seitdem das Vaterland bewegt hatte, der große Schmerz über den unleidlichen Druck der Fremdlingsherrschaft, die tiefe, durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch gehende Sehnsucht nach Freiheit, die Begeisterung für Deutschlands Erhebung, wie sie jetzt in einzelnen Feuerstrahlen das Volk durchdrang: das Alles war ihm fremd und darum unleidlich. Er war ein Bild jener Deutschen, die durch ihren Dienst unter dem fremden Volke und Herrscher ihr Vaterland verloren hatten, und die nun krank an Leib und Seele und schlecht belohnt, dennoch die Mutterarme verschmähten, die ihr

Vaterland ihnen verzeihend öffnen wollte. Unter diesem Fluch haben noch Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen ganze Provinzen Deutschlands gelitten und manche kranken noch daran. Und wenn an den Ufern der Seine die alte Pfeife wieder geblasen wird, so sind immer noch Deutsche vorhanden, die möchten den alten Bärentanz wieder aufführen, denn die Kette hat sie nie gedrückt.

„Was ist das, Frau Hessemer? was geht in der Welt vor?" mit dieser Frage trat die Waschbärbel am nächsten Morgen in die Stube ihrer Freundin. „Gehe ich aus der Steingasse und über das Lindenplätzchen, wo die Kinder spielen, was hör' ich! Statt des Zählliedchens: „Ene, mene, dunke, funke, Rabe, schnabe, dippe, doppe," nach dem wir alten Weiber gespielt haben, da wir noch Kinder waren, zählen sie euch ja, so wahr ich lebe:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben;
Wo sind die Franzosen geblieben?
Zu Moskau im tiefen Schnee,
Da riefen sie Alle o weh!"

„Hat man so etwas erhört? Noch vor drei Monaten wäre der Spitz blau geworden vor Aerger und das Entenbeinchen hätte den Polizeirath bei Nacht und Nebel geweckt, um ihm die Schande zu verrathen, und nun singen es die Kinder laut auf den Gassen; wer sie nur das Teufelsding mag gelehrt haben? Sicher der Schuster, kein Anderer, darauf will ich wetten!"

„Der Schuster hat's nicht gethan, Frau Nachbarin," sagte ruhig die Hessemer, darauf könnt ihr euch verlassen. Der Schuster ist ruhiger geworden, und sinnt auf andere Thaten. Seid überzeugt, das

Lied, das euch so entsetzt hat, das haben die Kinder selbst gemacht, und der Bube oder das Mägdlein, das es zuerst gesungen hat, das weiß selbst nicht, was es gethan. Wenn der Frühlingswind über die Berge kommt, dann geschieht am Veilchen unter den Hecken dasselbe Wunder wie am Kirschbaum, und keins hat's dem andern verrathen, daß der Winter dahin. So ist's auch, wenn ein Volk spürt, daß der Winter der Knechtschaft seinem Ende naht, dann thauen die Herzen und Zungen bei den Alten und Jungen auf, und die Jungen können das Frühlingsgefühl nicht so gut bei sich behalten wie die Alten, das muß heraus und sollte es auch anfangs nur in einem Zählliedchen hervorkommen. Seid versichert, wir werden noch ganz andere Lieder hören, es wird noch brausen und schallen von Hohn- und Spottliedern hinter unsern Feinden drein, und wird noch klingen wie Orgelton und Glockenklang, um die Schläfer im Volke zu wecken und die Jünglinge zur Schlacht zu begeistern. Ach, Frau Nachbarin, wir sind arme, alte Wittweiber, aber das Plätzchen, darauf uns Gott gesetzt, das haben wir lieb und möchten es rein und frei auf unsere Kinder bringen, und unsern Väterglauben von Dr. Luther herab bis auf uns, den möchten wir behalten trotz welscher Tücke, und den lassen wir uns nicht nehmen. Aber meint ihr denn, man höre nur den Frühlingswind in den Zählliedern, nein, man sieht ihn auch in den springenden Knospen. Wenn ihr drunten am Gänseanger vorübergeht, dann merkt einmal auf das Spiel der Buben. Sonst nichts als „Reiterball," „Dattemaus" und „Potschimber, Potschamber," jetzt nichts als Soldatenspiel. Ich sag'

euch, die Buben marschiren wie die Alten nach dem Tact einer Batzentrommel, die des Flickschneiders Kleiner schlägt, daß es eine Lust ist; und neulich hätten sie beinahe einen Franzosenspion, wie sie ihn nannten, an einen Weidenbaum gehängt, wenn ich nicht dazu gekommen wäre und ihnen zugerufen hätte: Laßt ihn noch einmal laufen, ihr Buben, dreimal ist Bubenrecht. Da lachten sie und spielten weiter."

„Ja," sagte sinnend die Waschbärbel, „das ist's all' nicht, was mir eigentlich auf dem Herzen liegt," und sie brach in einen Strom von Thränen aus und sagte: „Denkt nur, Frau Hessemer, unser Martin, der wilde Martin, ist auf und davon. Den „wilden Martin" hießen sie ihn in der Stadt, bei uns im Ritter hieß er der „gute Martin" oder „Bruder Kaiserlicher." Das war ein Mensch, an den denk' ich Tag meines Lebens; so gut wie der war, gibt's keinen; der theilte sein letztes Stück Brot mit dem Armen; und der ist fort und das in einem Augenblick. Schon etliche Wochen merkte ich an ihm, daß etwas in ihm vorgieng, und wenn er Abends bei uns saß und sein Pfeifchen rauchte, dann erzählte er mehr als sonst von dem Ungarland und den Seinen. Gestern Abend kommt er aus seiner Kammer, hat seine Habseligkeiten zusammengebunden und trägt einen schweren Stock in seiner Hand; da geht er von Einem zum Andern im ganzen Ritter, reicht einem Jeden die Hand und sagt: Leb' wohl, leb' wohl, gut' Mutter, gut' Bruder! Wo wollt' ihr hin, Martin, sagt' ich, thut keinen unüberlegten Schritt, denkt an die Franzosen. Franzos kaput, sagt' er, alle Straß' offen! Und so gieng er, Schlag zehn

Uhr gestern Abend ist er gegangen, und nun heult mein Franz wie ein Besessener und will auch auf und davon, daß ich ihn kaum halten kann."

„Nachbarin," sagte die Hessemer, „gönnt dem Martin die Heimkehr, und Gott geleite ihn, er war eine treue Haut." Bei sich selbst aber erwog sie, daß um zehn Uhr auch ihr Johannes, wie sie mit Stolz ihn nannte, von ihr gegangen sei und sie war getrösteter über seine Reise, denn des Martins Freundschaft zu ihrem Liebling kannte sie wohl.

12.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
  Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
  Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
  Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
  Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
  Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
  Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
  Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
  Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
  Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen, deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
  Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louise, schwebe segnend um den Gatten;
  Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
  Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Theodor Körner.

In einem größeren Gedränge, selbst nach einer verlorenen Schlacht, war sicher Napoleon nie, als damals, wo er als ein Flüchtling Deutschland durchreiste und die Trümmer seiner aufgelösten Armee in dem unwirtlichen Rußland zurückließ, wo er unerkannt in sein

Kaiserschloß zu Paris eintrat und nach wenigen Tagen der Vertröstung öffentlich bekannt machen mußte: es sei nur zu wahr, was seine Bülletins verschwiegen hatten, die große Armee existire nicht mehr. Da mußten sie also doch zu Tage, die unangenehmen Einzelheiten, an die er auf dem Rückzuge nicht wollte erinnert sein, und diese Einzelheiten schnitten wie mit scharfem Messer in die Herzen von Hunderttausenden ein. Es war ein lautes Klagen und Weinen durch Europa; denn jedes Land hatte Tausende von Todten zu beweinen, und von den Grafenschlössern herab bis in die Hütten der Landleute fluchte man dem Tyrannen und Menschenschlächter, fragte nach seinem Rechte, solche Gewalt ungestraft üben zu dürfen und forderte Gottes Rache auf den Unterdrücker herab. Ach, man mußte Zeuge sein der herzzerreißenden Klagen einer Wittwe, die ihren Sohn, einer Braut, die ihren Geliebten, eines Vaters, der seinen Sohn vermißte, um der schweren Verantwortung eingedenk zu werden, die ein sogenannter Großer der Erde auf sich lud, den man noch nach seinem Tode vergöttern möchte, weil es ihm eine Zeitlang vergönnt war, sich einen Herrscherthron auf Leichen zu erbauen.

Wenn damals in den ersten Monaten des Jahres 1813 so ein zerlumpter, kranker Soldat durch die Dörfer und Städte schlich, nur mit einem Gefühle in dem müden Herzen, daheim bei den Seinen zu sterben, dann rannten ihm die Mütter, die Söhne vermißten, wie die Verzweifelten nach, man nöthigte ihn mit Bitten und mit Gewalt in die Häuser, er sollte Nachricht geben von Diesem und Jenem; ach, und der

Kopf eines solchen Menschen war oft so verwirrt von dem Grauenvollen, das er erlebt, daß er sich der einzelnen Nothtage gar nicht mehr erinnerte, am wenigsten der wandelnden Leichen, die gleich ihm zur großen Armee gehört hatten. Der einzige Trost, den ein Solcher geben konnte, bestand darin, daß noch Viele zurück seien, Etliche lägen krank in den Spitälern, Etliche wären auch in die Gefangenschaft gerathen, und die werde der Russe wieder herausgeben müssen, sobald Friede sei. „Aber wann wird denn Friede sein?" fragte man. „Wann Gott will," lautete die Antwort; und der müde Soldat schlich weiter.

„Ach Vetter," sagte in einer solchen Stunde des vergeblichen Fragens die Ammi zu dem Bibermüller, „thut mir doch die Lieb' an und sprecht nur ein einziges Wort; sagt doch nur: ich bin gefaßt auf Alles, mein Martin kommt nicht wieder; aber schweigt nicht so grausam still, ich halt's so nimmer aus. Laßt uns von ihm sprechen, wie wir auch von der seligen Base reden und von Manchem, der heimgegangen ist. Was ist denn auch das Leben? Ein Paar Jahre noch, und wir sehen den Martin wieder! Ihr seid ja noch glücklicher wie ich, ihr seid schon alt und könnt' bald zu ihm kommen, aber ich muß aushalten, so lange dieser Leib noch hält. Ach sprecht, Vetter, sprecht, habt ihr Hoffnung oder keine?" Der Müller sah das Mädchen mit einem fast wuthvollen Blick an und gieng hinaus, und wenn er wie in erneuter Jugendkraft die schweren Fruchtsäcke hob und in die Mühle schüttete, dann sprach er vor sich hin: „Wenn du der starke Gott bist, so mahle klein, was noch groß ist, und mein Herz mit, ich

bin lebensmüde. Weinen könnt' ich, daß mein Augenwasser eine Mühle triebe, aber ich bin ein Mann und doch viel schwächer als ich scheine."

In nicht viel geringerer Noth waren die Bewunderer des großen Kaisers. Sie wollten ihren Abgott nicht fallen lassen, und doch konnten sie der allgemeinen Stimmung das Ohr nicht verschließen, sie durften es sich nicht glauben machen, obgleich sie es so lange wie möglich versuchten, er sei als Besiegter aus Rußland zurückgekehrt. Der alte Kraushaar war seitdem wirklich alt geworden, er hatte seinen Stern untergehen sehen, er hatte erleben müssen, daß nicht Einer seiner Collegen ihm den Kaiser bewundern half, und die freien Aeußerungen seiner Schüler über die Zeit und des Vaterlandes Zukunft nahmen ihm vollends alle Kraft. Er schlich umher, nur noch ein Schatten seiner alten Größe, und sein Scherzen, das besonders allen Frauen und Mädchen galt, war verstummt. Begegnete er seinem Freunde und Mitbewunderer, dem Kriegskommissär Lauer, dann ward seine Wehmuth doppelt groß und die Beiden klagten sich so dringend ihre Noth, wie nur ein Mägdlein dem andern seine getäuschte Liebe. „Aber ich hoffe, Herr Bruder, ich hoffe," sagte sich ermannend der Kriegskommissär, „was ist dem Kaiser bis dahin unmöglich gewesen!" „Ja, Herr Bruder, wir wollen hoffen," erwiederte besorgt der Director, „unser Held braucht wie Pompejus nur auf den Boden zu stampfen, und es entsteigen ihm Legionen. Wenn nur der Pöbel, dieses Patriotengeschmeiß, einen nicht täglich ärgerte mit seinem Nachteulenruf, als wenn der große Kranke am Sterben liege! Ihr bekommt doch

das Erbe nicht, ihr Philister, so wahr ich Kraushaar heiße!" Und die Freunde reichten einander die Bruderhand.

Und doch waren die Beiden die Schlimmsten nicht. Sie waren eben nur Philisterseelen, wie es deren in Deutschland damals und jetzt noch Viele gibt, nur mit dem Unterschied, daß Kraushaar, Lauer und Compagnie die Franzosenliebe im Kopf hatten, unsere Philister aber sie fast durchgängig im Bauch tragen. Augenlust war sie damals, Fleischeslust ist sie jetzt.

Sehr verschieden aber von der allgemeinen Stimmung war die des Polizeiraths Gaumer. Was Andere betrübte, das erbitterte ihn nur mehr. Der wahrscheinliche Tod seines Sohnes erregte seinen Zorn gegen die Menschen seiner Umgebung, denn an Gott glaubte er nicht, warum sollte er dem zürnen! Der Verlust der Franzosen, in deren Dienst er stand, machte ihn nur noch wuthvoller, und er schwur denen blutige Rache, die ihre Hoffnung auf den baldigen Umschwung der Dinge laut werden ließen. „Wartet nur," sagte er, „laßt den Kaiser nur wieder über den Rhein kommen, und ihr sollt fühlen, was ich vermag," und seinen Helfern schärfte er ein, nach wie vor ein Auge zu haben auf die Uebelgesinnten, denn noch stehe Alles gut, und stünde es auch übel, so wolle er lieber sich vor eine Kanone binden lassen, als ein Haar breit von seinem Thun und Lassen weichen.

Und der Polizeirath schien Recht zu behalten, und Alle die, so an den Untergang Napoleons geglaubt hatten, sahen das Staunenswerthe geschehen. Vor dem eisernen Willen des unwiderstehlichen Menschen beugte

sich das so schwer verletzte und heimgesuchte Franzosenvolk; noch einmal gab es seine Söhne und sein Geld her, um den Kaiser zum neuen Krieg gegen die Welt zu rüsten, und schon nach einigen Monaten sah man gerüstete Heere den Rhein überschreiten, dem Feind entgegen. Und was das Furchtbarste war, der Rheinbund mußte auf's Neue mit in den Bruderkrieg, der Deutsche gegen den Deutschen. Während Tausende das Aufflammen des deutschen Geistes in Preußen freudig begrüßten, während man die Russen als Befreier herbeisehnte, hoben die Rheinbundfürsten ihre Unterthanen wieder zum Bruderkrieg aus. Sie glichen einem Schlachtrosse, das schwer verwundet und widerstrebend dennoch dem Reiter folgt.

Denn die Stimmung war nicht mehr die aus dem Sommer 1812, wo es gegen Rußland, als den vermeintlichen Feind des Weltfriedens gieng. Man sah jetzt, worauf es abgesehen war, Deutschland sollte das Schlachtfeld werden, auf dem Napoleons Ehrgeiz seine endliche Befriedigung fände; ein ewiger, nie endender Kampf der Völker wider einander sollte dem Nimmersatt auf dem französischen Throne den Kranz des Ruhmes um das Haupt winden. Das fühlte man, und ein allgemeines Murren gieng durch das Volk hin, aber zur großen That war es zu schwach, es hatte seine Kraft noch nicht gefühlt. Jetzt wäre die Zeit eines Dörnberg, eines Schill, eines Herzogs von Braunschweig gewesen. Aber es fand sich kein Weisel für den Westen von Deutschland; man murrte und ließ Truppen marschiren; nur die Buben in Stadt und Dorf spielten das Soldatenspiel und siegten stets über

die Franzosen aus ihrer Mitte. Und wenn dort am Gänseanger zu Lahnberg der Schusterkonrad vorübergieng und sah dem Spiel der Knaben zu, dann sagte er bei sich selbst: „Potz Jena und Auerstädt, der alte Gott lebt noch und wacht über dem Vaterland!"

Ach, und er mußte wachen, denn in diesem neuen Kriege mußte es sich entscheiden, ob Deutschland noch seinen Namen behalten dürfe, oder nicht. Der alte Meister der Schlachten war wieder auf dem Plan erschienen, wüthender denn je, und seine Schaaren, meistens junges, verwegenes Volk, erbittert durch die Verluste in Rußland, zeigten schon bei ihrem Marsch durch die Rheinbundsstaaten, was man sich von ihnen zu versehen habe in Feindesland. Aengstlich schaute darum das ganze westliche Deutschland nach dem Osten und Norden des Vaterlandes.

Hier im Norden begannen die ersten Feindseligkeiten, und mit warmem Eifer horchte man auf die Nachrichten, daß Tettenborn, Czernitscheff und Dörnberg mit ihren Reiterschaaren die Elbe überschritten hatten und die Franzosen vor sich hertrieben. Mit Begeisterung hörte man, daß der Herzog zu Mecklenburg-Strelitz sich als der Erste nach dem König von Preußen von den Franzosen losgemacht und erklärt habe, „er wolle mit Gottes Hülfe sich der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein." Das las man freilich nicht in den Zeitungen, das durfte nicht durch Briefe mitgetheilt werden, aber wo Millionen Augen warten und offen sind, wo Millionen Ohren hören, da geht die Kunde wie ein Lauffeuer durch ein ganzes großes Volk. Als die Preußen und Russen mit den Franzosen endlich am 2. Mai bei Lützen zum ersten Male aufein-

ander trafen, als die Russen unter Wittgenstein, und die Preußen unter Blücher, York und Kleist die ersten Proben des neuerwachten Geistes gaben, als das mörderische Treffen bei Groß-Görschen den Heldenmuth der Preußen selbst dem Kaiser Napoleon fühlbar machte, aber die Verbündeten sich vor der Uebermacht langsam zurückziehen mußten; da ließ Napoleon einen glänzenden Sieg ausposaunen, aber er selbst erkannte, daß er die Preußen von Jena nicht mehr vor sich habe, und alle Deutschen fühlten, es könne und müsse der endliche Sieg errungen werden. Auch von den Schlachten bei Bautzen und Wurtzen kam die Nachricht schnell durch das ganze Reich, und obgleich die Franzosen auch diese wieder zu den gewonnenen zählten, so sagte doch das Volk sich in die Ohren, die Russen hätten unter Miloradowitsch wie die Bären und die Preußen unter Kleist wie die Löwen gefochten und sich erst am zweiten Tage vor der Uebermacht der Gegner zurückgezogen, und Napoleon habe nach diesen heißen Schlachttagen ausgerufen: „Was! nach einer solchen Schlächterei keine Gefangenen, keine Kanonen!“ Laut sprach man endlich durch ganz Deutschland davon, warum Oesterreich noch zögere, warum es durch seinen Beitritt zu den Verbündeten nicht endlich deren schwache Reihen verstärke! Wie eine Art von Niederlage sah man es an, daß die Verbündeten sich nach Böhmen zurückzogen, und endlich sogar im Juni ein Waffenstillstand geschlossen wurde, um wo möglich das Schicksal Deutschlands mit der Feder zu entscheiden. Wie die tapferen Soldaten in dem verbündeten Heere, so murrten die Tapferen im ganzen Volke über diesen

Entschluß der Fürsten, denn die Waffen sollten entscheiden, dieser Entschluß glühte in Aller Herzen, nicht die Feder; man kannte die welschen Ränke sattsam.

In dieser Zeit des Waffenstillstandes, an einem Juliabend war es, wo wir auf der Treppe vor dem Posthause in Lahnberg zwei Männer stehen sehen. Der Eine war kein anderer, als der uns längst bekannte Polizeirath, der sich hier aufgestellt hatte, um einen seiner Amtsblicke in die ankommende Postchaise zu werfen. Neugierde nannte er dieses Spioniren; „denn sehen Sie, Herr Postmeister," sagte er zu dem mit finsterer Miene neben ihm Stehenden, „in diesen Kriegszeiten kommen oft merkwürdige Persönlichkeiten vorüber, die gesehen zu haben man sich noch nach Jahren mit Vergnügen erinnert." Der Postmeister machte einen kurzen Diener, räusperte sich und sagte: „Es macht heute unbeschreiblich warm. Schon sieben Uhr Abends und noch eine Hitze zum Verschmachten!" Bei sich selbst aber dachte er: „O wärst du mit deiner Neugierde, wo der Pfeffer wächst! Ich weiß wohl, warum du hier stehst, so oft Tags zuvor einer von den großgesiegelten Briefen ankommt. Spioniren sollst du auf diesen und jenen, den man auf der Reise nach den Vorposten vermuthet. Aber schon manchmal habe ich dir eine Nase gedreht, du Franzosenhund. Meine Postillone sind verteufelt schlau. Hängt draußen an meinem Winzerhäuschen ein Tuch heraus, das wie eine Spatzenscheuche aussieht, dann hält der, der die Post fährt, still, als sei etwas am Geschirr entzwei, steigt vom Bock und fragt, ob bei den Herren Passagieren Alles in Ordnung sei, sonst stünde dort seines Herrn Winzerhäus-

chen offen. Ein gutes Trinkgeld hat die Bursche schon manchmal für den Liebesdienst gelohnt und die Polizei, dieses verwetterte Institut, um einen fetten Bissen gesprengt. Könnt' ich dir, Spürnase, die du hier stehst zum Aerger für jeden ehrlichen Kerl, auch eben so die Briefe wegputzen, die du untersuchst und theilweise mit dir nimmst, während ich, der Postmeister, da stehen und den Gräuel mit ansehen muß! Wozu heiß ich Postmeister, wenn ein Anderer hier Meister ist? Und warum verwahren die Leute ihre Briefe mit dem Siegel, wenn vor diesem Gelichter kein Siegel fest ist?"

„Es macht warm heute, Herr Polizeirath," sagte er dann laut und ballte die Faust hinter seinem Rücken.

Indem, so kam eingehüllt in eine Staubwolke die Postchaise daher und hielt vor dem Posthause still. Der Postmeister trat zum Schlage und öffnete denselben, während der Polizeirath sich so auf der Treppe postirte, daß er den Inhalt der Kutsche mustern konnte. Das erste Gesicht, das zum Vorschein kam, machte auf beide einen unbehaglichen Eindruck, der auf dem Angesicht des Postmeisters sich deutlich zeigte, indem er frostig sagte: „Guten Abend, Herr Intendant," der sich dagegen bei dem Polizeirath durch ein eigenthümliches Grinsen ausdrückte, das Freude sein sollte, aber eigentlich nur Aerger war. In Wahrheit sah er den Intendanten, seinen Vorgesetzten, nicht gern in Lahnberg, weil dieser gewöhnlich der Ueberbringer eines Verweises war, oder ihm in's Handwerk griff und das ertrug unser Gaumer überaus ungern, denn er war eine unbändige Natur. Doch schüttelte er seinem Vorgesetzten mit tiefen Bücklingen die Hand, vergaß die andern Passagiere zu be-

obachten, überließ auch für diesen Abend die ankommenden Briefe ihrem Schicksal und führte den Herrn Intendanten in seine Wohnung, wo er nach seinem Befehle fragte. „Ei was Befehl," sagte herablassend der Intendant, „unter Freunden und Collegen kann von Befehlen keine Rede sein, zumal in dieser spitzbübischen, verteufelten Zeit. Einmal war es Interesse an Ihrem Wohlergehen, was mich nach Lahnberg brachte und dann wollen wir morgen ein kleines Geschäft zusammen abmachen. Wissen Sie etwas von dem Aufenthalte ihrer Frau?" Ohne eine Miene zu verziehen sagte der Polizeirath: „Ich habe ihr die Rückkehr zu mir untersagt und sende ihr von Zeit zu Zeit durch ein Leipziger Handelshaus eine bestimmte Summe, über welche wir uns vereinbart haben."

„Die scheint nicht zu reichen," sagte der Intendant, „denn sie contrahirt bald auf Ihren, bald auf Anderer Namen ziemlich bedeutende Summen und wechselt die Namen beständig. Neulich war sie unter dem Namen einer Gräfin Eichsfeld in Cassel; sie scheint überhaupt ohne unser Wissen in Diensten der französischen geheimen Polizei in Berlin zu stehen."

„Fatal," sagte der Polizeirath. „Ja fatal," erwiederte der Intendant. „Wäre ihre Vergangenheit nicht, und könnte man sich auf ihre Diskretion verlassen, so möchte sie treiben, was sie wollte," erwiederte ohne aufzusehen der Polizeirath, „so aber ist Vorsicht nöthig. Wie wäre es, wenn man sie festsetzte, etwa im Castell zu Cassel?" — „Wäre nicht übel," sagte der Intendant, „aber sie hat hohe Gönner, sehr hohe, und Cassel möchte ich gerade nicht vorschlagen. Unser

Hof — Seine Majestät der König — kluge und schöne Weiber — wissen Sie, Herr College, was das Beste wäre, Sie drückten das Verlangen aus, die Sehnsucht, sie wieder bei sich zu sehen. Solchen Wünschen kann ein Weib nicht widerstehen und am Ende ist sie in Lahnberg noch am besten aufgehoben." — „Ja, aber sie wird nicht bleiben, wenn ich mich auch entschlösse, in den sauren Apfel zu beißen," sagte kleinlaut der Polizeirath. — „Glaub's," sagte achselzuckend der Intendant; „bin ja in derselben Schule krank; wir Männer von der Polizei sollten eigentlich mit Weibern nicht behaftet sein; sie stören uns nur in unserm Wirken. Und denken Sie, es würde plötzlich so ein Putsch kommen, wovor man in diesen Zeiten nie sicher ist, könnte sich da ein Mann von der Polizei mit einem Weib quälen, wenn es heißt: Auf und davon!" „Ja, dabei würde mich die meine besonders hindern," sagte kleinlaut der Polizeirath. „Doch nun zu etwas Anderem! Da kommt das Abendessen. Setzen wir uns! Johann," sagte er zu seinem Bedienten, „stelle die Flaschen in Eiswasser, daß sie kühl bleiben, und dann thue die Ohren zu, hörst du, und das Gesindel, das zur Abendmeldung kommt, weise ab. Heute bin ich mit meinem Herrn Collegen hier allein!"

Und die beiden Ehrenmänner aßen und tranken zusammen, als wenn ihre Frauen ihnen niemals Sorgen gemacht hätten. Und dazwischen scherzten sie und sprachen leise und es kamen Dinge in's Gespräch, so zarter und interessanter Natur von den Höfen, denen sie dienten und von den Männern und Frauen der Zeit, daß der Wein dazu trefflich mundete und ihre

Wangen glühten vor Lust und Behagen. Zuletzt kamen sie darin überein, man müsse unter jeder Bedingung Pfeifen schneiden, so lange man im Ried sitze, man wisse nicht, wie lange es noch daure, denn die Zeit sei verteufelt schlecht.

„Nun zu unserm eigentlichen Geschäfte," sagte am folgenden Morgen der Intendant zu dem Polizeirath; „da ist ein Brief in unsere Hände gefallen, wie, das gehört nicht hierher, und da uns nichts Gutes ahnete, so hat ihn unser Chef geöffnet. Er enthält ein strafbares Einverständniß der Frau von Tiefenbrunn und ihrer Hausgenossen mit mehreren in den feindlichen Reihen dienenden Personen, namentlich mit einem gewissen Johannes Falk, von dem der Brief rührt und dem berüchtigten Professor Wilhelm, dem wir damit wieder auf der Spur sind. Der Schluß ist gewiß nicht gewagt, wenn ich sage: diese Frau ist dem Professor Wilhelm bei seiner Flucht behülflich gewesen und steht nun in unerlaubter Verbindung mit dem Feinde. Lassen Sie uns auf Grund des Briefes die Frau vernehmen und, wenn nöthig, zu ihrer Verhaftung schreiten."

„Also doch!" schrie mit flammendem Angesicht der Polizeirath. „Das ist der Dank für die Schonung, die man diesem Weibe und ihrem geheimnißvollen Leben und Treiben in dem alten Gemäuer zu Theil werden ließ! Längst habe ich unsern Chef darauf aufmerksam gemacht, daß hinter dieser ewig verschlossenen Thüre allerhand vorgehe, was sich unsern Augen entziehe; aber diese ewigen Rücksichten von Oben her lähmen alle unsere Bemühungen für die öffentliche Wohlfahrt. Jetzt aber sollen die verdammten Thüren aufspringen

und ich will das Weib entlarven und ihre scheinheilige Dienerschaft mit. Sie sollen an mich denken! Aber" — und er besann sich eine Minute — „das geht so rasch nicht. Hier muß mehr an's Tageslicht, als in dem Brief steht. Ueberlassen mir der Herr Intendant die Sache, ich habe ohnehin noch etwas von Alters her mit der Frau von Tiefenbrunn auszufechten, wissen Sie, so etwas, wovon wir gestern Abend sprachen, es könnte für mich und für Sie noch ein Privatgeschäftchen dabei gemacht werden. Denn die Frau ist reich und nimmt bedeutend mehr ein, als sie ausgibt. Sie sollen Nachricht über mein Bemühen haben." „Meinetwegen," sagte der Intendant, „lassen Sie aber zuvor eine Abschrift von dem Brief nehmen." Der Schreiber ward gerufen und nahm die Abschrift.

Hinter dem Intendanten drein schlug aber der Polizeirath ein Schnippchen, und sagte zu sich: „Du bist klug, aber ich bin noch klüger. Meinst, ich wisse nicht, warum die Frau Gaumer wieder nach Lahnberg soll? Daraus wird nichts, mein pfiffiger Herr Intendant. Sucht euch anderes Wild. Soll meine Stirne mit Hörnern geziert werden, dann besser weit von hier. Und welche Unverschämtheit, mir zu drohen, sie werde plaudern! Sorge, daß von dir nicht geplaudert werde, du sauberer Herr Intendant! Mag sie plaudern. Böse Mäuler zu stopfen, dafür gibt's allerhand Mittel. Nur nicht ängstlich! Jetzt nur frisch den alten Trumpf ausgespielt, und wenn er gewinnt, dann" —

„Eine Empfehlung von der gnädigen Frau," mit diesen Worten tappte der Spitz herein, „und sie bedaure, den Besuch des Herrn Polizeiraths ablehnen zu

müssen; sie berufe sich auf die ihr gewordene hohe Vergünstigung, unbelästigt bleiben zu dürfen."

„Wieder eine unterthänige Empfehlung an die gnädige Frau," sagte der Polizeirath, „und Noth kenne kein Gebot, ich handle auf höheren Befehl und würde sie nicht lange incommodiren."

Da der Spitz mit schlotternden Knieen und mit thränenden Augen die Nachricht zurückbrachte, man habe ihm durchaus keine Antwort gegeben, so beschloß der Polizeirath seinem Amte selbst Ansehen zu verschaffen und begab sich auf den Weg nach dem Schlößchen. Zuvor steckte er behaglich schmunzelnd noch etliche Papiere in seine Rocktasche und sagte im Gehen: „Die werden helfen!" Der Mann hatte, wenn er auf solchen Wegen gieng, so etwas bequem-malitiöses, daß man ihm schon aus der Ferne seine Absicht, Menschen zu quälen, ansah.

Das Thor am Schlößchen wurde ihm wider Vermuthen rasch geöffnet, und als er mit hoher Würde eine Unterredung mit der gnädigen Frau wünschte, so wurde sie ihm ohne Widerrede gestattet, und er in das Wohnzimmer der Frau von Tiefenbrunn geleitet.

Die Edeldame trat ihm mit festem Blick entgegen und fragte nach seinem Begehren. „Meine Gnädigste," sagte der Polizeirath in einem gewinnend sein sollenden Ton, „ich bin der Ueberbringer eines Briefes, der Sie und Ihr Haus des Einverständnisses mit dem Feinde schuldig macht, und komme daher in höherem Auftrag, Sie deshalb zu vernehmen, und Ihre Antworten und Erklärungen werden beweisen, ob Sie auf schonende Behandlung ferner Anspruch machen können, oder ob

wir uns in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehen würden, den Ernst des Gesetzes gegen Sie in Anwendung zu bringen. Festung ist, wie die gnädige Frau wissen werden, die gewöhnliche Strafe der Leute, die sich hochverrätherischer Plane schuldig gemacht haben."

„Ein Brief," sagte die Edeldame mit Nachdruck, „der aus Ihren Händen kommt, wird von mir nicht angenommen, am wenigsten ein erbrochener. Senden Sie nur diesen Brief wieder zurück, oder machen Sie jeden beliebigen Gebrauch davon, ich begehre ihn nicht zu lesen, seitdem fremde Augen hineingesehen und ihn damit entweiht haben."

Der Polizeirath biß sich auf die Lippen und sagte dann: „Wenn gnädige Frau den Brief nicht annehmen und selbst lesen wollen, so bin ich genöthigt, ihn seinem ganzen Inhalt nach zu zergliedern, denn meine Fragen werden sich an ihn anknüpfen müssen."

„Thun Sie, wie Sie wollen, aber antworten werde ich Ihnen nicht," sagte die Edelfrau und sah zum Fenster hinaus.

„Nun, so muß ich denn thun, was meines Amtes ist," erwiederte mit spöttischem Lächeln der Gaumer, „und mein Referat beginnen."

„Der Brief selbst rührt von einem gewissen Johannes Falk, der die gnädige Frau Freundin und Wohlthäterin nennt, und mit dem Schreiben dieses Briefes ein Versprechen zu erfüllen meint, das er beim Abschied im März gegeben, als er zugleich mit Professor Wilhelm die Ehre hatte, in Lahnberg zu sein. Schreiber ist unstreitig der unter polizeilicher Aufsicht gestandene

vormalige Schüler des Gymnasiums, der in dringendem Verdacht stand, zur Flucht des Professor Wilhelm mitgewirkt zu haben; die Theilnehmerin des sauberen Complots glauben wir hiernach in der Frau von Tiefenbrunn gefunden zu haben. Dieser Johannes Falk nennt sich Oberjäger in dem Corps des Major Lützow, dieses verruchten Streifcorps, dessen Mitglieder sämmtlich geächtet sind, und doch schildert der junge Mann mit der Beredtsamkeit eines Tollhäuslers die Thaten dieses Corps, verweilt namentlich lange bei der Lection, die ihm am 17. Juni bei Kitzen gegeben worden ist, sagt, daß er mit seinem Chef nur unter Mühe dem Blutbad entronnen sei, und nennt diese Lection einen Verrath und Bruch des Waffenstillstandes und belegt den Kaiser mit Namen, die ich mich zu wiederholen scheue. Wie gesagt, der junge Mensch schreibt wie ein Tollhäusler von dem Sieg der guten Sache, von des Vaterlandes Freiheit, und bittet und beschwört Sie, gnädige Frau, und die anderen Freunde, soll heißen: den Bund der Rose in und um Lahnberg, für den heiligen Kampf Geld und Gut hinzugeben. Das heißt, gnädige Frau und ihre Freunde und Freundinnen: Herr Castellan und Jungfer Tochter, Frau Stadtsyndikus Braun nebst Tochter, Jungfer Dorner und Pausch, vielleicht auch der Herr Amtmann, der ebenfalls zu den Lauen gehört, vor Allem Pfarrer Held und der Müller Neffer, wohl auch der verrückte Schuster und das ganze Hasengäßchen sollen nur fortfahren wie bisher und denken, es sei keine Polizei in der Nähe. Und dann bekommt der Professor Wilhelm auf einmal einen andern Namen in dem Briefe, heißt Hauptmann von Hauenstein,

dient dermalen tapfer und tüchtig in der Landwehr, hat das eiserne Kreuz erhalten, und war also, füge ich hinzu, der Professor Wilhelm, jener Wilhelm von Hauenstein, der, weil er die Fräulein von Schachtheim, die reiche Erbin nicht wollte fahren lassen, von dem damaligen Capitän Tiefenbrunn die derbe Lection bekam und für todt auf dem Platze blieb. Der war also nicht todt, wie wir glaubten, sondern der folgte seiner Angebeteten unter fremdem Namen nach, wurde sogar Schulmeister um ihretwillen, und die Frau von Tiefenbrunn führten wahrscheinlich ein so eingezogenes Leben, um ihren alten Freund allein zu haben; der Reiz des Geheimnißvollen hat von jeher der Frau gefallen."

Bis dahin hatte die Edelfrau still zugehört, jetzt drehte sie sich rasch um und mit flammendem Auge den Polizeirath ansehend, sprach sie: „Und Sie, Sie Verläumder und Ehrenschänder, wer sind denn Sie?"

Der Polizeirath antwortete mit der größten Ruhe:

„Ihres Herrn Gemahls vertrauter Freund, der Chevalier von St. Just."

Die Edelfrau senkte vor seinem frechen Blicke das Auge und mühsam nach Fassung ringend, sagte sie: „Das ist wohl die schwerste Strafe, die mich für meine Sünde hätte treffen können, daß ich diesen Menschen noch einmal in meinem Alter sehen muß! Der falsche Spieler, der Verführer, der bitterste Feind meines unglücklichen Mannes, der steht als Polizeirath Gaumer hier vor mir und fügt zu allem Bittern, das ich habe erfahren müssen, auch noch den Hohn über meine Verschuldungen. Das ist schmerzlich, sehr schmerzlich!"

„Gar nicht, gnädige Frau, gar nicht," sagte freund-

lich grinsend der Polizeirath. „Es wäre mir leid, Sie zu kränken; ich mußte nur Altes, längst Vergessenes hervorsuchen, um Ihnen meine genaue Kenntniß der bestehenden Verhältnisse darzulegen, und jetzt, da wir uns kennen, denke ich, verhandeln wir unser Geschäft als alte gute Freunde; man arrangirt sich, wie der Franzose sagt. Sehen Sie, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl und ich, wir sind gewisser Dinge wegen gerade nicht in Freundschaft geschieden, und dahin gehörte unter andern eine kleine Schuldforderung, die ich an denselben hatte, Spielschulden, wenn Sie es erlauben, nennt man am besten den Posten. Freund der Ordnung, habe ich den Schuldschein aufgehoben und präsentire Ihnen denselben hiermit. Zahlen Sie die Schuld Ihres Herrn Gemahls an mich, gnädige Frau, und ich dürfte mich leicht veranlaßt finden, von allen weiteren Schritten gegen Sie abzustehen, zumal da es mir ein unangenehmes Gefühl verursacht, der Gattin meines Freundes Tiefenbrunn Verlegenheit zu machen.“

Die Edelfrau nahm mit sichtlichem Widerstreben die Schuldurkunde, warf einen flüchtigen Blick darauf und sagte verächtlich: „Das ist nicht die Handschrift meines Mannes; hätte der Schreiber aber statt 10,000 Franken 1000 auf dieselbe gesetzt, so hätte ich sie ohne Widerrede bezahlt; so aber lehne ich jeden Versuch, mich zu prellen, ab.“

„Wollen die gnädige Frau den Schuldschein einer gerichtlichen Untersuchung unterwerfen lassen,“ sagte mit der größten Ruhe der Polizeirath, „so bin ich das auch zufrieden; aber ich wäre dann genöthigt, so manchen Schleier von der Vergangenheit wegzuziehen; ich

müßte z. B. von einer Base über dem Rhein erzählen, die wir damals bis an die Grenze von Meierhausen brachten und die ihre Rolle den Bauerlümmeln gegenüber so gut spielte, daß" —

„Halt Mensch!" schrie die Edelfrau, „fordere weniger und du sollst den Lohn deiner Schurkerei noch nach fünfundzwanzig Jahren haben; aber bedenke, daß ich meinem Sohne das Vermögen nicht verschleudern will auf Kosten meines Rufes in deinen Augen!"

„Ihren Herrn Sohn," sagte langsam der Polizeirath, „den erwarten Sie nicht zurück; selbst wenn er noch lebte, würde er die Mutter nicht aufsuchen."

„Und warum? Und das sagt ein Vater, der selbst einen Sohn vermißt und wohl täglich auf seine Wiederkunft hofft?"

„Wer sagt Ihnen das, gnädige Frau?" antwortete der Gaumer kalt und höhnisch; „der Bursche, der meinen Namen führt, war mir stets ein Gegenstand des Argwohns; ja, wüßt' ich, daß er mein Sohn sei, dann würde ich vielleicht ihn zurücksehnen; aber so, je nun, — doch, um von Ihrem Herrn Sohn zu reden, so glaube ich gewiß, Sie thäten besser, und ließen die alte Gesinnung noch vorwalten. Er war auch einmal etwas sentimental, der Herr Capitän von Tiefenbrunn, und damals gab ich ihm den Rath, sich in's Unvermeidliche zu schicken."

„Was ist mit meinem Sohn, haben Sie ihn gesehen, wo war er?" rief die Edelfrau außer sich.

„Hier in Lahnberg war er, so etwa um Ostern vorigen Jahres, und als ein Mann von Erfahrung kam er zuerst zu mir und bat mich, den Mittler zwi-

schen Ihnen und ihm zu machen. Damals erst erfuhr ich die überraschende Nachricht, daß gnädige Frau dem einzigen Sohn zürnten, weil er den Fahnen des großen Kaisers gefolgt war. Ich sagte ihm, die Gesinnung der Mutter sei noch dieselbe, sie sei eine Franzosenfeindin und zugleich so menschenscheu, daß wir Leute von der Polizei ausdrücklich hätten befohlen bekommen, die reizbaren Nerven der gnädigen Frau zu schonen, und darum" —

„Und darum hast du, Bösewicht," fuhr die Edelfrau fort, „der Mutter den Sohn geraubt und in den Tod gejagt! Gehe von mir, Teufel, deine Nähe verpestet mich! Lebe oder stirb, mir eins! Thue mit mir, was du willst, aber fort von mir, sonst wende ich die letzte Lebenskraft an und erdroßle dich!"

„Ich gehe, gnädige Frau," sagte der Bösewicht mit unerschütterlicher Ruhe, „aber Eins muß ich Ihnen noch sagen, daß ich nämlich heute einen sehr glücklichen Tag gehabt habe. Ich habe alle meine Feinde zu meinen Füßen gesehen und habe erlebt, daß ich mich ohne mein Wissen sogar an meinem bittersten Feinde, dem Wilhelm von Hauenstein, gerächt habe. Ich kannte ihn nicht mehr, er kannte mich nicht, aber ein guter Geist gab mir ein: „Auf den Professor, das ist so ein ehrlicher Deutscher! Diese Rasse war mir von jeher zuwider, sie hat das an sich, was wir Franzosen „Betise" nennen. Dieser ehrliche, gute, deutsche Baron von Hauenstein gab einem deutschen Fräulein, das der Chevalier von St. Just begehrte, so einen guten deutschen Rath bezüglich meiner Person, und ich ward verschmäht. Da sagt' ich zu mir selbst: Hauenstein,

jetzt gilt's Leben oder Tod, einer von uns kann nur übrig bleiben. Ihr Herr Gemahl war mein Werkzeug, nicht wahr, es war brauchbar?" So sagte hohnlachend der Polizeirath und gieng davon.

Eine lange Zeit nach dem Weggange des fürchterlichen Menschen saß die Edelfrau starr und unbeweglich auf ihrem Ruhesitz. Sie sah vor sich hin, als wenn sie etwas auf dem Boden suche, eigentlich aber gieng das Bild ihres ganzen Lebens vor ihrer Seele vorüber, und das war mit Ausnahme weniger Jahre, gerade der Jahre ihrer Zurückgezogenheit, ein düsteres Gewebe selbstverschuldeter Leiden. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Stolz und Rache waren die ersten Gefühle; es kochte und wogte in ihrem Herzen von den heftigsten Entschlüssen. Dann aber gewann der gute Engel, der nach mühesamen Kämpfen durch die Zusprache und das Gebet des Pfarrers Held bei ihr eingekehrt war, die Oberhand und sie sagte zu sich selbst: „Du sollst nicht widerstreben dem Uebel; darf ich mit Gott rechten, daß er auch den bösen Gaumer zu meiner Zuchtruthe macht? Sein Wille geschehe! Aber hier bleiben und abwarten, bis seine Schergen und Helfer kommen, darf ich das, und habe ich in der Residenz Hülfe zu erwarten, wo der Schein so gegen mich spricht?" Und wieder sank sie in ein neues Nachdenken. Aus diesem weckte sie Friederike Meier, die nach ihrem Befehle fragen wollte. Ihr erzählte sie das Vorgefallene und fragte dann: „Friederike, was räth mir deine oft erprobte Liebe?" „Schnelle Entfernung, noch ehe der Unglücksmensch seinen weiteren Plan macht," sagte entschlossen das

Mädchen. „Vater wird Sie begleiten.“ „Und du,“ fragte gespannt die Edelfrau. „Ich,“ antwortete rasch Friederike, „bleibe zur Pflege meines Bruders hier.“ „Und wenn der Bösewicht auch gegen dich Uebles aussinnt, wie willst du ihm entgehen?“ fragte theilnehmend die Edelfrau. „Dafür sorgen Sie nicht, gnädige Frau,“ sagte mit Wärme Friederike, „wir beide kennen einander, der Polizeirath hütet sich vor mir. In Lahnberg ist keine Person, vor der er sich mehr hütet, als vor mir, er weiß warum. Wir beide haben uns kennen gelernt, er mich in meiner Stärke, ich ihn in seiner Schwäche. Doch das ist mein Geheimniß und gehört nicht hierher. Und sollte er es wagen, — nun dann lasse ich nur die Thüren zum Schlößchen auf und die ganze Steingasse ist zu meiner Hülfe bereit.“

Das Wort von den offenen Thüren am Schlößchen ward noch an diesem Abend zur Wahrheit. Der Schusterkonrad gieng aus und ein, und als der Morgen des letzten Junitages graute, führte der Castellan seine Herrin durch die stillen Straßen des Städtchens hinaus gen Meierhausen. Dort oberhalb des Dorfes im Schatten der Waldbäume, die thaufrisch im Morgenstrahl glänzten, hielt eine Chaise. Der Schuster und sein Geselle befestigten einen Reisekoffer auf derselben, indeß der Pfarrer Held Worte des Trostes und der Hoffnung zu der fliehenden Dame sprach. Dann ein rascher, aber herzlicher Abschied, den der Schuster mit einem derben Händedruck erwiederte, und die Chaise lenkte in den Waldweg ein, so rasch und doch so leise, daß es schien als wollten selbst die Pferde das Geheimniß theilen.

Wieder in einem Walde hielt im Zwielicht des Abends die Chaise stille; schweigend packte der Kutscher den Reisekoffer ab und trug ihn in's dichte Gebüsch zur Seite; ohne sich nach der Herrschaft, die er gefahren, umzusehen, bestieg er den Bock und fuhr davon. Der Castellan aber bot seiner Begleiterin den Arm, warf noch einen schnellen Blick auf die Stelle, wo er den Koffer hatte niederstellen lassen, und führte sie einen Hügel hinab. Die Bäume wurden lichter und ein See lag vor ihren Blicken, in dem die letzten Strahlen der Abendsonne sich spiegelten. Noch einige Schritte am Ufer und eine offene Hütte von Baumrinde nahm sie auf.

„Hier können Sie getrost ausruhen, gnädige Frau," sagte der Castellan, „bis ich zum Schlosse gehe und Quartier für Sie mache. Die Stelle ist sicher und schön und wir haben sie, Dank der genauen Beschreibung unsers Johannes, gefunden. Wenn nur der Jäger Meinhardt im Schlosse zu Haus ist, sonst müßten wir hier eine Nacht zubringen." „Nun, bequem zur Ruhe wäre allerdings die Hütte nicht, aber doch sicher, versucht es immerhin, mein lieber Meier, ob wir heute schon Aufnahme finden." Der Castellan warf einen Blick auf das Schloß, das man von hier aus in der Ferne liegen sah und schritt schnell zur Hütte hinaus.

Indessen brach die Dämmerung völlig herein. Spiegelglatt ruhte der See, Fische sprangen aus dem Wasser empor, das Wasserhuhn schlüpfte über die Blätter der Teichrose hin und man sah die undeutliche Gestalt eines Hirsches, der sich dem Wasser näherte,

sorgsam den Wind prüfend, ob er keinen Feind verrathe. Die Edelfrau lauschte in das Dämmerlicht des Abends hinaus; diese Stille hier, und draußen in der Welt das wilde Waffengetöse und die Bosheit der Menschen. Und ihr Herz kehrte heim in die Kinder- und erste Jugendzeit und sie sah sich im Garten, der an's Schloß ihrer Aeltern stieß; sie saß im Schatten der Fliederhütte, während die Sonne über den Vogesen untersank. Und sie war wieder ein Kind, ein Kind im Fühlen und Hoffen, und ihr mühesames, durch ihre Sünden getrübtes Leben erschien ihr nur wie ein Wolkenschatten, der die Sonne auf kurze Minuten verdunkelt; ihre Sonne schien hell im Herzen, das war der einst verlorene, nun aber wiedergefundene Kinderglaube. Sie weinte, aber ihre Thränen waren die der Magdalene; sie war keine Heimatlose mehr, sie war eine Heimgekehrte.

Da schimmerte der Strahl einer Laterne durch das Gebüsch, der Hirsch entfloh in weiten Sätzen, und von mehreren Männern begleitet, erschien der Castellan. Sorgsam geleiteten sie die fremde Dame aus dem Walde, und als man aus den Dörfern rings umher die Nachtwächter die eilfte Stunde anblasen hörte, da betrat die Frau von Tiefenbrunn das gastliche Schloß des flüchtigen Reisach, nach der Weisung des Herrn an seinen Diener: „So Einer kommt und bringt die Loosung, den nehmt auf und herbergt ihn, denn das Vaterland zählt viele Heimatlose.“

Wie im Donner der Schlacht vor dem Krachen der Feuerschlünde das Heckenfeuer der Schützen verstummt, so gefährlich es auch für den Einzelnen ist, so verhallte auch das Wüthen des Polizeiraths vor den großen Ereignissen, die mittlerweilen alle Gemüther in Spannung erhielten. Es war in den Rheinbundstaaten, also auch in dem Städtchen Lahnberg, dahin gekommen, daß man das Treiben der französischen Polizei sich gefallen ließ wie etwa das Bellen eines unleidlichen Hundes, den man nicht züchtigen darf um seines Herrn willen; aber mit einer Spannung, die nur die verstehen, die jene Zeiten erlebt haben, hörte man von den Bemühungen Napoleons, Oesterreich bei seinen Fahnen zu halten, von der endlichen Aufkündigung des Waffenstillstandes, von den Worten des Kaisers Franz, „forthin das Schicksal seiner Staaten von dem Preußens nicht trennen zu wollen;" von den Schlachten bei Großbeeren, wo die preußischen Landwehrmänner mit den Kolben ihrer Gewehre den Sieg erfochten, weil der Regen die Flinten unbrauchbar gemacht; von der an der Katzbach, wo Blücher sich den Namen „Marschall Vorwärts" verdient hatte; von der bei Kulm, wo Vandamme mit 10,000 Franzosen gefangen ward; und trotz der unwahren Darstellungen, die alle diese Schlachten in den Zeitungen der Rheinbundsländer erfuhren, brach sich die Wahrheit dennoch Bahn. Aber dabei hörten die Nachzüge aus Frankreich nicht auf, das Land schien eine unerschöpfliche Quelle von Menschenblut zu sein, nur bestimmt, für den unersättlichen Eroberer vergossen zu werden. Was aber nach Oesterreichs Abfall von Napoleon die Hoffnung auf einen

endlichen Sieg über die Franzosen wach erhielt, das war die Kunde von der Stimmung der französischen Heere selbst. Der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit war nicht mehr so fest wie früher; dringender denn je riethen einzelne Hochgestellte dem Kaiser, sein Heer aus dem östlichen Theile Deutschlands zurückzuziehen und mehr nach dem Rhein hin zu verlegen, und was man sich sonst erzählte von dem maßlosen Uebermuth, womit die jetzigen Soldaten Freundes- und Feindesland zugleich schunden und drückten, das ließ merken, daß dieses Volk der eigentlichen Kriegskunst müde sei und alles auf einen Wurf setzen wollte wie sein Kaiser.

Da gieng's wie ein electrischer Schlag durch die Herzen: „Die Russen sind in Cassel! Die Kosaken haben den König von Westphalen fangen wollen, er ist ihnen aber entgangen!“ Das war keine Nachricht mehr, wie sie sich von der Elbe und Oder durch die Vorposten mußte durchschleichen, sondern die Kunde von Czernitschef's kühnem Marsche, von seinem Ueberfall Cassels, von der Flucht des Königs Hieronymus, von seiner Verfolgung durch die Kosaken wurde durch Augenzeugen bestätigt. Die wußten zu erzählen, mit welcher Angst der feige König Alles aufgegeben, wie der Spreu gleich, die Spionen und Creaturen auseinander gestoben seien, wie die französischen Schilder von den Gasthäusern im Nu verschwunden seien, und mit welchem Jubel die Bürger von Cassel die fremden, willkommenen Gäste empfangen hätten. So war es also möglich, daß die Befreier auch in's westliche Deutschland kommen könnten; „so können wir also auch noch Russen bei uns sehen,“ sagte mit dem ganzen Gesichte lachend

und sich vergnügt die Hände reibend der Schusterkonrad zu dem Postmeister.

„Noch mehr als das, Meister Konrad," erwiederte der geheimnißvoll, „euch will ich's sagen, es geht etwas vor in der Welt, etwas Großes, Unerhörtes. Alles ist auf den Beinen, Tag und Nacht kommen Reisende und Fliehende hier durch. Keiner hält Stand, Keiner beantwortet meine Fragen, Alle haben sie Eile, Todeseile. In der Nacht des 30. September kam der Intendant hier an, ihr kennt ihn ja, den Obersten der Spitzbuben, der je die französische Kokarde getragen hat. Athemlos, sag' ich euch, kam er an, der Wagen durfte nicht ausgespannt werden, und er schlüpfte nur heraus und weckte seinen Freund und Kollegen, den Polizeirath. Was sie während des Stündchens, das er ausblieb, verhandelt haben, das mag Gott wissen, ich hätt's gern gehört. Als er wiederkam, da war er so blaß, und der Gaumer, der ihn zur Post begleitete, sah aus wie ein geängstigter Hund, die Augen standen ihm schier vor dem Kopf. Schweigend reichten sie sich die Hand, ich glaube, sie hatten Abschied für's Leben von einander genommen, es müßte denn sein, daß sie sich in der Hölle begegnen."

„Glaub's euch, Herr Postmeister," sagte der Schuster, „und daß etwas vor ist oder bevorsteht, das weiß ich; aber ich kann's Niemand erklären, die ungläubige Welt glaubt's ja doch nicht. Da seht einmal meine Nachbarin, die Hessemer an. Die ist gewiß ein starkes Weib, und in ihrem Glauben fröhlich und guter Dinge; die geht schon seit Wochen umher, als ringe sie wie Jakob mit dem Herrn, und frag' ich sie: Nach-

darin, wie hält's? so gibt sie zur Antwort: Konrad, es hält hart! Da ist der Schäferfried in Meierhausen, auch einer aus der alten Schule, den treibt's manchmal mitten in der Nacht hinaus auf den Kirchberg, und dann sieht er ganze Heere vorüberziehen mit reisigem Getöse, und in der Luft klagt und seufzt es wie auf einem Schlachtfelde. Der Pfarrer Held sagt, er wisse nicht, was mit ihm und seiner Gemeinde geschehen sei, er kenne sich nicht mehr und sie nicht mehr. Wenn er auf die Kanzel komme, so müsse er weissagen, und dann entstünde ein Schluchzen und Weinen unter seinen Leuten, daß er davor erschrecke; er meine, es stünde ein großes Gericht bevor. Sonst hätten die Leute bei aller Andacht ihren alten Streit nie vergessen; jetzt sehe er den Jakobsstamm friedlich mit dem Peterstamm verkehren, es seien ordentlich Zeiten wie in der Weissagung, wo die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen; und er hoffe, es werde geschehen, wie der Prophet von der goldnen Zeit weissage: „Und der Herr wird zu der Zeit ein Panier unter den Heiden aufwerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels und der Neid wider Ephraim wird aufhören."

„Lacht nicht, Herr Postmeister, über das, was ich euch sage; doch nein, ihr lacht auch nicht, ihr seid ja ein deutscher Mann und glaubt der Schrift, darum laßt mich euch noch Eins sagen: Da ist die Ammi von der Bibermühle, ihr kennt sie ja, die ist monatelang umhergegangen wie eine Träumende, denn ihr Herz war bei dem Geliebten ihres Herzens, und wir Alle meinten, wenn der Herbst komme, der werde sie mitnehmen; da erscheint sie eines Morgens — der Müller

hat es mir selber gesagt — wie eine Braut an ihrem Hochzeitstage; sie hat sich geschmückt zum Empfange ihres Geliebten, und wie ihre Leute sie verwundert ansehen, meinend, sie sei verwirrt geworden, da erzählt sie unter strömenden Freudenthränen, ihr Martin sei ihr erschienen und habe ihr große Dinge geoffenbart, aber sie dürfe nichts sagen. Seitdem geht sie wie eine Selige umher und hat's über sich gewonnen, den kranken Burschen aus dem Peterstamm zu besuchen, um dessenwillen der Martin in's Feld gemußt. Genug, unsere Seelen warten auf den Herrn von einer Morgenwache zur andern, und sind stille dem Herrn." Da reichte der Postmeister dem Schuster die Hand und gieng gerührt von dannen.

13.

Wie mir deine Freuden winken,
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.

Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

M. v. Schenkendorf.

Und es war am 27. October 1813, an einem Tage, wie deren der Herbst manchmal bringt, wo die Luft dicht und warm die Erde drückt, und wo es dem Menschen jeden Augenblick ist, als müsse irgend etwas Schweres geschehen; da drang von der Brücke aus, die nach den Weinbergen führte, ein verworrener Lärm in das Hasengäßchen hinein. Es war nicht Angstgeschrei,

wie etwa bei Feuersbrunst, auch klang es nicht wie Jubel, es war ein eigenthümliches, von einem tiefen Gefühl ausgepreßtes, und doch wieder gedämpftes Rufen. Es kam näher und näher, und nach der Gewohnheit der Nachbarn im Hasengäßchen hatte Eins das Andere herabgerufen auf die Straße und sah dem ankommenden Menschenschwarm entgegen. Endlich nahte der Zug. Voran schritt, mit einer Flinte auf der Schulter, der Hanfried, des Schusters Geselle, und zu beiden Seiten eines Burschen in voller Uniform sah man, mit dem Tornister des Soldaten auf dem Rücken, den Franz aus dem Ritter und mit dem Säbel desselben in der zitternden Hand den Polizeidiener Spitz gehen. Es war so ein Aufzug, wie man ihn sieht, wenn Bruder Schuster einem Kameraden das Geleite gibt. Nur waren Alle, die eben durch's Hasengäßchen giengen, feierlicher und bewegter. „Da haben wir ihn, Meister," rief der Hanfried, „da ist er, der Martin von der Bibermühle; er ist aus dem Krieg gekommen und bringt merkwürdige Kunde!" „Frau Hessemer," schrie der Spitz wie ein Trunkener, „mit dem Bonapart ist's aus!" und wie im Chor brüllte die Straßenjugend hinten drein: „Bonapart ist der Coujon, der die Schlacht bei der Nacht, bei Leipzig hat verlorn."

Dem Schuster giengen vor Erstaunen die Haare zu Berge und die Augen traten ihm fast vor ihre Höhlen heraus, als er wahrhaftig den Martin von der Bibermühle sah. Er griff sich an den Kopf, ob er wache oder träume, er sah bald den jubelnden Zug, bald seine Nachbarin an und dann fiel er mit lautem Weinen dem Martin um den Hals, und wie auf ein

gegebenes Zeichen bildete sich ein dichter Knäuel Weinender, Schluchzender und sich Umarmender. „Ist's wahr," schrie mit vor Thränen erstickter Stimme der Schuster, „ist's wahr, daß der Bonapart geschlagen, daß es aus mit ihm ist?"

„Meister Konrad," sagte wie in Begeisterung der Soldat, „mit dem Bonapart ist's aus; bei Leipzig hat er verspielt, und Deutschland ist frei!" „Deutschland ist frei!" jubelte die Menge, „der Bonapart hat verspielt! Nun auf und laßt uns dem Gaumer das Stücklein erzählen und seine Fenster mögen die Musik dazu machen!" „Wie?" sagte die Hessemer, „so wollt ihr eurem Gott für das Wunder danken, das er gethan? Mit Thränen des Danks im Auge wollt ihr euch an euren Feinden rächen? Schämt euch, und überlaßt dem das Gericht, der da recht richtet! Aber bist du es denn wirklich, mein lieber Martin," sagte sie und ergriff die Hand des Burschen, „bist du es wirklich, meines lieben Bruders, des Bibermüllers todtgeglaubter Sohn? Und so wohl auf und so schmuck, mit Ober- und Untergewehr, als kämst du von der Parade? Ach, wie wird das auf der Bibermühle ein Jubel sein, wie wird Ammi sich freuen! O Gott, hab' Dank für diesen Tag!"

„Ja, Frau Hessemer," rief der Soldat, „da bin ich, bin noch wohl auf und wunderbar erhalten, und Gott vergebe denen, die meine Briefe nicht an meinen Vater kommen ließen, denn ich hab' zeitig geschrieben und Alles gemeldet, wie ich die Fahne nicht hab' wollen verlassen, sondern in Reih und Glied geblieben bin mit den Wenigen, die von unserm Regiment übrig waren;

wie ich dann wieder in den Krieg bin hineingeführt worden bis zur Schlacht bei Leipzig. Wie es mir da ergangen, und was es mich gekostet, als ein Deutscher gegen Deutsche zu kämpfen und wie ich mich, als Alles davon lief, mit Sack und Pack auch davon gemacht, das will ich euch erzählen, wenn ich erst meinen Vater und mein Mädchen begrüßt habe. Ihr seht, ich habe nichts zurückgelassen, weder Gewehr noch Gepäck; aus der Schlacht bin ich heraus marschirt, als die Andern flohen, und Dank meinen guten Beinen und den guten Leuten, die mich pflegten und herbergten, da ich als der Erste aus der Schlacht kam. Vom Sachsenland bis hierher nach Lahnberg sind sie mir nachgelaufen aus Dörfern und Städten, wenn ich durchmarschirte. Niemand hat mich wollen aufhalten, Jedermann hat mich zur Eile angetrieben, damit die hier am Main und Rhein auch die Kunde erhielten, Deutschland sei frei. Auf Wagen haben sie mich geladen und weiter gefahren, in Postwägen haben sie mich aufgenommen, die Reiter sind abgestiegen und haben mich lassen aufsitzen, nur erzählen mußt' ich, viel erzählen von der großen Schlacht bei Leipzig."

„Und was übrig ist von den Franzosen, wo ist das, und wo ist der Bonapart, und kommen die Russen auch hier her?" die Fragen stürmten auf den müden Soldaten von allen Seiten ein. „Laßt mich nur erst zur Ruhe kommen," sagte abwehrend der Martin, „dann sollt ihr Alles hören. Aber das sag' ich euch als Einer, der es erlebt hat, bittet Gott, daß die Retirade nicht über Lahnberg gehe, und wenn sie kommen, diese verfolgten Wölfe, dann baut ihnen Brücken, daß sie über

den Fluß können, und haltet die Suppe warm auf dem Tisch und den Löffel darin, denn der Soldat auf der Flucht ist kein Mensch, sondern ein Raubthier. Geht heim, ihr Leute, die Franzosen laufen schnell, sie werden bald da sein und mit ihnen die Kosaken!"

„Ja, geht heim ihr Leute, und dankt Gott für die Siegesbotschaft!" rief der Schuster, „mich aber laßt meinen Kameraden heim führen zum Haus seiner Väter! Komm Martin, du bist ein braver Soldat gewesen, trotz dem, daß du wie ich hast dem Bonapart dienen müssen. Von jetzt an gibt's einen andern Dienst, ihr Buben," schrie er, „nun die Stecken auf die Seite und die hölzernen Flinten unter den Kochtopf, jetzt die Säbel hervor und die Musketen und drauf und drauf wie die Preußen! Potz Jena und Auerstädt!"

Und wie er gieng und stand, die Hausmütze auf dem Kopf und mit dem Schurzfell angethan, er wußte es selbst nicht, führte der Schuster seinen jungen Freund durch die Stadt und hinaus zur Bibermühle.

Dort stand, als warte sie auf die Ankunft ihres Freundes, die Ammi unter der Thüre, und lächelnd in stiller Freude sagte sie: „Sei willkommen, Martin, ich habe dich täglich erwartet. Unser Herrgott leb noch und was er will das geschieht. Und wie schön bist du geworden, Martin, und wie schmuck steht dir die Uniform, und da bringen sie dir das Gewehr nachgetragen. Das ist schön und sehr gut. Treu daheim, treu im Feld, treu mir, treu dir, treu deinem Gott, was will ich mehr? Martin, ich bin stolz auf dich!" Mit Erstaunen sahen Alle auf die Jungfrau, wie sie dastand gleichsam eine Andere und Fremde. Ihre

Haltung und ihre Sprache war wie die einer Begeisterten. Schweigend reichte der Müller seinem Martin die Hand und führte ihn hinein in sein Haus.

Große Zeiten treiben aus den unscheinb rsten Herzen große Gefühle zur Blüthe. Der Abschied hat damals in Deutschland Heldenseelen in Frauengewand gezeigt und das Wiedersehen nach heißen blutigen Kampfestagen, Prophetinnen. Wer das erlebt hat, der zweifele nimmer an der Zukunft des Vaterlandes, denn das deutsche Gemüth behält die Kraft zu solchen Blüthen, so lange es sich bewahrt die deutsche Liebe und den deutschen Glauben. Beide aber wurzeln unter dem Kreuze Christi.

Von der Stunde an, da der erste Flüchtling aus der Leipziger Schlacht in Lahnberg erschienen war, folgten sich von Minute zu Minute die Nachrichten, eine dringender und spannender als die andere. Immer mehr versprengte und theilweise fahnenflüchtige Soldaten aus den Rheinbundstaaten kamen durch Lahnberg und die widersprechendsten Gerüchte wurden von ihnen ausgestreut. Bald hatte sich Napoleon wieder gestellt und den Alliirten eine neue Schlacht angeboten, bald war er durchgebrochen wie ein angeschossener Eber und hatte sich in eine der von den Franzosen noch besetzten Festungen geworfen, um sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; bald war er auf dem Rückzuge nach dem Rhein und das ganze westliche Deutschland zitterte vor Angst, der gefürchtete Rückzug möchte durch seine Gauen gehen. Die Aengstlichen aus Lahnberg flüchteten auf's Land zu Freunden und Bekannten und vom Land retteten die Bauern ihre Habe in die

Stadt; das Gehen und Kommen nahm gar kein Ende. Die Nacht war zum Tag geworden und selbst der, der es mit den Begebenheiten ernst nahm, mußte unwillkührlich lächeln über die Fehlgriffe, die die Angst that. Werthvolles hatte man daheim gelassen und Werthloses auf die Wagen gepackt.

Ernster wurden von Stunde zu Stunde die Nachrichten. Flüchtlinge, die an der Leipziger Straße wohnten, kamen mit Weib und Kindern auf ungebahnten Wegen und abgetriebenen Pferden in Lahnberg an. Sie erzählten, daß es bereits auf allen Straßen von fliehenden Franzosen wimmle, und daß man stündlich den Kern des geschlagenen Heeres erwarte. Die Zerstreuten, so erzählte man, flehten hungrig und zerlumpt um einen Bissen Brots, wo sie sich aber in ganzen Zügen einstellten, da gäbe es täglich mit den Bauern Scharmürzel und es lägen die Erschlagenen oft hart an dem Wege und Niemand kümmere sich darum.

Jetzt folgten sich die Nachrichten noch rascher. Es kamen Fliehende, die wollten sogleich weiter und boten ungeheure Summen für Zugpferde, die ihnen Niemand ablassen wollte. Napoleon, sagten sie, halte eben still, er überlege, ob er durch den Spessart, oder durch den Vogelsberg dringen solle, denn die Pässe bei Gelnhausen seien von den Bayern besetzt. „Aber wie," fragte man, „ist das möglich? Bayern ist ein Rheinbundstaat." „Bayern ist vor einigen Tagen abgefallen und seine Soldaten, unter der Führung des Generals Wrede wollen das fliehende Heer aufhalten!" „Denkt nur," so rief ein Anderer, „eben kommt die Nachricht, man habe seitwärts von der Leipziger Straße Kosaken

gesehen, die wollen dem fliehenden Heere voran und es vom Rhein abhalten."

Und wie man noch redete und die Möglichkeit erwog, wo der gefürchtete Bonopart durchbrechen möchte, da war es, als wenn ein fernes Gewitter sich anmelde. Dumpf dröhnte Schlag auf Schlag. „Das ist Kanonendonner," rief der Schusterkonrad. Sie sind an einander, von Südost tönt er herüber. Gott behüt Weib und Kinder! Gott behüt das Vaterland!" Immer lauter brüllte der Donner der fernen Schlacht, und immer ängstlicher wurden die Herzen.

Da hörte man von den Bergen herab Trompetenstöße, und mit verhängten Zügeln, die Lanze halb gesenkt, stürzte eine Schaar Kosaken zum Thor herein und durchjagte im Nu alle Gassen des Städtchens, gleich als suchten sie nach einem Feinde. Da sich nirgends ein Feind zeigte, so eilten sie still auf den Marktplatz zurück und besetzten diesen und das Thor. Jetzt kamen die Trompetenstöße näher und näher. Eine stattliche Reitertruppe drang durch's Thor ein und in den vordersten Reihen erschien gleichsam als ihr Führer, der Johannes Falk, freundlich rechts und links grüßend und mit dem Säbel winkend. Kaum erblickte ihn der Schusterkonrad, so war alle Scheu vorüber, mit einem verwegenen Satze sprang er mitten zwischen die Reiter, ein Ruck und er hieng an dem Halse seines Freundes, und wie auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Lahnberger alle unter die Truppen; hundert Hände reichten den Willkommgruß und ein Hurrah! übertönte das andere.

Die Frauen weinten, die Männer riefen Vivat

und der Führer des Streifcorps, es war der Graf Mensdorf, sah verwundert den freundlichen Empfang. Er allein schien den Ernst der Stunde nicht vergessen zu haben, denn er horchte auf den fernen Kanonendonner und winkte unserm Johannes herzu und sprach leise mit ihm. Der schüttelte ernst und abwehrend den Kopf und man hörte ihn sagen: „Ach, Herr Oberst, lassen Sie mich die kurze Stunde des Wiedersehens meiner Freunde genießen, und verschonen Sie mich mit diesem unangenehmen Auftrag. Aber da steht Einer, der weiß hier Bescheid. „He da, alter Spitz," rief er dem Polizeidiener zu, „führt einmal diese drei Husaren in das Haus des Gaumer, wir haben den Auftrag aus dem Hauptquartier, den Polizeirath zu fangen!" Zähneklappernd wankte der Spitz neben den Reitern her auf das Haus des Polizeiraths zu. Man fand es verschlossen; man rannte die Thüre ein, aber der Vogel war ausgeflogen. Dem Polizeirath hatte sein Instinkt gesagt, daß seine Zeit in Lahnberg vorüber sei.

Während nun das Freicorps absaß, und die Bürger den Soldaten Erfrischung reichten, mit den Szekler Husaren, die einen Theil des Corps bildeten, manch freundlich Wort wechselten und die bärtigen, schweigenden Kosaken herzten und küßten, was sich die wie Kinder gefallen ließen, ritt Johannes auf das Kloster zu. Er band seinen Schimmel an die Thüre, durch die er so oft ein- und ausgegangen war und stieg die breiten, steinernen Stufen empor. Auf ein zitterndes Herein trat er in's Arbeitszimmer seines alten Lehrers Kraushaar, und von seinem Gefühl überwältigt fiel er dem Alten um den Hals und küßte ihn. „Mein Sohn

Johannes," stammelte der Director, „welche schreckliche Zeit und du mitten darin und ein Säbel an deiner Seite?" „Vater Kraushaar," sagte Johannes, „dein Stern ist untergegangen, aber traure nicht über den Fall des Feindes unsers Vaterlandes, siehe, es geht eine neue Zeit herrlich auf, und gewinne sie lieb, diese Zeit und ihr Geschlecht, du siehst, Vater, sie hat den Dank nicht vergessen gegen die alten Freunde und Wohlthäter. Nun leb' wohl, Vater, und segne mich, ich gehe großen Gefahren entgegen." „Ich segne dich, mein Sohn Johannes," sagte unter Thränen der Alte. Und dann saß er Stunden lang, nachdem das Mensdorfische Freicorps längst weiter war, an seinem Tische und sann nach, und dann und wann entfuhr ihm der Ruf: „Wär' es möglich, wär' es wirklich möglich!"

Und wieder durchflog der Schimmel die Straßen von Lahnberg und der Reiter darauf grüßte rechts und links. Die Steingasse hinab flog er und an dem Thore zum Schlößchen hielt er stille. Das stand weit offen und alle näheren Freunde umringten den Reiter. Sprachlos stürzte er aus einer Umarmung in die andere. Wie war es ihm doch? Plötzlich fiel sein Blick auf eine späte Rose in der Hand einer blühenden, hocherröthenden Jungfrau und die Hand reichte ihm die Rose und die Geberin entzog sich nicht seinem Kusse, und ein lieber Mund sprach: „Sei willkommen Johannes, der liebe Gott hat Treue gehalten, das Vaterland ist frei." „Ja, Friederike, es ist frei und mein Herz bleibt ihm und dir treu. Lebe wohl und bete für Deutschland und für mich!"

Dann sah er sich um und seine Augen fan-

den, was er suchte. Die Hessemer war herzugetreten; man sah ihr die innere Bewegung an, aber sie erschien ernst und groß vor dem Liebling ihrer Seele. „Mutter," sagte Johannes, „dein Weissagen ist erfüllt!" „Ja, mein Sohn," antwortete sie, „wir haben einen Gott, der Wunder thut, der behüte dich auf allen deinen Wegen!" Mit festem Auge sah sie ihn an und ihr Herz segnete ihn.

Vom Markt herüber hörte man in diesem Augenblick das Zeichen zum Sammeln der Truppen. Da reichte Johannes Allen noch einmal die Hand und rasch schwang er sich auf sein Pferd und ritt eilig davon. Die Rose aber trug er bis zum Abend, und als sie trauernd das Haupt senkte, da legte er sie mit dem Gedanken an die schöne Geberin in seine Brieftasche, und auf dem Strohbündel in der Bauernscheune, der sein Bett war, schlief er wie ein Kind neben der Weihnachtsgabe.

„Margarethe," sagte beim Nachhausegehen der Schuster zu seiner Begleiterin, „das war wieder eine schöne Stunde nach manchen trüben; aber du könntest sie noch schöner für mich machen, wenn du endlich verstehen wolltest, was ich meine. Alte Liebe und neue Trauer hielten dich bisher ab, mein Herz verstehen zu wollen; aber jetzt, wo das Vaterland frei ist, da mußt du in deiner Herzensfreude auch meiner alten treuen Liebe ein willigeres Ohr geben. Ich muß ja doch Jemand haben, dem ich sage, wie froh ich bin, und du mußt Jemand haben, der dir hilft tragen, was die Zeit noch bringt, und sie bringt noch viel Jammers, ehe es völlig Tag wird über uns. Laß mich nicht al-

lein, Margarethe, mein Vater wird alt und müde, und wer soll mir helfen die hungernden Völker sättigen, die bald über uns kommen, wenn du es nicht thust? Du weinst wieder, Margarethe, du kannst nichts sagen? Nun, so gib mir nur ein Zeichen. Siehe, wir stehen hier vor unsern Thüren, da rechts ist meine, da links deiner Mutter Thüre; willst du ja sagen, dann komm durch meine Thür zum ersten Mal seit deinem Wittwenstande in meine Stube und schaue zum Fenster hinaus; was gilt's, deine Mutter lächelt dir freundlich herüber!"

Zögernd folgte die Wittwe, noch zögernder öffnete sie das Fenster und verschämt wie ein Mägdlein bedeckte sie mit der halben Hand die Augen. „Ach Konrad," sagte sie, „die Mutter lacht sogar, was will ich da thun? Ich will dein werden, aber unter der einen Bedingung, daß du ein Wort nicht mehr in den Mund nimmst, das mich stets geärgert hat." „Verstehe," sagte lachend der Schuster, „du meinst: Potz Jena und Auerstädt! Soll heute zum letzten Male gesagt sein, denn was dort verloren ward, das ist bei Leipzig wiedergewonnen: die deutsche Ehre. Und nicht wahr, Margarethe, wenn mir's gar zu toll im Kopf wird, dann darf ich sagen: Potz Leipzig und Kosaken!" „Nun meinetwegen, alter Narr," sprach lächelnd die Wittwe, „meine Last behalt' ich mit dir, das sehe ich schon!"

Drei Wochen später ward Margarethe des Schusterkonrads Weib und die Hessemer segnete freudig den Bund der Beiden.

Aber diese drei Wochen des Aufgebotes waren schreckliche Wochen für Lahnberg. Der ferne Kanonen-

donner, der die Lahnberger geängstigt hatte, kam aus der Schlacht bei Hanau. Mit den Trümmern seiner bei Leipzig geschlagenen Armee zog Napoleon über Erfurt und Fulda der Leipziger Straße nach, um über den Rhein zu entkommen. Gesammelt und in guter Ordnung marschirten allein seine Garden, ein tapferer und mit Kriegsgeräth wohl bewehrter Haufe; aber das übrige Heer zog aller Ordnung baar vor und hinter den Truppen in einem wilden, verwegenen, ausgehungerten und meist unbewaffneten Haufen. Die deutschen Regimenter der Bundesstaaten, die nicht bei Leipzig in Kriegsgefangenschaft gerathen waren, hatten sich meistens zerstreut und suchten auf bekannten Straßen die Heimat. Die übrigen unter Napoleon dienenden Völker stürmten in einem mehrere Stunden breiten Strom durch das Fulda- und Kinzigthal auf Hanau zu. Rechts und links, vor ihnen und hinter ihnen, marschirten Oesterreicher und Kosaken, brachen von den Waldhöhen auf den Zug herein, trieben Tausende von der Heerde ab, machten sie zu Gefangenen, und schleppten sie, entweder an die Schweife der Pferde gebunden, oder colonnenweise mit gezogenem Säbel vor sich hertreibend, landeinwärts, und erschreckten mit ihnen die Bewohner entfernter Städte und Dörfer. Hunger und List, Krankheit und Tod verringerte eine solche Heerde täglich, und das platte Land auf weit und breit war mit ihnen bedeckt, wie sie bettelnd und um Gottes Barmherzigkeit willen um einen Bissen Brot flehend, an den Thüren standen, oder wie sie Fleischstücke gefallener Pferde an Wegen und Wäldern brieten und gierig verzehrten.

Noch in späten Jahren werden die Urenkel erzählen von dem Hunger und der Noth der armen flüchtigen Franzosen; aber Gott allein weiß, wie die armen ausgesogenen und Jahre lang geschundenen deutschen Bürger und Bauern an den verhaßten Fremdlingen gehandelt haben! Als Deutsche und als Christen haben sie an ihnen gethan, und die Hungernden gespeist, die Zerlumpten gekleidet, und die Angstvollen vor den Spießen der Kosaken geborgen. Manche Thräne des Mitleids ist auf das blasse Angesicht eines todtkranken Jünglings gefallen, der in Krankheit und Heimweh nach der fernen Mutter jammerte. Mancher Sterbende hat mit zitternder Hand das Bild seiner fernen Braut von der Brust genommen und es dem Bauernmädchen, das ihn pflegte, in die Hand gedrückt mit der halbverstandenen Bitte, es der Geliebten mit dem letzten Gruß zu senden. Damals sind alle Gärten zu Kirchhöfen geworden, und wenn heute der junge Bauer einen Obstbaum pflanzt und mit der Erde einen Todtenschädel herauswirft, und ein Verbrechen an dieser Stelle vermuthet, dann sagt zu ihm sein alter Vater: „Grab nur getrost den Schädel neben den Baum wieder ein, hier ruht mancher arme Franzose."

Aber der verwegene Haufe der ausgehungerten Flüchtlinge selbst, wie er sich auf Hanau zuwälzte, kannte keine Regung des Mitleids und der Schonung. Es war Herbst, und Böden und Keller waren gefüllt, und man gab, was man hatte. Was aber der Hundertste noch willig empfieng, das begehrte mit Ungestüm der Tausendste, und erhielt er es nicht, so bedrohte er Leib und Leben, und zerstörte in blinder Wuth Alles,

was ihn nicht zu sättigen vermochte. Keine Feder beschreibt die Gräuel, die an Menschen und Thieren verübt wurden, und um einen Begriff von dem Diebsgelüste dieser Helden zu bekommen, muß man wissen, daß sie in Gelnhausen zwei schwarze Leichentücher und einen eisernen Amboß stahlen. Grausenhaft ward die Wuth und das Gedränge, als Wrede mit den Bayern und verstärkt durch einige österreichische Regimenter sich dem fliehenden Heere bei Hanau entgegenstellte. Hier wurden allein zehn Tausend Franzosen gefangen; aber Napoleon erzwang mit seinen Garden den Durchmarsch und vom 28. bis 31. October dauerte der Zug durch das Kinzigthal, Schritt für Schritt von den Alliirten verfolgt und hart bedrängt.

An einem der ersten Tage nach der Schlacht bei Hanau war es, wo die Knaben in Lahnberg, die allezeit die Ersten am Platze sind, wo es etwas zu sehen gibt, sich einander zuriefen: „Eilt, sie kommen!" — „Wer denn?" hieß es. — „Gefangene Franzosen, das ganze Feld liegt voll von ihnen!" Und so war es, eine Colonne von etlichen Tausenden, von bayerischen Landwehrmännern und Kosaken geleitet, lagerte auf dem Felde, um gezählt und dann durch die Stadt geführt zu werden. Ach, das war ein Anblick zum Herzbrechen; kein Auge blieb trocken. Die Kranken und Schwerverwundeten hatte man auf Wagen geladen und dort lagen sie, Bilder des Todes und der Verzweiflung und baten um Leinwand und Verband für ihre Wunden, während der andere Haufen der Wegfertigen wie eine Heerde zusammengetrieben, und bald zum Aufstehen, bald zum Niedersitzen commandirt wurde. Daß man ihnen

Unterstützung reiche, wurde nicht gewehrt, und Alt und Jung strömte mit Lebensmitteln und Verbandzeug, mit alten Kleidern und mit Stärkung aller Art hinaus. Seitwärts unter einem Busche regte sich eine dunkle Gestalt und ein Kosake hielt unaufhörlich die Lanze nach dem Punkte hin, bereit, zuzustoßen, wenn der Gefangene Miene mache, zu entfliehen. Es mußte an solchen Versuchen nicht gefehlt haben, denn der Kosake war äußerst aufmerksam. Mehrere, unter ihnen auch der Schusterkonrad, traten herzu und sahen nach dem Busche hin, um den vermeintlichen Kranken mit Lebensmitteln zu versehen; aber er verbarg absichtlich sein Gesicht, und nur sein braunes, sonderbares Kleid kam bisweilen zum Vorschein. „Spion! kaput!" schrie der Kosake, durch die Aufmerksamkeit der Lahnberger ermuntert und stieß mit der Lanze zu; da richtete sich die Gestalt auf und zum Erstaunen Aller erkannten sie den Polizeirath in einer Kapuzinerkutte. Er sah verzweifelt um sich her, gab Winke und bat um Rettung, versprach Geld und Gut in Fülle, wenn man ihn befreie, oder ihm wenigstens eine andere Kleidung gebe; aber schweigend und staunend stand die Menge um ihn her. Ein herzutretender Bayer erklärte, daß man den Menschen in dieser Verkleidung in Hanau gefangen und den übrigen zugesellt habe; er scheine ein gefährlicher Mensch zu sein und werde deßhalb doppelt bewacht.

Der berüchtigte Polizeirath Gaumer in einer Kapuzinerkutte, und gefangen als Spion und von Kosaken transportirt, das war allerdings für die Lahnberger ein erstaunenswerther Anblick, aber die Schadenfreude

äußerte sich nicht. Man begnügte sich, den gefürchteten Mann anzuschauen, wie man ein Raubthier beschaut, das hinter festen Gittern gefangen ist.

„Komm, Margarethe," sagte der Schusterkonrad zu seiner Braut, „wir wollen weiter gehen, den armen Menschen beunruhigt mein Anblick und helfen kann ich ihm doch nicht. Siehe, dort hält ein Reisewagen, ach, wahrhaftig, es ist die gnädige Frau und der Herr Castellan! Was doch die Freude thut, mitten durch flüchtendes Kriegsvolk hat sie sich aus sicherem Versteck hervorgewagt, um das Friedens- und Freudenfest mit uns zu feiern. Ach, und dort ist auch der Pfarrer Held und der Gottfried und Tante Fritzchen, und so wahr ich lebe, die Jungfrauen des Städtchens alle. Sie wandeln zwischen den Reihen der Gefangenen hin, sie reichen ihnen Labung und spenden ihnen Trost! Sieh nur, wie das blasse Gesicht des Gottfried sich belebt; da hat er einen Kameraden gefunden und weint an seinem Halse. Jetzt spricht er mit dem baierischen Officier, ob er ihn behalten und pflegen dürfe; sieh nur, Friederike bittet mit ihm. Ja, dem Blick aus den lieben Mädchenaugen widersteht der Officier nicht; er darf ihn behalten, er nimmt ihn mit heim! Und dort wieder etwas Neues! Die Wagen fahren auf die Friedhofskapelle zu. Da sollen die Verwundeten verbunden werden. Unsere Quäler dürfen wir pflegen! Gott sei Dank für diese Rache! So feiern wir Deutsche unser Siegesfest!"

Ja, Deutschland feierte ein Siegesfest, wie es seit der Teutoburger Schlacht keins erlebt hatte. Denn von der Leipziger Schlacht an ist kein Franzose mit gewaffneter Hand wieder über den Rhein gekommen, und soll auch, so Gott will, keiner herüberkommen, am wenigsten als Bundesgenosse des Einen wider den Andern.

Und wie die Teutoburger Schlacht die deutschen Völkerstämme wieder vereinte und auch die unter der Dienstbarkeit der Römer gehaltenen zur Freiheit begeisterte, so warf schon in den ersten Tagen des November das ganze westliche Deutschland die Ketten von sich, mit denen es Napoleon zu dem schmählichen Rheinbunde umschlungen hatte, und wie Ein Mann erhob sich Deutschland, um sich der neuen Freiheit würdig zu beweisen. Bis aber unserm Lande der dauernde Friede wiedergegeben werden konnte, bis die Heimatlosen, die der lange Krieg zerstreut, heimkehrten, bis der stolze Feind, der keine Niederlage anerkennen wollte, als die er den Völkern bereitete, zweimal niedergeworfen und zweimal seine Hauptstadt eingenommen sah, da giengen noch zwei schwere Jahre hin. Aber auf deutschem Boden wurde der Riesenkampf nicht ausgefochten, sondern man gab dem Franzosen die wohlverdiente Lehre, was es heiße, Fremde nähren mit den Früchten des Fleißes und den eigenen Kindern das Brot nehmen, und in dem Brand der Dörfer und Städte das mühesam Gebaute und Errungene untergehen zu sehen; man gab ihm zu verstehen, daß Wiedergeben des gestohlenen Gutes ein Hauptstück der Buße sei, und lehrte sie glauben an deutsche Kraft und deutsche Ehre. Wie

dann auch das stolze Haupt gefallen war, das auf dem Nacken Deutschlands und unter dem Brand von Moskau der Welt den Frieden dictiren wollte, als eine kleine, ferne Insel im Weltmeer dem Ländergierigen genügen mußte, da brach endlich auch der Tag des Friedensfestes an, und die Heimatlosen kehrten heim. Das war ein herzerhebendes Wiedersehen,

Als jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag, mit Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Heimzog zu seinen Häusern.

Da strömte die Menge, Freudenthränen im Auge, den Heimkehrenden entgegen; da hieng, still weinend, die Gattin am Hals des Gatten und die Kinder umklammerten jauchzend die Kniee des heimkehrenden Vaters; da sank erröthend die Braut an die Brust des heimkehrenden Jünglings, der groß und stattlich mit bärtigem und narbenvollem Angesicht vor ihr stand, und fast mit scheuer Ehrfurcht sah sie auf das Kreuz der Ehre, das seine Brust zierte. Sie hatte den Liebling ihres Herzens einmal verloren und zweimal wiederbekommen, als Mann und als Held stand er vor ihr. Und die gefallen waren auf dem Feld der Ehre, derer gedachte man nicht als Heimatloser, sondern man wußte sie in der rechten Heimat, und ihr Geist umschwebte die glücklichen Heimgekehrten; die Trauer um sie war keine verzweifelte, sie war eine selige, von Vaterlandsliebe verklärte.

Siehe, mein deutsches Volk, das hast du erlebt, so haben deine Väter und Mütter gelitten und geliebt, geduldet und gehofft, geharrt und erharrt, bis der

Morgen der Freiheit kam. Und was die Väter dir erzählt von ihrem Kampfesweh und ihrem Siegesjubel, das erzähle weiter deinen Kindern und Enkeln, auf daß in keiner Zeit das Sprüchwort vergessen werde: „Unser Herrgott verläßt keinen deutschen Mann.“

Aber unsere Heimatlosen aus Lahnberg und der Umgegend, was ist aus ihnen geworden? wirst du fragen, mein lieber Leser. Als man das Friedensfest feierte, da haben wenige gefehlt. Der Schusterkonrad hatte ein Weib genommen, drum mußte er daheim bleiben, als es nach Frankreich gieng; aber er schickte wohl ausgestattet den Hanfried, seinen Lehrling, in's Feld, und als ein braver Soldat ist er heimgekommen. Der Franz aus dem Ritter hat als Tambour die Trommel unter Ehren nach Paris getragen und wieder zurück und ist unter lautem Weinen von der Waschbärbel in die Arme geschlossen worden und zwar auf offenem Markt und vor der Fronte, und hat Niemand darüber gelacht. Etliche haben sogar dabei geweint, der alte Spitz über seinen bösesten Steingässer und Ricketine über ihren Liebling.

Der alte Vest, der Pirmasenser, hat bei der Heimkehr des Regiments bolzengerade gestanden vor Rührung und sich der frischen Jugend gefreut, die im edlen Soldatenhandwerk sich so rasch vervollkommnet; aber er hat den Kopf geschüttelt über ihren geringen Anstand; beim hochseligen Landgrafen Ludwig, meinte er, wären sie in eine bessere Schule geschickt worden; freilich der Krieg sei eben kein Parademarsch.

Der Professor Wilhelm ist als Major von Hauenstein zurückgekehrt und hat seine Wohnung wieder in

Lahnberg genommen, und hat dem Director Kraushaar wiederholt erzählen müssen, wie Alles geschehen, denn der hat es nicht glauben wollen, daß sein Cäsar habe fallen können.

Frau von Tiefenbrunn ist nicht in das Schloß ihrer Väter drüben über dem freien deutschen Rhein zurückgekehrt. Der alte Förster Klein hat noch Jahre lang Bäume gepflanzt und den Schloßgarten geschmückt, und in wiederholten Briefen um die Heimkehr gebeten, weil er fürchte, das Wiedersehen nicht zu erleben.

Die Schloßfrau freute sich des alten Freundes, aber sie mochte nicht ohne ihren Berthold über den Rhein. „Was soll mir," sagte sie, „die Heimat, wo mir Alles fehlt, was sie mir lieb machen könnte? Hier unter meinen Freunden fühle ich mich getrösteter." Täglich, bis zu ihrem Ende, hoffte sie auf Bertholds Heimkehr; ihre Hoffnung leuchtete jedesmal neu auf, wenn ein müder Kriegsgefangener aus Rußland durch das Städtchen kam. Der Spitz mußte sie alle auffangen und in's Schlößchen bringen und dann fragte sie und forschte nach dem Sohn und wurde über die Täuschung nicht müde. Ihre Freunde nahmen ihr die einzige Hoffnung ihres Lebens nicht, aber von Jahr zu Jahr ward es ihnen gewisser, der Sohn sei mit dem Fluch der Mutter im Herzen auf den Eisfeldern Rußlands erstarrt, wenn nicht der Glaube an die unzerstörbare Kraft der Mutterliebe seinen letzten Augenblick erhellt habe.

Die sich einst geliebt und dann getrennt und als Heimatlose wiedergefunden, der Wilhelm von Hauenstein und die Schloßfrau sind Freunde geworden,

aber sie haben gegenseitig ihre Fehler und Schmerzen geehrt und darum redeten sie von der Vergangenheit nicht, sie freuten sich des stillen Lebensabends.

Mit dem alten Blücher kehrte auch der Stadtsyndikus aus England zurück, wo er eine freundliche Aufnahme und ein ergiebiges Amt gefunden hatte und wo man ihn gern behalten hätte; aber er wollte des längst ersehnten Friedens daheim in Lahnberg genießen. Er wohnte mit den Seinen wieder in dem alten, lieben Hause und hat sein Amt wieder angetreten.

Auch Reisach ist wieder aus Spanien gekommen, aber noch ernster, als er von Haus gegangen war. Ihm genügte der Friede nicht, den man den Franzosen bewilligt, und er tadelte laut die Männer, die den süßen Worten der Franzosen zu Lieb' die Theile des alten Deutschlands nicht wieder zum Reich gezogen, welche französische List davon gestohlen. Er meinte, das wäre in einer Rechnung hingegangen, denn den Franzosen müsse man das Gelüst nach der Rheinprovinz für immer ausbrennen. Er wohnte wieder auf der Burg seiner Väter und kam häufig nach Lahnberg, um seinen alten Freund, den Stadtsyndikus, zu besuchen. Jedesmal, wenn er kam, dann war's ein Festtag für's Haus des Stadtsyndikus; nur Friederike gieng verlegen umher, sie wußte warum. Der Freiherr zählte die Wochen, wo der Johannes Falk von der Universität zurückkomme, dann hatte er beschlossen, ihn zu seinem Gutsverwalter zu machen; denn er hatte den Jüngling lieb gewonnen, auf dessen Brust das eiserne Kreuz von seiner Tapferkeit zeugte. Und der tolle Reisach sprach von jener Zeit, als gehe sie ihn

allein an, und bedachte nicht, daß die Braut daneben steht, und nach dieser Zeit sich still sehnt, die ihr den Retter ihres Lebens, den Freund ihrer Jugend, den Stolz ihres Herzens zum beständigen Lebensgefährten geben wird. Sie kann nicht mitreden, wenn der Freiherr ihren Johannes rühmt und sich auf die Stunde freut, wo er mit ihm von Krieg und Frieden reden und durch ihn manchen Plan ausführen kann, der seinen rastlosen Geist beschäftigt. Wenn sie aber bei der Hessemer im kleinen Stübchen sitzt, und sie nennen ihn beide „ihren Johannes," dann geht der Jungfrau Herz auf Rosen, und sie spricht von der Zukunft wie von einem goldenen Maitag und die Mutter Hessemer hat ein Herz für die Träume des Mädchens. Denn so ernst ihre Miene, so weich und reich ist ihr Herz geblieben.

Daß Gottfried Meier sein Vaterland wieder als seine Heimat ansehen möge, darauf haben die Seinen lange und doch immer vergebens gewartet, und ob er gleich wieder gesund ward, und seiner Umgebung sich nicht mehr entzog, so hörte man doch aus seinem Munde wohl noch Aeußerungen wie diese: „Hätte man dem Kaiser Zeit gelassen, so hätte er Deutschland noch groß gemacht, einig und stark, denn von Westen droht ihm keine Gefahr, wohl aber von Osten." Der Pfarrer Held in Meierhausen feierte ein doppeltes Siegesfest. Der Jakobsstamm hat mit dem Peterstamm Friede gemacht, seit das Vaterland den lieben Frieden wiedergewonnen hat, und der Martin von der Bibermühle und seine Ammi hielten darauf, daß sich kein Streit mehr entspinne.

Der Schultheiß Jost hat die Base von über dem Rhein von Zeit zu Zeit besucht und das Auge des Greisen hieng dann mit Wohlgefallen an den verblichenen Zügen seiner Freundin aus der schönen Zeit, da man schrieb 1777. „Denn damals," sagte er, „war noch kein Franzose über den Rhein gekommen."

„Das ist also die Geschichte von den Heimatlosen?" sagst du vielleicht, mein lieber Leser, „die verläuft sich ja, wie der Rhein im Sand!" Mag sein, denn alle Menschengeschichten verlaufen so und enden da, wo der Sand die müden Herzen deckt. Aber verläuft auch der Rhein in ein dünnes Bächlein, hört er damit auf, Rhein gewesen und zwischen deutschen Burgen und Rebenhügeln durchgeströmt zu sein? Ein Wort zu seiner Ehre, eine Dichtung zu seinem Preise, der Deutschlands Stern, Schmuck und Ruhm bleibt, die müssen ein Echo finden in einem deutschen Herzen, und wär's auch so unscheinbar wie das Büchlein von den Heimatlosen und so kurz wie das Lied:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein."

p. 431